Gregor STEIN

Kleine Spiele um den Grossen Spieler

Dramen und Dialoge

VERLAG «DE FRENDESKRÉS» LUXEMBURG
1962

Dieses Buch erschien als 22. Band
in der Reihe der Pflichtbücher, welche
die Buchgemeinschaft «De Frendeskrés»
alljährlich ihren Mitgliedern aushändigt.

Es trägt die Nummer:

413

und ist versehen mit
dem Namenszug des Autors:

Druck der Sankt-Paulus-Druckerei A.-G. Luxemburg
Copyright by «De Frendeskrés», Luxemburg

INHALTSVERZEICHNIS

Vorspruch 9

Der Tänzer und der Orgelspieler 11
Ein Legendenspiel

Die Närrin und das Krippenkind 55
Ein Weihnachtsspiel

Jedermann 79
Das Spiel von der Bekehrung und vom Tode eines reichen Sünders

Die Spiegelmenschen 115
Dramatische Fiktion in 3 Akten

Der Ritter ohne Gut und Adel 173
Eine Kurzfilmskizze

Dialog über Kunst und moderne Malerei 197

Dialog über den Menschen unserer Zeit 279

Dialog über Sprache und Dichtung 329

Dialog über die Jugend wider Gott 363

Vorspruch

Wehend floß dein Mantelsaum
Tief in meine Augen nieder.
Flehend stand ich, Not, im Raum,
Rief dich und verlor dich wieder.
Wie der Abendfall der Zeit
Kamst du seinlos durch die Wände.
Die durchfurchte Ewigkeit
Nahmst du mit als Wehn der Hände.
Trank ich diesen Atem ein,
Fiel ich, jedem Leid ergeben,
Sank ich gottwärts, Mutter mein!
Spiel mit Ihm ist ja mein Leben.

Der Tänzer
und der Orgelspieler

Ein Legendenspiel

Habent sua fata libelli... Das nachfolgende Spiel wurde 1940 in Luxemburg begonnen und schon beim hundertsten Verse abgebrochen, weil die Deutschen für eine längere Ablenkung sorgten. Doch wider die Erwartung der Geheimen Staatspolizei und entgegen den Bestimmungen der Berliner Gefängnisverordnung gelang mir, in der Stille der Zwangsrekluse am Alexanderplatz die Geschichte heimlich zum guten Ende zu führen. Sogar ins Konzentrationslager Sachsenhausen konnte das kurios aussehende Skriptum glücklich eingeschmuggelt, bei den Effekten verborgen und später, dank dem gefahrenvollen Entgegenkommen eines inländischen Freundes, ins Reine kopiert werden. Das neue Buch durfte mit in die schreckenvollste Isolierung, vor der Verfrachtung nach dem Vernichtungslager Mauthausen, hinübergehen und dort auf einmal spurlos, wahrscheinlich in den Fängen einer erbauten SS-Sonderkommission, verschwinden. Immerhin blieb der erste Entwurf bei den Effekten zurück, die den weiten Qualenweg nach der Donau mitmachten, um dort am Tage der Befreiung jämmerlich unterzugehen. So war denn alles hin und vergessen, da dem schwachgewordenen Gedächtnis keine einzige Zeile aus der Erinnerung mehr zufallen konnte. Zehn Jahre lang blieb das Ganze ein lieber Traum, bis es endlich einer Unruhe Spaß machte, den Gedanken neu zu fassen und in dieser Form Wort und Reim werden zu lassen.

(Der Dämmer des Abends füllt das Kirchenschiff auf. Die Orgel spielt ein schlichtes Muttergotteslied. Pianissimo verklingen die Töne. Dann werden Schritte hörbar, eine Stiege knarrt, und langsam tritt, mit der nachdenklichen Miene des Menschen, der sich selber in der Melodie gefangen hält, der Orgelspieler in das Sichtfeld. Sein verhaltener Gang wird schließlich durch die lauten Überlegungen unterbrochen:)

Vielleicht ein re... vielleicht ein hohes mi,
Die beide p im dunklen sol versänken!
Das höbe mein Gefühl und könnte nie
Das Laute sprunghaft ins Gedämpfte lenken.
Gesang ist noch im Hauche mehr als Klang,

Da die beseelten Worte höher lauschen,
Als hörten sie des Fühlens Überschwang
Aus Ungefaßtsein ins Verlorne rauschen.
Drum liebe ich das Leben, wo es stirbt
Aus Dur in Moll, wie diese leichte Stunde,
Die aller Süchte Sättigung verdirbt
Und Klänge atmet aus umwölktem Munde.
So wird Musik des Wissens Sterberot
Und Beterlust der Ahnung Widerschatten.
So wachsen Säulen über jede Not,
Die sich im Raum zu Stimmungsbögen gatten
Und sternwärts heben meiner Andacht Dom.
Drin spielt die Stille, die ich selber werde,
Und treibt die Töne zum geballten Strom,
Der ungemessen zwischen Stern und Erde
Ins Horchen braust. — —
Das Horchende bin ich
Und auch das Übervoll - doch - Unerfüllte,
Des Herzensschrei der Schöpfer ewiglich
Ins Klanggewand der nächtigen Stummheit hüllte.

Doch wachsen in mir tausend Melodien,
Als fingerte Cäcilia verloren
So über meiner Sehnsucht Tasten hin.
Bin ich noch Weltteil? Und doch auserkoren,
Indes die Seligkeit das Innere sprengt
Und aller Ewigkeiten Himmelsreigen
Endlos ins Wort des Äußerlichen drängt,
Des Jubels Überjubel auszuschweigen?....
Nie wird ein Wort des Wunderbaren Maß,
Nie Klang Gewicht der allzuleisen Dinge.
Und wenn das Höchste tönt und wirbt:
«Nun faß
Das Klingen, hebe es ins Wort und singe
Aufjauchzend aus, was göttlich in dir schwingt!»,
Dann reißt es haltlos mich durch alle Mauern

Der Menschensprache aufwärts, und es springt
Der Geist beglückt ins tiefere Erschauern,
In dem das Höchste wie ein Wunder blüht.
Dann fällt mein Schrei: «Ich höre Dich, Gott Spieler,
Und muß Dein Sänger sein! Die Stille glüht
Im Atem Deiner Gegenwart, o Stiller,
Die Seele brennt in Deinem Heiligtum
Und lauscht. Dein Spiel hebt an. Die Sphären reigen.
Die Dinge beben, — doch mein Sein bleibt stumm
Und muß sich scheu vor Deinem Klang verneigen.

(Dann steht er eine Weile, schüttelt mehrmals, um die Ergriffenheit zu überwinden, den Kopf, möchte weiterschreiten, umfaßt in einem raschen Umblick die Heiligengestalten, zögert, hält und spricht auf diese ein:)

Ja, ja, ich weiß, ihr nennt mich wunderlich,
Weil ich vervielsamt nur nach oben lebe
Und zwischen Tastenschlag und Klangtod mich
Der Enge alles Kreisenden enthebe!
Wer stets entriegelt in den Wundern steht,
Wird leicht von ihrem Wehen hochgetragen,
Und wer das Höhere mit Lust begeht,
Ist mit dem Mal des Fremdesten geschlagen.

(Vor dem Donatusbilde stutzt er, da er merkt, daß die Gestalt aus der Senkrechten gekommen ist, besteigt einen Stuhl und rückt sie wieder ins Lot:)

Donatus dunkelt und erhebt den Blitz,
Als pflücke er ein Brandwort mir vom Munde.
Sein Sein verlor im Abend Stand und Sitz
Und sein Gesicht blickt quer in unsere Stunde.
Vielleicht daß er sein Ohr dem Schwingen leiht,
Das um die Säulen dämmerweh verblutet
Und noch einmal die stillen Räume weiht,
In denen Gottes Atemstrahl verglutet.
Urmächtig treibt nur der gerade Ton

Aus harter Enge in durchbrauste Hallen.
Du bebst und schwankst ins Lot und ruhest schon
Und weißt: Dein Amt ist Fällen, doch nicht Fallen!

(Neuerdings versucht er etliche entschlossene Schritte, doch er fällt unhaltbar in das Selbstgespräch zurück:)

Vergib, wenn ich so ohne Ehrfurcht bin
Und brüderlich dem Heiligen begegne.
Mein Mund bespricht das Holz, mein tieferer Sinn
Jedoch beschwört den Geist, daß er mich segne.
Ich bin mit allem Reinen ewig eins,
Sobald es Klang ward und zur Klarheit brannte
Und, endlos selber ungeklärten Seins,
Im Gehenden das Bleibende mir nannte.
In tausend Namen war ich so zuhaus,
In keinem warm. Die neuen Klänge fielen
Und löschten leicht die alte Ruhe aus.
Dann hob erneut die Seele an zu spielen
Und rief Erleuchtung aus dem hellsten Tag.
Der Tag lag still in ungestörten Gluten
Und floß vorbei. —
Harrt irgendwo ein Schlag?

(Es gelingt ihm nun, das letzte Lichtlein auszulöschen.)

Ich lasse Nacht ins Schiff nun lautlos fluten
Und horche, denn der Augenblick ist tief,
Als sei ein Ton aus seiner Welt gebrochen
Und seine Kraft, die Gottes Namen rief,
Versuche, jäh ans Tor des Seins zu pochen..

(Wirklich fällt im selben Augenblick ein Schlag. Der Orgelspieler lauscht nach obenhin. Der Schlag wiederholt sich, und es ist nur die Türe, die erdröhnt. Der Kopf des Lauschers sinkt, und seine Stimme hat sich vollständig gewandelt:)

Wie, stürzte ich ins Himmlische empor,
Um mich im Irdischsten zurückzufinden? —

(Mit verstärkter Stimme ruft er:)

Wer ist der Gast, der sich zu Gott verlor?

DIE STIMME:

Ich bin's.

DER ORGELSPIELER:

Wer ich?

DIE STIMME:

Hans Flug in allen Winden!
Vielleicht auch nur der stets verlorene Sohn,
Den peitscht des Lebens Rutenschlag ohn Ende
Hinauf, hinan zum niegestürzten Thron,
Hinab in aller Zeiten Mutterhände,
Wo er geborgen ist. Ich will zu Ihr!

DER ORGELSPIELER:

Ich weiß nur Ihn, den meine Töne rufen.
Doch wer ist Sie?

DIE STIMME:

Es gibt nur Eine hier,
Die wirkt und lächelt über allen Stufen
Des Seins, die meines Herzens Not betanzt.
Es wuchsen Schwingen meiner Seele Schreiten,
Und was an Erdenqualen, hoch umschanzt,
Sie trug, erbebte. Zwischen Sprung und Gleiten
War ich von Ihr gehört und schon erlöst.
Nun muß ich, eh die letzten Stunden reifen
Und Mitternacht an Ihrem Kleid entböst,
Mein schlichtes Donum, allen Danks Begreifen
Und fast Ergriffenheit, vor Ihr, die sieht,
Wo wir erblinden, heimlich niederlegen.

DER ORGELSPIELER:

Ein Beter, der das Licht der Menge flieht,
Um sich als Schatten in der Nacht zu regen,

Ist meiner hellen Welt höchst sonderbar
Und gottgefährlich. Doch die Stillgewalten,
Die unsers Vaters Schätze am Altar
Im steten Wunder ihrer Wache halten,
Sind mir wie Ihm zum Schutz. Ich lasse leicht
Die Riegel fallen, wenn sich deine Sehnsucht
Zu meinem Herrn bekennt.

DIE STIMME:

Ach, gerne reicht
Der Wille meines Herzens stillste Wehnwucht
Im Rufe dar: Ich glaube! Denn ich weiß,
Ich weiß, daß Ihrem heiligen Mutterschoße
Der Himmel selber, atemsam und leis,
Entfloß und immer nun an Ihr das große
Geheimnis der Entnötung wiederholt.
Mich rührt es an; dich hat es ausgesegnet,
Daß du im Frieden ruhst, den ich gewollt.
Nun komm und sei dir brüderlich begegnet!

DER ORGELSPIELER:

So tritt in Seinem Namen herzhaft ein,
Du später Bruder, den ich nicht erkenne!

(Der Riegel wird zurückgeschoben und die Tür geöffnet. Hereinweht, nach den Gesetzen seiner Kunst, der Tänzer, der, am Orgelspieler vorbeihastend, dem Seitenaltare zustrebt.)

Hier bin ich, selig, namenlos und klein,
Und doch Ihr Sohn, die ich mit Ehrfurcht nenne.
Doch nein! Ich schweige und verschweige so,
Was in mir Ihres Lächelns Widerleuchten
Und was mir die Bewegung lichterloh
Zur Flamme der Begnadung weiht. Am feuchten
Und dreimal ausgesonnten Auge geht
Ihr Atem auf. Der Hauch aus Ihrem Munde
Umschauert meinen Geist, und wärmlich weht
Ihr Mutterfühlen durch die Dämmerstunde

An dir vorbei, an allem Lärmenden entlang
Und fort und fort in uferlosen Wellen
Dem Meer der Stille zu, die mich durchdrang,
Um meiner Stummheit lautlos zu entquellen.
Ich lösche schon die harte Sprache aus
Und hebe, daß sie reden, meine Glieder.
Du, hohe Frau im ausgetönten Haus,
Hör meine Hände! Sieh, ich bete wieder!

(Er spricht nicht länger, sondern bewegt sich, vor dem Altare mit dem umschleierten Bilde der Gottesmutter, in einem rätselhaften und verhaltenen, doch von einer schlichten Innigkeit durchglühten Tanze hin und her, will knieen, wirft sich hoch, verneigt sich, hebt das Haupt, sinkt nieder, fängt sich auf und schwingt, der Welt und ihren Dienern ganz verloren, sich um die eigene Achse. Allein die Diener der Welt sind als Diener der Kirche in einem entsetzten Vertreter zugegen. Der faßt sich erst nach einer Weile und gebietet Einhalt.)

DER ORGELSPIELER:

Halt, Fremdling ohne Furcht vorm Frevel, den
Dein Fuß im Heiligtum begeht! Du wagest,
Des Wahnsinns Ausdruck hier, wo Engel gehn,
Als Andacht zu vollenden, ja, du sagest
Schon nach der Weise eines Narren, daß
Die Sprünge deines Körpers Lobewerke
Der innersten Erhebung seien!

(Er packt den Tänzer, hält ihn fest und überläßt ihn einer plötzlichen, fast wie Erstarrung wirkenden Ruhe.)

Laß,
So laß die Hopserei vor Ihm und merke,
Wie drüben jählings das erhöhte Licht
In Seinem Zorne schwankt und spür im Engen
Die Wogen Seiner Ungeduld, o nicht
Verhalten, sondern haltlos dich bedrängen
Und fast in Wirbeln um mich selber drehn!
In deinem Kreisen fühle ich, erschrocken

Und in der Seele bebend, das Geschehn
Des Augenblicks die Dunkelsten verlocken,
Hier Dienst des Teufels durch den frechen Tanz
Des ersten Abgesandten zu verrichten,
Und weiter dann, vor diesem letzten Glanz
Aus Seiner Strahlung, die verleisten Schichten
Der Horchung schwanken und den Unmut hart
Aus Seinem Schweigen um mein Furchtsein reigen.

DER TÄNZER:

(den das Wort aus seiner Bewegungslosigkeit erlöst zu haben scheint, breitet die Arme aus und spricht mit versonnter Stimme zum Bilde empor, bevor er wieder seine tänzerischen Schritte versucht:)

Sie aber lächelt, und ich bin, erstarrt
Am Mordsinn deines Wortes, im Verneigen
Des milden Hauptes zu Ihr aufgewacht.
Sie ist es, die in mütterlichen Schauern
Den Schrei des Unverstandes wehlos macht
Und deine Weltlichkeit in diesen Mauern
So sanft verlöscht, daß nur das Schlichte blüht,
Wenn meine Liebe sich in leichten Schritten
Um allen Sagens stummsten Ausdruck müht.
Mein Leib ist Jubel, und ich bin inmitten
Nur Kraft, die gibt, was sie aus Ihr gewann,
Nur Freude, die verwolkt zu ihrer Quelle,
Ach, Demut nur, die einzig hüpfen kann,
Wenn meine Nacht verebbt an Ihrer Helle
Und alles Glutende im Sein ein Schwung
Und die Verherrlichung ein stilles Gleiten
Und Lob ein Wiegen ist und Preis ein Sprung
Und Sie der Halt im Schaukelgang der Zeiten.
Dann habt ihr alle keine Worte mehr
Und keinen Ton, das Letzte auszusingen.
Denn eure Herzen sind wie eure Geister leer.
Mir aber wird, vor Ihr, es leicht gelingen,
In aller Himmel Rhythmen Wucht zu sein.

(Seine ungeordneten Versuche gehen wieder in einen abgerundeten Tanz über, dessen Glut erneut vernichtet wird. Denn es redet wieder, weil die seltsamen Dinge und die Widerworte des Tänzers seinen Schreck nicht allzustark vermindert haben,)

DER ORGELSPIELER:

Ich bin ergraut mit jenen kühlen Wänden,
Die, unverrückt bis in den tiefsten Stein,
Auf ewig unerschütterten Geländen
Des Meisters Glorie sangen. Aber nie
Ist meiner Einfalt, in den ärgsten Tagen
Nicht, aufgefallen, daß der Melodie
Des Glaubens in den mutternächsten Lagen
Das Tänzerische überlegen sei.

DER TÄNZER:

Verzeih, daß gleich mein Wort das fremde schneidet
Und deine wunderlose Sinnerei
Mit meines Wesens Sichtigkeit bekleidet!
Denn wisse, was ich höre, wenn der Fuß
Mir scheu„ in einer rehlichen Bewegung,
Den Boden küßt, und wenn ich schauen muß,
Wie in der feinsten Überseinserregung
Die Starrheit in sich selber kreisend wird.
Das Fließende gibt sich im Nu zu ahnen,
Wo Stoff am Stofflichen metallen klirrt,
Das Feste ist Millionenquirl von Bahnen,
Und Stein gefrorener Wirbel des Atoms.
Durch alle Quadern tanzt das Allerkleinste
Im atemlosen Traum des alten Doms
Den Ruhmessturm für meine Allerreinste
Und will nicht Ton und mag nicht Ruhe sein.
Du siehst den Panzer, den die Dinge tragen,
Und, ach, verwechselst Wirklichkeit und Schein.
Ich aber, den die Innenheiten jagen,
Damit im Rausch des Drängenden mein Gang
Ergebung, Einklang, Lust und Leichtheit werde,
Erkenne im Verhüllten noch den Hang,

Die ganze Rundung dieser nackten Erde
Unendlich, wie darüber Stern um Stern
Im Kosmos, zur unhörbar gleichbetonten
Und körpersamen Symphonie des Herrn
In einer himmelfaßlich wohlgewohnten
Verstillung auszuschreiten. Immer hebt
Im Tanz das Werden an und nimmer endet,
Was Seines Willens Schöpfung ist und lebt,
Im Halt des Nichts. Wir sind im Ring vollendet,
Der, ruhlos selber, das Getriebe normt
Und jedes Schweben um die ewige Mitte
Zur Glorie des Allerhöchsten formt.

(Gen Ende kehrt er zu seinem eigenartigen Körperspiel zurück und überläßt den Angeredeten einer sichtbaren Nachdenklichkeit, die dem Schweigen Raum gibt und für eine längere Weile die Stille und in ihr die rhythmisierten Bewegungen des Tänzers betont. Dann aber scheint der Orgelspieler wieder an der Stummheit zu leiden, denn er fängt, in stetig kürzer werdenden Zögerungen, neuerdings zu widersprechen an.)

DER ORGELSPIELER:

Ich beuge mich der Deutung halb und bitte,
Den Klang nicht, der da krönt, zu übersehn.
Du magst dich wiegen oder einwärts biegen,
Ein Springer sein und auf den Händen gehn,
Vielleicht in Zuckung deine Not verliegen
Und taktgetrieben, wie des Melos Sohn,
Der, fleischgeworden, nach den Flammen spränge,
Zum Urtum streben. Endlos bleibt der Ton
Die Peitschermacht in dir, dem nichts gelänge,
Wenn er verfiele.

DER TÄNZER:

Doch er selber ist
In seinen innersten Getriebenheiten,
Die keines Lauschenden Gehör ermißt,
Nur Wellentanz in alle Bebebreiten.

Du schlägst ihn an, er schwingt beseelt vorbei,
Ich schwinge mit und weiß mich eingerissen
In seine Wogung. Diese bricht entzwei
Und will, daß ich dem Ruf des Ungewissen
Vermehrfacht Zeichen gebe. Doch mein Los
Ist die Gebundenheit im Überborden
Des Fluidums, das, in den Gliedern bloß
Und tonlos strömend, tausend blauen Fjorden
Des Sinns die Buchten des Gemüts erschließt.

DER ORGELSPIELER:

Allein der Ton hat das Gemüt erhoben,
Das nur, was hörbar lockt, zur Lust genießt.
Von allen Taten, die den Schöpfer loben,
Aus Menschenmündern und im Sphärensang,
Im Laut der Glocken und im Gang der Winde,
Erstrahlt am herrlichsten die Kraft im Klang.
Ich bete inniger, wo ich ihn finde:
«Urvater Ton im Lied des Lebens,
Du Atemwucht des Aufwärtsstrebens
Und Mittler der Vergeistigung,
Du Flug und Blitz im Ruhn der Nächte,
Du Feuerkeil im Halt der Schächte
Zur himmlischen Erinnerung!»

DER TÄNZER:

Er bleibt nur Samen, denn die reife Frucht
Wird still von der Bewegung ausgetragen.
Sie wandelt sich im Stehn, wenn seine Flucht
Ihn selber tilgt. So darf ich heißer sagen:
«Urmutter Schwungkraft und Bewegung,
Des Schreitens Licht, des Worts Erregung
Und jeden Drangs Versonnenheit,
Des Reigens und des Wirbels Mitte,
Der Sehnsucht ausgeworfene Bitte
Und allen Heimgangs Seligkeit!»

(So sehr sind die beiden Streiter ihrem Spiel mit Worten zur Verherrlichung des Wortlosen hingegeben, daß sie nicht wahrgenommen haben, wie ihrem unsichtbaren Hörer inzwischen auch ein sichtbarer nähergetreten ist. Ein Fremder hat, herbeigelockt vom Lärm der Auseinandersetzung, den kaum erhellten Raum betreten und sich im Hintergrunde hingekniet. Da er ganz in Schwarz gekleidet ist, fällt er im Dunkel der Umgebung nicht im geringsten auf.)

DER ORGELSPIELER:

Vielleicht ist doch die Lust gebenedeit,
Aus der, in ruhlos wechselnden Kaskaden,
Der Körper seines Sinns Verborgenheit
Nach außen wirft. Die überblauten Schwaden
Der Selbstbegeisterung, die Wort und Tat
Aus deiner Kunst zum Außerweltenweihrauch
Der Glaubensfeiern wandelt und den Pfad
Umduftet, den du tanzest, gehn als Beihauch
Im Atem der Gewalt, die ungenannt,
Nicht anerkannt und niemals hier beschworen,
An mir vorbeiging, durch den Widerstand
Des Herzens aufwärts, wehn zu allen Toren
Des Staunens hoch im Geiste fort und sind
Schon Mächte der Erschließung vorm Entschlusse,
Dir plötzlich, wahrhaft brüderlich gesinnt,
Als Gleicher zu begegnen und im Kusse
Die Feindschaft zu vertun.
Allein der Ton,
Der alle Tage dort dem Druck der Hände
Zu Seinem Preis entsteigt und Nebenlohn
Der Lauschung auf die ungehörte Wende
In Seiner Haltung ist, vermag noch nicht
Dem Ruck, den ohrverlorenen Fingerspielen,
Der Unbeständigkeit im Gleichgewicht
Und aller Unrast vor den letzten Zielen
Sich sklavisch zu ergeben.
Nein, ich bin
Durch seine Kraft in meinem Sein verwandelt

Und wundersam, mit stetem Machtgewinn,
In ihm an das Unendliche verhandelt.
Du weißt nicht, wie es geht, — weiß ich es nur?
Ach nein, ich kann die Dinge kaum ergründen,
Da jäh in einer weiten Flammenspur,
Die Klänge mir das letzte Leid entzünden
Und das Durchlittene aus Qual und Not
Als Läuterlied zu allen Himmeln heben.
Ich steige noch, wo das Verderben droht,
Im Orgelbraus erhöht ins schönere Leben,
Das über dem verirdischten mich hält.
Die Nacht ist aus, ich werfe selber Strahlen
Aus der erspielten in die andere Welt
Und leuchte, weil erleuchtet, durch die fahlen
Verlassenen Stunden der Unmenschlichkeit,
In denen wir das Ewige vergaßen.
Ich bin Musik und so der harten Zeit
Entwirkt, daß von den lautgestählten Straßen
Des Universums noch der letzte Krieg
Mir seine sternvernichtenden Geräusche
Zu Mitteln der Beseelung macht. Mein Sieg
Vollendet sich, wenn alle Tiefenräusche
Der Harmonie im Ausklang dich und mich
Demselben Bann der Ewigkeit verhaften.

(Es ist, als seien beide, der Hörer und der Sprecher, der erwähnten Haft verfallen, denn der Tänzer steht und scheint in sich hinab zu lauschen, und der Orgelspieler möchte wieder zu Atem kommen, bevor er, mit veränderter Stimme, die Verherrlichung seiner Kunst vollendet:)

Und wenn am Ende alle Töne sich
Zum Sturme auf den Herrn zusammenrafften,
Wird das Gemeine bald vergessen sein.
Es singt der Raum, es klingt die kleinste Weile
Und gießt sich jubelnd in die Zeiten ein,
Die, dunkler rauschend, in verhaltener Eile
Das Herz der Welt und mein erfülltes mit
Zur fernsten Mündung allen Jauchzens tragen.

(Dann erlischt mit einem Male das unterdrückte Jauchzen in seinen Worten, und der Anflug einer Müdigkeit erfaßt ihn, da er weiterfährt:)

Doch was den Auffall dort ins Meer erlitt,
Will meine Macht im Nu zur Stummheit schlagen,
Da es, in lautenloser Wiederkehr,
Als Echowoge, die das Licht verzehrte,
Mich rücklings anweht und der Gegenwehr
Mit stärkeren Stillen Sieger wird.
Begehrte
Ich dann vom letzten Forte auszuruhn,
Um die erschlafften Hände notzufalten —
Und so den schwächern Betern gleichzutun —,
Erreichte nichts den Port des Heils. Es wallten
Auf toten Bahnen über jeder Qual
Die Rufe glanzlos aus den kalten Tiefen,
Hin wäre, was erhebt, und aus der Strahl,
Aus dem Erleuchter die Gedanken riefen,
In denen Er der Fasterkannte war.

(Nun geht sein Haupt doch wieder hoch, und ein Entschluß, der seinen Körper strafft, scheint auch die Aussagen aufzuhellen:)

Ich aber bin, umschwiegen, der Gejagte,
Des Andacht wächst im Aufsprung der Gefahr
Und der, was ihn zu überstimmen wagte
Mit dem geheimnisvollen Widerhall
Des Eintons, der die Nichterhörung meinte,
Die Laßheit hetzt, bis sie dem jüngeren Schall
Der neuen Lust erlag und urverneinte,
Was diabolisch schon ihr Heim umging.
Ich greife, Seinen Schlägen Ton, ins volle,
Ins atmende Gelünge, fest ins Ding
Der Dinge, die allein die Zauberrolle
Des Trostes in der Tröstung spielen, bin
Der Flammenwille, den das Abseitswenden
Des Herrenangesichts begnadet, bin

Der Feuerglaube, dem in beiden Händen
Die Liebe brennt, die reinere Andacht glüht,
Und bin schon Überschwang vorm Orgelschwingen,
Besessenheit, Vergessenheit im Lied,
Das Alle, die da mit dem Vater ringen,
In einer Seelenwucht vereinigt hält.
Nun steigt der Drang in lauterwarmen Tönen
Weit über den hinaus, der spielend fällt,
Bereit, das Feindlichste noch auszusöhnen
Und Anfang der Verhimmlischung zu sein.
Er treibt und wird vermehrfacht hochgetrieben
Durch jede Resonanz aus jedem Stein,
Er muß und wird die höhere Höhe lieben
Und süchtiger den Wartenden begehn,
Der schon als ohr- und herzerschlossener Lauscher
Dem Klang entgegenhorcht.
Und will Er sehn,
Wie meine Freude Ihm, dem Alldurchrauscher,
Die letzte Kindlichkeit aus sich erlöste
Und jede Reinheit aus dem Hoffartspanzer
Und alle Güte aus der Härte stößt,
Dann bin ich, nicht aus Eigenem mehr, ein ganzer,
Ein ausgegossener Geist, der nur bejaht:
Das Licht, das uns erleuchtet, und die Tugend,
Der niemals sich der Himmelshasser naht,
Den Halt der alten Erde und die Jugend,
Die unabänderlich das Größte trägt,
Die Rettung durch das Fest der Kommensalen,
Das, österlicher stets, uns heimwärtsschlägt,
Die Urverbrüderung in Kathedralen,
Wo tausend Flöten eines Sinns Gebet
Gleich meinem innig zur Erfüllung drängen,
Das Kreuz auf Golgotha, das zeitlos steht,
Als Zeichen unserer Schuld in allen Fängen
Der tödlichsten Vermessenheit!
Ich weiß
Mich trauer-, weh- und schauervoll gefangen

In diesem weiten und geschlossenen Kreis
Und fühle, noch im schwächsten Fluchtverlangen,
Die Träne unter der Beglückung feucht
Den Mittenschimmer jeden Klangs durchwirken.
Des Leides Überlächeln wird Geleucht
Der Demut, die in weicheren Bezirken
Den Wehungen des Engels insgeheim
Die Gründe lockert und aus allen Poren
Der Schöpfermasse in mir Trieb und Keim
Zu Allelujas reift. Und neugeboren
Aus solcher Reue, die Verzeihung fand,
Erhebt der ausgegorene Ton urmächtig
Die Last der Lust zu Ihm und ist gesandt,
In einem Stieg die Trennung hundertschächtig
Zu überwinden und den zarten Blust
Des Dankes in der letzten Odemschwellung
Hinanzuwehn zur unerregten Brust
Des Vaters, wo die herrlichste Erhellung
Ihn langsam auslöscht und in sich versenkt.

(Der Tänzer, der inzwischen wieder angefangen hat, die Erklärungen des unhaltbar hingerissenen Sprechers in Bewegungen auf seine Art zu untermalen, sinkt im selben Augenblick, da der Orgelspieler paust, mit hochgehobenen Händen in die Knie und verweilt in dieser Haltung, bis der Alte wieder zu reden anhebt:)

Das ist sein Weg, sein Wunsch aus meinem Willen
Und seines Wesens Wucht, die haltlos drängt,
Aus eigener Macht den Weltlärm abzustillen
Und jeder gellenden Unheiligkeit
Erstickerin zu sein.
So fliegt er, leichter
Und schon geklärt, weil aus dem Lug befreit,
Durchdringt den Stoff und schlägt, als Unerreichter,
Die erste Schicht der Himmelsdämpfung ein.
In ihren Bläuen will der Flug verleisen
Und ausgeweltetes Verhauchen sein.
Allein die Sucht, den Herrscher dort zu preisen,

Wo alles Klingende entmenschlicht ist,
Bewegt und zwingt ihn, auch die stärksten Decken
Der Kälte in der Halbheit und der List
Im Selbstbetrug, das Größere stumm zu wecken,
Besonnener und heimlich angesonnt
Im Scheine einer unbekannten Lichtung
Noch sanfter zu durchstoßen und die Front
Des Widerlobs in der verklärten Richtung
Unhörbar zu umgehn. Und es gelingt.
Und es gelingt noch mehr, da im Durchquellen
Des höchsten Haltes, wo er überklingt
Ins Irreale und die stillsten Wellen
In Seiner Horchung zur Erhörung treibt,
Ein großes Wunder plötzlich die Erschlaffung
Der stärksten Hingerissenheit verleibt
Und mein Geschöpf in einer jähen Straffung
Hinauf in die Vollendung wirft.
Da steht
Und schwingt es, allen Sangs Zuhause,
In meinem innerlichsten Tongebet:
«Du, segne mich, daß ich Dir tiefer brause!»

(Im selben Ruck, der den Orgelspieler auf die Knie wirft, erhebt sich der Tänzer und widerspricht, im Tanz der Sätze wie im Tanz der Glieder:)

DER TÄNZER:

Und ist nicht mehr, was er gewesen war:
Die Weckung einer Freude am Gehörten,
Die schon im Klange stirbt und immerdar
Der Heiterkeit das Herz der ungestörten
Und feiernden Besinnlichkeit erdrückt.
Du denkst ihn noch, wo er, im Raum verloren,
So deiner Hand wie deiner Kraft entrückt,
Am Rande dieser bebenden Emporen
In einer Schwingung jedem Ohr entfällt,
Und deutest die Gewolltheit deiner Taten
Zu Gottesschütterungen über Welt
Und Wirklichkeiten um.

Allein die Saaten,
Die ihres Auswurfs fernste Folgen sind,
Bewegen sich, von wem und wo vernommen?,
Als rhythmentrunkene Treibungen im Wind
Des Alls und haben gleich den Lauf genommen,
Der mir sie teuer macht. Denn schon verwandt
Dem Zauber, der aus meinen Schwebehänden
Die Masse Mensch beschwingt und einen Brand
Des wesenlosen Feuers um die Lenden
Des Schreiters wirft, umkreist dein Ton in Not
Mich selber und verlangt vorm tiefern Fühlen,
Das meine Gnade ist, daß ich, was loht
Und wabert in mir, rasch zu gleitend-kühlen
Verkörperungen seines Drangs und dann
Zu den Erfüllern deiner Glut erhebe.
Die Wandlung ist nicht Wunder, denn ich kann,
So närrisch ich zu Ihrem Lob auch lebe,
Viel Dunkelheiten jetzt in einem Schritt
Und weiterhin in einem Sprung benennen.
In meinen Stillen flammt die Formung mit,
Und aller Formen Sinn muß aus mir brennen.
Doch machst du, jeden Namens kundig, nicht
Das Werdend-stets-Verwerdende in Worten,
Die Sang und Klärung sind, als Angesicht
Begreifbar. Immer treiben allerorten
Geschehnis und Bewegtheit leicht am Laut
Der sie erhielte oder leuchten ließe,
Vorbei und haben, keines Verbums Braut,
Den einen Zweck: Vollende dich und fließe!
So fließt es, vor und hinter deinem Ton
Wie mitten durch die Breiten deines Sanges,
Und wandelt endlos durch dich selbst davon
Und ändert noch im Untergang des Klanges
Die Fläche, die es eintrank, daß sie Strom
Der dunkleren Erregung wird. Es schauert
Den Baum entlang und schwingt im Chromosom
Wie am Geduft der Blume, ja, es dauert

Unsichtbar und unsagbar selbst im Strahl
Des Auges, das beseligend sein Lächeln
An dich und mich vergibt und ohne Wahl
Den Raum, wo Ahnung und Gefühl verbächeln,
Vor allen Schauenden zum Fluten bringt.

(Mit einem Mal verstummt sein Körper, und er steht, wie lauschend, stille, wendet sich dann, mit ruhenden Gliedern, zum Orgelspieler hin und läßt die Stimme beschwörender im Ausdruck werden:)

So neige dich, weil du, berührt, in Rührung
Schon wieder bebst, und nenn, was unverdingt
Dich angeht, mit den Noten deiner Spürung!
Was zittert hier im Silberpappelblatt
Und möchte seltsam dein Gemüt durchschrecken,
Da seines Hauchs auch deines Ahnens Statt
Und Ursprung ist? Und welche Mächte wecken
Im Gang der Welle deiner Seele Sucht,
Den Stoff zu lösen und am fernsten Ufer
Die Ewigkeit und ihre stete Flucht
Mit deiner Hand zu halten, um als Rufer
Des offenen Himmels Gottes Narr zu sein?
Nach wessen Atem geht in deinen Zügen
Die stärkste Seligkeit als minderer Schein
Der Sonnenrieselung aus goldenen Krügen,
Die ihres Glanzes Flüssigkeit vertun?
Wer hält die Füllung? Wo ist ihre Quelle?
Und was darf ihres Urgrunds Drang und Ruhn
In deines Blutes nächtigstem Gefälle
Als Ausdruck andern Seins belauschen?

(Er scheint nun wirklich in sich selbst hinabzulauschen, denn er schweigt erneut, nur einen Augenblick, dann fängt er wieder, mündlich so wie körperlich, zu reden an:)

Sei
Und werde vor den Wundern deiner Erde
Der Ohnmacht dir bewußt! Den höhern Schrei

Der Dinge faßt mein Leib in der Gebärde
Allein und reicht ihn, fließend immerzu,
In der Gehaltenheit sich noch erneuernd,
Hinüber, wo ihr staunt, und gibt, im Nu
Die eigene Ergriffenheit beteuernd,
Mich selber im Begreifen mit ins Spiel
Und reißt, ob ihr es wehrt, ob ihr es duldet,
Die Geistverwunderung, wo ich nur fiel,
In eurer Starrheit auf.
Ach, unverschuldet,
Wenn meine Stummheit alles Leid erfuhr,
Umfängt mich die Bewunderung von Toren,
Die der Geschmeidigkeit der Glieder nur
Die Hülle loben und, dem Sinn verloren,
Mein Werk als Schaustück preisen.

(Er überlächelt dann das Weh. Vielleicht ist dieses Lächeln nicht, des halben Dämmers in der Kirche wegen, wahrzunehmen, allein es schimmert doch in seiner Stimme auf und fließt in seinen bewegteren und leichter gewordenen Bewegungen über.)

Eine doch,
Zu Der ich komme, wenn ich auswärts tanze
Die Lust der Kreatur, die auch im Joch
Der selbstgeschaffenen Qual das wunderganze
Geheimnisweben ihrer Rettung ahnt,
Versteht die Flucht, die ich im Kreis ergreife,
Um ruhlos, wo mich Ihre Stimme mahnt,
Das Fliehende als Gnade, die ich greife,
Zu halten und dahinzugeben, dir
Und Allen, die es wollen, wenn sie endlich
Die Größe meiner Tat erfassen. Hier
Ist alles, engelsam, fast unabwendlich,
Im Uferschaukelschlag der Überzeit,
Nur Wehn des Friedens in der reinsten Wiegung
Des Heiles, das der Helden harrt, und weit
Dahinter, in der lichtdurchpulsten Biegung
Des Vaterarmes, der uns hebt, ein Gehn

Der Freude und die Wiederkehr der Stärkung
Durch Ihre Hand, die schenkt und, nie zu sehn,
In einer schwebendleichten Liebeswerkung
Des Sohnes Wärme flutlich weiterreicht.

(Seine Augen haften am Bilde der Gottesmutter und seine Hände grüßen zu ihr empor. Dann fallen sie, in einer unerwarteten Lassheit, hinab, als wollten sie das Schweigen dinglich auffüllen, das plötzlich eine Weile um sie ist. Dann beginnt er, dunkler als zuvor, zu erklären:)

Ich fange, was gesandt wird, in den Gliedern
Und übergebe die Beschwerung leicht
Aus hundert Hebungen der Hand den Brüdern
In einer unverlärmten Andacht dar.
Und endlos bin ich, da Sie endlos schreitet
Durch die Erbarmung, wo sie Fülle war,
In Ihrer Bahn, die mich durch Tiefen leitet,
Für die mein Tänzergang die Prägung sucht.
Hier hast und hältst du meines Lebens Drangsal
Und meines Wirkens nie gelöste Wucht,
Hier bin ich fremd vor dir und keiner Rangwahl
Aus deiner Welt gestellt: Denn alles stößt
Mich, alles reißt mich rastlos im Gebette
Des transzendenten Stromes und entblößt
Mein Künderherz im Ausdruckshunger.

(Die letzten Worte sind, so scheint es, von einer heimlichen Feuchtigkeit umwittert gewesen. Oder hat die Beschwörung des Herzens und dessen Drang ihn weich gemacht? Es ist nur eine unerwünschte Anwandlung gewesen, da seine Stimme das Sanfte wieder auswischen möchte:)

Hätte
Die Leidenschaft des Offenbarens nicht
Die Innerung mir täglich ausgeglutet,
So lebte ich, wie du, im milden Licht
Der Frauenliebe aus. Doch, heiß durchblutet
Vom Glanz des Übersinnlichen, verloht

Das Sein mir, stündlich neu hinausgeschwungen
In alle Sehnsucht nach dem Fang der Not
Und ihrer Deutung, in Erinnerungen
Nach ihr, der schönsten Prägung, die im Traum
Des Tags ich sah und die im Weh der Nächte
Mir blaß den Geist umirrte. Nur den Saum
Ergreifen dürfen, wenn sie schwebt! So brächte
Ich zitternd, ach, und ihres Bilds bewußt,
Da ihrer Pracht erlegen, die Geliebte
Zu Linien, die blieben, und zur Lust
Des schwankenden Verweilens, ja, die siebte
Urseligkeit des Schauens wäre dein
Und mein das Glück, sie in der Dauerwirkung
Des Geberdrangs aus Seele, Hand und Bein
Noch bräutlich zu besitzen.

Der Bezirkung
Im Halt des Menschlichen entflieht sie still
Und eiferlos, und meiner Sehnsucht bleibt sie
Die Vorkraft, die mich nur vollenden will
Im Leid des Ungestilltseins. Also treibt sie
Unfangbar, unvorstellbar und verhüllt
Hinab ins Dunkel, wo Begriffe schweigen
Und alles Gut, das uns aus Gott erfüllt,
Im wesenlosen Ineinandersteigen
Des Ungewissen - Niegewußten gleich
Entsonnt ist. Nur die Lockung steht im Hellen
Und zwingt mich über in das Mittagsreich
Des schöpferischen Drangs, aus allen Quellen
Der Nächtung noch den einzigklaren Schwung
Des Sinns zu heben und mit tausend Strahlen
Aus ihrer Fliessung, die, als Spiegelung
Der Urgeliebtheit, mit den Zaubermalen
Der Schönheit wirbt, im Wandel zu bewehn,
Bevor die Säfte zum erblühten Werke
An eurer starrsten Nichtigkeit vergehn.
Ich hole wieder, was mich packt, und stärke
Im Wiederholen den bewegten Geist,

Ich schaukele im letzten Fall der Finger
Den Ruf der Irdischkeit, die, längst verleist,
Die Taubheit dennoch angeht, und als Schwinger
In der Unendlichkeit, die mich umfängt,
Bewege ich die Schließung, mitzukreisen
Und aufzugehn, wenn meine Liebe drängt,
Und dort, wo alle Sehnen fleischlich preisen
Die Ungedachtheit Dessen, Der uns denkt,
Das Göttliche in Überzungenweisen
Durch Sie, die Mitte ist und aufwärtslenkt,
Was flächig strebt auf hochgewollten Reisen,
Mit Zeichen zu beschwören, die allein
In Ihrer Mutterdeutung Ihn erreichen.
Vor ihm, dem Fernen, sind wir ja wie Kain,
Durchschaut vom Blick, der alle Bruderleichen
Auf unsern dugehaßten Wegen sieht
Und das Geschick verdammter Untertanen,
Noch eh der erste im Verzeihen kniet,
Durch einen Liderzuck erfüllt. Die Bahnen
Der Irdischen verliefen fürchterlich
In Seinem Zorn, wenn nicht an Ihrer Bitte
Der Sturm verrauschte und im Wandel sich
Als Segen Ihrer Tat schon um die dritte
Sekunde uns ergäbe.

(Seine Stimme wird, indes seine Bewegungen sich mehr und mehr verhalten, inniger und geht am Ende, in einem jähen Abfall des Körpers, in ein heißes Beten über:)

Sie ist nah,
Wenn ich verloren scheine. Ihrer Hände
Durchsonnter Ausfluß rührt an meine da,
Wo ich nur Flehen bin, und jede Wende
Um Ihre Stille, die mir donnersam
Im Geiste tönt, enthebt mich gnadenreicher
Der Furcht vor Ihm, die aus mir selber kam
Als Atemzug der Schuld.

Ich tanze weicher,
Vom Schimmer, der aus Ihren Augen weht
Und weiterspielt im Lächeln Ihrer Krone,
Zu sanfterm Gang bestimmt. Und Vieles geht
In meiner Taktbewegung mit zum Sohne:
Das Licht der Zeit, die Stummheit deiner Not,
Die Qual der Menschheit und der Ruf der Dinge.
Sogar die Angst wellt ab in Ihr Gebot,
Das will, daß alles um die Gottheit schwinge.
Und ich bin dieser Schwünge Mittenkraft
Aus Ihr, die wirkt, zu Ihm, dem Herrn der Erden.
O Mutter, schlag mich, wenn ein Glied erschlafft,
Und leite mich zu bessernden Gebärden!
Mein Arm ist schwach, und einfach mein Gemüt,
Doch mein Vermögen wächst in Tänzertaten
Nun himmelan, und meine Lust erblüht
In Armut, Frau, zu schönern Glaubenssaaten.

(Dreifach wirkt das Schweigen nun nach obenhin, aber einmal ist es die höchste aller Hingaben und zweimal die fühlbare Auswirkung einer Peinlichkeit, die sich, nach einer auffallenden Pause, in einer Räusperung zuerst und dann in der Replik des Orgelspielers äußert.)

DER ORGELSPIELER:

Es ist nicht leicht, an deines Worts Gewalt
Das Element der Wahrheit zu ermessen.
Es trieb mich oft, in einem harten Halt
Mich selber wie dein Treiben zu vergessen,
Um so das Übertreibende zugleich
Durch meine Widerrede zu verpönen.
Allein der Jubel, der den Sinnbereich
Der Sonderkunst in einem tänzerschönen
Gesage dir erweitern ließ, verhielt
Mir lang den Mund und überzeugte
Das Ohr, doch nicht den Geist. Mein Herz befiehlt,
Den Ton zu loben. Hymnisch aber beugte
Dein Wort zu dir mein innerstes Gefühl.

Doch nein! Das Fühlen war nicht angeschlagen,
Denn deine Springerdeutung wandert kühl
Vom Spürersinn in den geheimsten Lagen
Hinweg und kündet neu das Panta rei.

DER TÄNZER:

Und kann doch nicht dich selber fluten lassen,
Wo du erstarrt bist, Freund! Im Rauscheschrei
Des Strömenden, im Brauseton der Massen
Bleibst du der Blinde, der zu jeder Zeit
Dem Klange sich erschließt. Du sinnst im Klange,
Der stets vom Wesentlichen sich befreit,
Um, hörbar wohl, doch unerhört, dem Drange
Des Ewig-Gleitenden entführt zu sein,
Weil das Begleitende dich führt.

DER ORGELSPIELER:

Denn allen
Geheimnissen im Hinterdämmerschein
Des Seins ist das Gehör ergeben. Fallen
Die Tore irgendwo, so hat das Ohr
Im feinsten Hall den tiefern Fall vernommen
Und schon dem Sinn erschlossen.

DER TÄNZER:

Lieber Tor,
Dem das Gehörte immerdar verschwommen
Den Geist belagert! Nur der Gang und nicht
Des Gängers Klang aus allen Finsternissen
Der Ahnung hebt, was pilgert, zum Gesicht
Des Muttersuchers, der dem Ungewissen
In tausend Sprüngen zu entfliehen sucht.

(Allmählich geht in der Ausdrucksart der beiden Kämpfer zur Glorie der himmlischen Mächte durch die Verherrlichung ihrer Kunst ein großer Wandel vor. Haben sie zuvor mit Feuer aus der Fülle einer außerordentlichen Innigkeit gesprochen, so werden nun die Worte, die sie anwenden, seltsam kühl. Sogar die Körper

scheinen sich, in einer jähen Starrerwerdung, der Temperatur der Rede anzupassen, da hüben und drüben die Lockerung der Glieder fällt, die Bewegungen hart und eckig werden und die vormaligen sanften Stützen der Sprache, die Hände, mehr und mehr in der Ruhestellung verharren. Es ist, als ob die Atmosphäre im Raume selber eine eigenartige Veränderung erführe, über deren Ursache sich die Männer nicht klar werden könnten, obschon sie die umstimmenden Auswirkungen deutlich irgendwo im Geiste, wenn nicht in der Seele und am Körper wahrnähmen. Das Kältefluidum scheint sich zu verdichten und anzustauen, um, in einer jähen Sprengung jeden Haltes, über die Streiter dahinzuwirbeln. Von welcher Seite kommt die peinigende Gewalt? Ist sie etwa aufgestanden, als sich im Dunkel des Hinterschiffes der schwarze Besucher erhob, um die Spannung des Horchens durch diesen geringen Akt zu zerschlagen? Weder der Tänzer noch der Orgelspieler nehmen die Präsenz des Fremden wahr, setzen ihren Dialog erregter fort und spüren sich doch im Wirkungsbereiche einer Gegenwart, die der Reinheit ihrer Aussagen heimlich zuwider ist.)

DER ORGELSPIELER:

Und doch ist uns allein die Macht gegeben,
Das Dunkelste im Segen einer Zucht
Des feineren Gespürs ans Licht zu heben
Und ahndevoll im Ton beglückt zu sein.

DER TÄNZER:

Der Ton macht flüchtig, was aus Gnadengründen
Nach außen strebt, es geht dir wieder ein
Und stirbt, wo alle Wehungen vermünden:
Im Tiefenweh der Ungehaltenheit!

DER ORGELSPIELER:

Ich halte, was ich höre, im Verlauen
Der heiligsten Begeistung noch.

DER TÄNZER:

Die Zeit
Verwischt sie rasch, und nur im lichten Schauen
Vollendet sich, was eingegeben ist.

DER ORGELSPIELER:

Das Göttliche wird keiner Sicht geboren.

DER TÄNZER:

Und drängt dennoch zum Bilde, das vergißt,
Gott Selber zu erfassen.

DER ORGELSPIELER:

Nur den Toren
Will Er Bewegung werden, —

DER TÄNZER:

Die ein Hort
Erschauernder Gewißheit ist.

DER ORGELSPIELER:

Unheilig
Und lästernd!

DER TÄNZER:

Nein! Den Herrn begreift —

DER EIFERER:

Das Wort.

DER ORGELSPIELER:

Das Wort!

DER TÄNZER:

Das Wort?

(Der Fremde hat seinen Eifer nicht zügeln können und mit einer fast donnernden Stimme in den Raum gerufen, so daß die Wiederholung seines Schreis im Munde des Orgelspielers schreckhaft und von der Zunge des Tänzers fragend als zweifaches Echo zu wirken scheint. Der Schreck des Orgelspielers wächst und ergreift den Nebenmann. Beide stehen unbeweglich, in einer betonten Horcherstellung, und blicken in der Richtung, die ihre Andacht zu nehmen pflegt: der Orgelspieler zum Haupt- und der Tänzer zum Nebenaltar. Die Stille hat für eine Weile das Gewicht der

Furchtbarkeit. Die Gedanken der beiden Kämpfer sind derart allem Himmlischen verbunden, daß sie zu erbeben scheinen unter der Wucht des Glaubens, hier habe nichts Weltliches sich hörbar gemacht. Doch dann zerschlägt der Eiferer selber ihren Bann, da er mit einer Stimme, deren Schärfe schmerzt, zu predigen beginnt:)

DER EIFERER:

In eurer unverzeihlich
Entweihenden Verhebung der Vernunft,
Die einzig dem Gefühl den Rausch verdankte,
Darin die Weltlichkeiten eurer Zunft
Entirdischt schienen, war das sakrosankte
Entsetzlich, doch vergebens unterdrückt.
Der Überfall der kleinen Eitelkeiten,
Vor jeder Glanzform von sich selbst entzückt,
Verwirkte wohl, im Schwulst der Nichtigkeiten,
Die Täuferkraft der ewigen Essenz
Zur höchsten kreatorischen Berufung
Aus ihm, Der wählt. Allein in jedem Lenz
Des Schweigens, das euch schlug und tieferer Stufung
Des Unbefriedigtseins euch übergab,
Erwachte neu, wie jetzt, die zarte Blüte
Des Urverkündeten: des Worts! Kein Grab
Des Stolzes kann es halten, denn in Güte
Bricht seine Offenbarerseele aus
Und stürzt von allen usurpierten Thronen
Die Frechheit, die sich krönte, und im Haus
Des Dünkels, wo die sieben Sünden wohnen,
In ihre eigene Leere das Gelüst
Der Frevler.

Nur in seinen Atemringen
Kann dem Gedachten, das im Dunkel grüßt,
Der Gang zum Licht als Flammensprung gelingen.
In mir und euch ist alles wüst und leer,
Und keinem Sinn darf sich der Geist erschließen.
Das Langende verrauscht im Stimmungsmeer,
Indes die Wünsche sich an Ufern stießen,

Ob deren Weiten nur die Nachtung träumt.
Da hebt geheimnisvoll im Ahnungsbranden,
Das feierlich um jede Lauschung schäumt,
Ein Hoher, nur in Seinem Ruf zu landen,
Als Wucht zu wollen an: Es werde Licht!
Und gleich erfällt in einem Blitz, der deutet,
Das Wort des Wissenden, das Qualen bricht
Und jeden Raum sich zur Idee erbeutet.
Was Wallung war und Vor-Wort, steht
Und ist verstanden. Terra sancta ründet
Die Silberhorizonte ab. Es weht
Ein Greiferwind begrifflich fort und kündet
Vom Berge der Ergriffenheit hinab
Zum Tale der Verheißung allen Lebens
Getragenheit im Worte, das sich gab
Als Fleisch der Kenntnis.
Immer geht vergebens
Die Lust zum Beiton über das hinaus,
Was Fülle der Erfüllung ist: die Klarheit
Des sinnlich-sinnvoll ausgehobenen Baus
Im Verbum, ganz im Schönheitsleib der Wahrheit!
Ihr aber wollt des Körpers Blutschlag nur
Und seines Schreitens wunderliche Spiele
Allein erhöhen um die fernste Spur
Des Größeren, das uns zuerst gefiele,
Im Übermaß der irren Steigerung
Des zugelaufenen Beiwerks zu verneinen.
Ich widerspreche dieser Lästerung
Und fordere die Rückkehr in den Einen,
Vor aller Welt bekannten Übersinn,
Der tiefster Tiefen Unbesprochenheiten
In Sich enthält und endlos das: Ich bin!
Erhebt zur Urkunst aller Weltenzeiten.
Verblendete, laßt euer Blendwerk sein,
Und preist am Ende, was zuerst gewesen!
Das Wort löscht euer Streben aus, und klein
Und krank müßt ihr zu ihm zurückgenesen.

(Die beiden Horcher haben sich in keinem Augenblick dem Schreier zugewandt. Wie eine fortgesetzte Peitschung, scheint es, ertragen sie die Anrufe, deren Stärke sie in zunehmendem Maße leidbeschwert. Sie reagieren nicht auf die Aufforderung am Ende, sondern verharren so in ihrer Stellung, als müßten sie die Befremdlichkeiten des Unbekannten in allen Winkeln verwellen lassen, bevor sie versuchen dürften, in ihrer Weihefülle erneut daheim zu sein. Nach einer längeren Weile veräußern sie in Sätzen, die der Wehmut offen sind, den Eindruck ihrer Seelen:)

DER ORGELSPIELER:

Wie menschelt doch der Glaube ohne Glanz
Entklingend in die überklärte Stunde!

DER TÄNZER:

Wie greift das Ungeweihte zur Monstranz,
Die schwingend bleibt noch vorm Philistermunde!

DER ORGELSPIELER:

Die Tür ist aufgeweht und hat der Welt
Als Wirrton Raum im Himmelslied gegeben.

DER TÄNZER:

Und hat, was mir Unendliches erhellt,
Aus ihrem Tanz gelöscht: das zweite Leben!

DER ORGELSPIELER:

Das reißt uns nüchtern in den Hang zurück,
Wo Worte lügen und den Herrn erschlagen.

DER TÄNZER:

In meinen Kreisen blühte schon das Glück,
Das Klärende im letzten Schwung zu tragen
Und zu vergessen, was zu wörtlich klingt.

DER ORGELSPIELER:

Und diesen Klang in meinen zu erleuchten
Und Paradiesessucht zu sein, die singt,
Und dann mit einem jubelaugenfeuchten

Gesichte in den Tag zu sehn, der nicht
Mehr Tag und noch nicht Zeitendunkel wäre!

DER TÄNZER:

Wir kamen einer Grenze nah, die Licht
Aus Licht war und in schattenloser Sphäre
Uns selbst entnächten wollte.

DER ORGELSPIELER:

Redend strebt
Ein Denker, der nicht fühlt, uns zu verkleinern
Und das Belauschte, das nach drüben bebt,
Der Melodie zu rauben.

DER TÄNZER:

Stur und steinern
Entzaubert er, was Wort und Klang verliert
Und an den Rainen menschlicher Entsagung
Das Ewige im Wiegeschritt skandiert.

DER ORGELSPIELER:

Und nie im Rausch des Suchens und der Jagung
Vorm Hauch der Seligkeit, der hinterm Wort
Als Einduft eines Vorklangs Symphonien
Der Himmelslust beschwört, hat immer fort
Sein Geist dem Starrsinn noch die Kraft verliehen,
Das Schönere zu morden.

DER TÄNZER:

Er tut mehr,
Da seine Zunge taktlos im Gemeinten
Das Gleichnis unterschlägt und bilderleer
Hier das Gemeine nach den gottverneinten
Gesetzen seines Tiergespürs betont.

(Nur der Fremde im Hintergrunde hat die Stellung geändert, da er, als die Männer, die sich gegen ihn verbündet haben, nicht zu ihm, sondern, zu den Altären hinan, nur über ihn zu reden

wagen, plötzlich seinen Platz zu verlassen unternimmt und langsam nach vorne strebt. Doch in der Mitte, wo der Lichtschein ihn zu treffen droht, verhält er den Schritt, weicht wieder seitwärts aus ins Gestühl und widerspricht in einer grellen Empörung.)

DER EIFERER:

Ich greife, ihr Entheiligergesellen,
Das Wort als Marmorhaus, worin es wohnt,
Und gebe es, im Lispeln wie im Bellen,
Dahin mit seinem bleibenden Gehalt.
Es ist und muß als Deutersein bestehen,
Nun in der Leisheit, dann in der Gewalt,
Wie es gegeben ward zum Menschenlehen
Den Adamitern, als der Geist erschien.
Ich bin, wo sein Gewand mich faßt, gebunden
Und darf nur gehn, wie seine Fesseln ziehn,
Und immer muß die Kante mich verwunden,
Wo ich bereit bin, seiner strengsten Norm
Die Stirn zu weisen. Hinter scharfen Wänden
Vergärt ein Sinn, der siegt. Die harte Form
Erharrt die Stunde des Gebrauchs, und enden
Wird seine Macht, wenn unser Meister will.
Er hat, durch Seines Sohnes Mund, befohlen,
Dem mitgeteilten logosfürchtig, still
Und keusch, zu nahn und dreimal unverhohlen
Zu halten, was geschrieben steht.

DER ORGELSPIELER:

Allein

Es steht nicht wie aus Stein und nackten Stämmen,
Der Fließung Halt, die, gleich dem firnen Wein,
Darin veredelt sei, und nirgends hemmen
Verkalkte Regeln seinen Wirkungsdrang.
Es hängt, als Glocke in den Tag gehoben,
Und gibt, berührt, sich selber und den Klang,
Der, Fernen weckend, auch das Fernste oben
Für meine Weisen tönend macht. Es hat,
Am Nächsten leidend, tödlich ausgeschwungen

Und weiß nicht mehr, daß, ahnungsübersatt,
Mysterien an ihm sich eingesungen.

DER TÄNZER:

Es darf nicht hängen, da es Leben ist,
Das wächst im Wachstum aller Schöpfersorgen.
Es spricht aus sich wie aus dem Herrn und mißt,
Wie er, des Sagens Weite, um, geborgen,
Im Doppelhauch des Tons bewegt zu sein.
Das hebt und senkt sich, geht und atmet weiter,
Das biegt sich, neigt sich, zieht das Dunkel ein,
Durchglüht es, dehnt sich, wird im Reifen heiter
Und satzt, verliebt in aller Dämmer Schrei,
Durch hundert Körper das Geahnte suchend,
An seinesgleichen schwesterlich vorbei.
Es horcht sich, den Motorenlärm verfluchend,
Zu allen Scheinens Zitterungen vor,
Erbebt in ihren tänzerischsten Zonen
Und schlüpft mit einem Mal durchs hohe Tor
Der Gnade zu gereigten Visionen,
In deren Herrlichkeit es gerne brennt,
Um aus den brausenden Vernichtungsgluten,
Umflammt von Lüsten, die kein Kalter kennt,
Als Dichtungsherd unsterblich zu verbluten.

DER EIFERER:

Herr Gott, verzeih den Irren, deren Not
An Deiner Ruhe grauenhaft versandet,
Und sieh vorbei am Laster, das da rot
Und rasend durch des Domes Frieden brandet!
Dein Wort sei stärker in mich eingesagt
Und reiner in der Ehrfurcht ausgesprochen,
Gib meinem Eifer die Geduld, die wagt,
Der Schrift ein besserer Leser durch die Wochen
Der unterirdischen Passion zu sein,
Und, ach, vergib den frevelnden Patronen
Des Übermuts in Armut! Nimm, was mein

An Treue ist, und laß aus mir verlohnen
Die Größe Deiner Nachsicht! Sieh, ich kann
Nicht länger Zeuge sein, wo doppelt narrlich
Das Wort verworfen wird, in dessen Bann
Die Heiligen erstehen. Doch beharrlich
Will ich zu Dir, wenn sie gegangen sind,
Zurück, um Dich im «Vater unser» lauter
Als je zuvor zu preisen und ein Kind
Des wahren Verbums in der Gunst verblauter
Erhebung gegen ihren Fall zu sein.

(Der Sprecher hat eine seltsame Art, sich zurückzuziehen: über dem feierlichen Reden geht er langsam rückwärts, den dunklen Gang entlang, verneigt sich hin und wieder und bleibt im Hintergrunde eine Weile mit zusammengeschlagenen Händen stehen.)

DER ORGELSPIELER:

Du Born der Demut, höre nicht den Jammer
Des angeeisten Stolzes, der im Schein
Der Ehrfurcht nun die allerletzte Kammer
Vermessentlicher Dissonanz erschließt!
Wohl bin ich selber niemals auserkoren,
Dir nah zu sein, wenn sich Dein Licht vergießt,
Und doch so sehr in seinen Glanz verloren,
Daß ich vergehe, wo ich menschlich bin,
Wenn in der jähen Strahlung mein Gefehle
Erschlagend sich erhebt. Sogleich ist hin
Die Hoffart im Gesang, und meine Seele
Wird scheu und einfach im Be-Moll-Gebet
Der Scham, das alle Pharisäerlaute
Piano, pianissimo verweht,
Um den entweihten Raum ins urvertraute
Gedämmer Deiner Stille und noch mehr
Ins Rauschen Deiner Liebe einzuspielen.
Ich muß hinüber, um der Wiederkehr
Des Schwätzerischen Halt zu sein.

(Er wendet sich und schreitet langsam auf den Fremden zu, der sich dann, wie furchtergriffen, seinerseits erneut in Bewegung

setzt und, Aug in Auge mit dem Orgelspieler, auf die offene Türe zuhält. Sobald er verschwunden ist, dreht sich der Kirchendiener wieder um und lauscht aus der Ferne auf die Worte des Tänzers:)

DER TÄNZER:

So fielen,
O Mutter meiner Sehnsucht, schwer und lang
Die Lasten des Verkennens in die Kreise,
Die Deine Qual um jede Söhnung schlang!
Du selber schwiegest, mütterlich und weise,
Als allen Kündens Wort aus Dir erscholl.
Und dennoch gingen ungehörte Sprachen
In Deinem Herzen, brausend, übervoll
Des Klingenden, halb Weinen und halb Lachen, -
Und Deine Gnadenzunge hob sie nicht
Vor dem Altar, der Dir in Armen ruhte.
Denn alles Sagen war im Angesicht
Dir Tanz geworden, den die glanzbeschuhte
Errötung in der Freude austrug. Sieh,
Der scharfe Unton, der im Hintergrunde
Des Domes trocken hinfällt, wußte nie
Dich anzuschöpfen, um in einer Stunde
Der Andachtswerdung Gottes Innerung
Durch Dich an seinem Geiste einzuschweigen
Und, schauend und erschauernd, jeden Schwung
Des Eingegebenen auch zu verreigen.
Ich weiß, du willst, daß nun vergessen sei,
Was seine Lauschung störte. Meine Hände
Sind Fang schon Deines Wunsches. O verzeih
Den Türschlag noch! Die Fluchung ist zuende,
Und Andres hebt Dich leis zu loben an.

(Der Orgelspieler hat sich jäh der Türe zugewandt und diese in einem festen Entschlusse abgeriegelt. Dann steigt er, langsam, nachdenklich und von Zeit zu Zeit im Schreiten innehaltend, zur Empore, um dem Tänzer ganz den Untenraum zu überlassen.)

Beschwert mich geisther noch die Seinsdurchgellung,
So sei an Dir das Störende vertan!

Denn an der schleiersamen Raumerhellung
Um Deine Wartung ruht mein Atem aus
Und kommt im Stehn zu sanfteren Gestaden
Des Willens vor dem Werke, das im Haus
Des Lobens und Gelobens, leicht an Dir entladen,
Mich zündend zur beseelten Flamme macht.

(Hat er anfangs noch die Rhythmen seiner Sprache körperlich, vor allem mit den Armen und Händen, unterstrichen, so verfällt er gegen Ende immer offensichtlicher einer scheinbaren Müdigkeit, die, fortschreitend, in eine auffallende Starrheit übergeht. Schließlich ist es nur, für eine Weile wenigstens, das Haupt, das sich bewegt, bis auch das die Regungen verhält und also wirkungsmächtig in der Ruhe zu sein scheint, daß gleichfalls der Mund verstummen muß. So starrt der Tänzer mehrere Sekunden lang nach obenhin und gleitet plötzlich, wie von unsichtbaren Lasten niedergezwungen, auf die Stufen ab, wo er in knieender Haltung sitzen bleibt.)

Noch liegt mein Herz zu feucht vor Deinem Schimmer,
Und meine Seele schwimmt in einer Nacht
Der Allzuweltlichkeit. Ich trage immer,
In der Erschwachung des Verlärmten noch,
Den Nachhauch des Durchbösten, der in Wogen
Des Schauderns meiner Hand entfällt und doch,
Aus tausend Porenmündern neubezogen,
Mich wehvoll unterweht. Ich bin im Braus
Des Irdischen zu sehr das stete Schwanken
Der Schwäche, die sich selbst gefällt, und aus
Der Tageslockung freiester Gedanken
Entkomme ich als der Betrogene nur
Der sich vermaß, Dich dreimal zu betrügen
Und aus der Dünkelgröße der Natur
Sich übermenschensüchtig hochzulügen,
Um, schändlicher als das getretene Tier,
Vor Deiner Milde plötzlich das Erbarmen
Des Höhern anzugehn. Nun bin ich hier,
Ach, notdurchtönter Ruf nach Deinen Armen
Und möchte, Mutter, ganz der Außenluft

Enthoben, und in Deiner Klarheit schwebend,
Nur Kind in Schlichtheit und der Mittenduft
Der Reue sein, die alles löst. Belebend
Umfließt mich, was in Deinem Wesen Flut
Und Flehen ohne Furcht und Bitterkeiten
Im Aufwärtsfühlen aus der Innenglut
Der Hoffnung ist. Es hebt schon allerseiten
Die Kraft in Deiner Ruhe mich empor
Und will unleugbar, daß ich Welle werde
Und, innerlich belauscht, vorm Lauscherchor
Der Unbewegten rings die Vollgebärde
Des allbewegten Betens wage. Bin
Ich, Mutter, nicht mehr angekühlt vom Rinnen
Des Weltlich - Allzuweltlichen und bin
Ich, tief von anderm Wehn erfüllt, dem Minnen
Verseligender Macht ergeben, ja,
So sei unbändig, doch in Dir gehalten,
Die Wallfahrt meiner Not vollendet! Nah
Und näher spüre ich die Lust entfalten,
Was Hand um Hand in einem Sog ergreift,
Das faßt mich ganz und zieht mich licht nach oben
Und hat den Körper mit dem Geist entsteift, —
Da steh ich, Hohe, Dich als Brand zu loben!

(Auch seine Stimme hat inzwischen einen starken Wandel durchgemacht: ist sie anfangs, in den weichsten Lauten, von einer echten Trauer durchklungen gewesen, so hat sie sich in der wachsenden Steigerung des Ausdrucks nach und nach entschmerzt, um im Ausklang die Stärke und die Innigkeit des Jubels anzunehmen. Nicht minder rasch ist mit dem Körper jene Veränderung vor sich gegangen, die Glied um Glied, vom Haupte bis zu den Händen, wieder hat fließend werden lassen. Gefaltet sind die Hände über den Kopf emporgetragen worden, haben sich allmählich gelöst und Raum zwischen ihren Flächen umfaßt, sind dann neuerdings nach oben gezwungen worden, um schließlich so zu wirken, als fände die Gestalt des sich erhebenden Tänzers nur an ihnen Halt und Zugkraft. Eine Weile verharrt er in der Pose des großen Verzückten, dann sacken die Hände ab, das Haupt neigt sich vornüber, aber die Erstarrung ist endgültig überwunden,

und der Regsamkeit in der Geschmeidigkeit des ergriffenen Leibes wie der vorergriffenen Seele ist alles ausgeliefert.)

Wohl bin ich Deiner Leichtheit noch zu schwer,
Weil Menschlichkeiten mich zu sehr vermassen,
Noch bin ich Deiner Fülle viel zu leer,
Weil meine Räume nicht das Letzte fassen.
Ich muß verschleudern, was nicht aufwärts flammt
Und alles Dingliche vom Sinne scheiden,
Ich muß, wo mich das Sinnliche verdammt,
Nun aller Gierden Züchtigung erleiden,
Und selber Schläger im Geschlagenen sein.
Denn meine Schuld will sich im Spiel verweinen
Und in der Wiegung nicht die Schuld allein
Des unbekannten Bußetänzers meinen,
Der nun das Haupt der ganzen Menschheit beugt.
In jedem fremden Fall bin ich gefallen,
In aller Zwietracht feindlich mitgesäugt,
Und unter tausend teuflischen Vasallen
Ist meiner Trägheit, die den Nächsten mied,
Das Feuermal des Falschen eingeschrieben.
Was überwindbar Herz vom Herzen schied
Und dennoch den gemeinsten Widerlieben
Den Vorrang gab, hält auch in mir den Grund
Zum Blühen wach. Gewoben ins Vergehen
Des Unberatenen, der mit im Bund
Der Gottesmörder wirkt und, nie gesehen,
Das Heil entheiligt, muß ich ruhlos nun,
Was meines Drangs geheimste Untergründung
Unendlich fordert, im Verborgenen tun:
Vor Dir, der Hörenden, in klarster Ründung
Des Leids, das aufsteht und mich trunken macht,
Den Makel der gesamten Welt verwerfen
Und nur von Deinem Lächeln überdacht
Den Zorn des Herrn in stummstem Flehn entschärfen!
Du siehst, als Schmerzensmutter mir verwandt,
Wie in den dreimalnotdurchzuckten Händen

Das Tötende im Nu die Schleudern fand,
Sich abzustoßen gleich Vernichtungsbränden
Und doch an Deinem Fuße zu vergehn.
So fiel, noch vor dem trotzigern Versteilen,
Die Hoffart und, zum Herrschen ausersehn,
Verkam der Geist, indes am letzten Geilen
Erstickte, was ich Dir nicht nennen mag.
So schlage ich den Neid aus allen Festen
Hinab ins Nichts, wo er vergessen lag,
Bis ihn, von allen heimlichen Gebresten,
Der faule Geist am liebsten auserkor.
Genoß die Völlerei aus hundert Trögen
Dann Stoffe zur Vertierung, so beschwor
Sie leicht den Zorn und warf das Denkvermögen
Zugleich mit allen höheren Sinnen ab.
Ich hebe dieses nun empor und wuchte
Die Lockung Satans hin ins Ächtungsgrab,
Das sie gewann, als ich Dich selber suchte
Und Sein Gebot mir zum Gesetze nahm.

(Nun hebt, erst zögernd und noch unentschlossen und dann mit beiden Händen eine Melodie ertastend, oben der Orgelspieler sein Instrument zu erproben an. Die Töne fallen unzusammenhängend, so als riefen sie einander mehrmals wach, einander mehrmals zu, horchten sich gegenseitig ab, gäben sich nur widerstrebend Antwort, wüchsen aber klingend zu stärkerer Gewalt, hielten sich, tanzten auch und gelängen so, in einer gedrängteren Wiederholung, zum geahnten und nun ausgehobenen Liede, das in ruhiger Schlichtheit und in verhaltener Innigkeit den Dämmer wärmt und den Raum belebt. Der Tänzer unten lauscht nicht einen Augenblick empor; es ist, als habe er nicht wahrgenommen, wie mit einem Mal der Klang sich seinen Taten zugesellt und, fast unmerklich, seine Gesten eine Leichtigkeit gewinnen, die sie als bewegtere und weichere Getragenheit im Wellengang der Melodie erscheinen läßt. Je mächtiger dann das Orgelrauschen anschwillt, umso heißer werden die bittenden und preisenden Gebärden des Menschen, der sein Innerstes durch die Bewegung ganz vor dem Bilde der Schweigenden enthüllt:)

Nun bin ich leichter und im Geist beschwingter,
Da ich befreit in Deine Dienste kam.

Sieh, wie ich schwebe, wo ich in verringter
Gelöstheit mich vermähle mit dem Glanz
Um Dein Gewand! Ich hebe Licht und gebe
Was immer Schimmer ist, in meinen Tanz
Der Freude, die Du spendest, weil ich lebe
Nach Deinem Herzen hin und weil im Schwung
Der kaum gefühlten Glieder alle Weihen
Der Ewigkeit in Wallung kommen. Jung
Und kindlich notlos durch versonnte Reihen
Mitwirbelnder Gestalten, die allein
Dein Auge schaut, wenn meine Hände fühlen,
Wie ihre Flügel wehn, durchreigt mein Sein
Den Raum, der mir enterdet und im kühlen
Erstarrten All vernächtet. Hier ist schon
Mein Spiel gehoben, und an beiden Händen
Springt funkelsam, halb Himmelsstoff, halb Ton,
Ein reger Bogen hoch und will nicht enden,
Bis meine Lust sein Ballgeheimnis nennt.
Du weißt, was ich, verzückt und jubelnd, treibe
Hinauf zur Glut, die Deinem Ruhn entbrennt:
Den Seelenfrohsinn, daß er tätig bleibe
Und leicht den Glauben wie das Glied bewegt,
Die Güte, die aus Deinem Herzen mündet
Und stiller mich in Deine Milde legt,
Die Liebe, die, an Deiner Kraft entzündet,
Das Leben mir in Seligkeit verleist,
Umsprüht, in zweimal hochgejagten Sternen,
Die beste Absicht und den reinern Geist,
Und dann, geworfen in den Born der Fernen,
Vielleicht zum Grunde Deines Angesichts,
Den Willen, der, entschlackt, in Juchzerstößen
Gen Gott verbraust und lautersten Gewichts,
Dir wohlgefällig, fällt.
Die hundert Blößen
Des Strebens, das ich unterwegs erträumt,
Sind schimmerwarm zu Dir emporgetragen,
Und wo die Kindlichkeit am klarsten schäumt,

Bin ich Dir, Mutter, in die Hand geschlagen.
O fang mich, eh der Feuerball zerschellt,
Da ihn die Winde gleich hinüberleiten,
Wo das Geworfene im Hauch der Welt,
Verworfen ist für siebzig Folterzeiten!
Schau nicht den Sprung, der hier vermessen scheint,
Wenn die Gedanken herrlich heimwärts wallen!
Hier hast Du mich! Nun laß mich, glückdurchweint,
Unendlich ab in Seine Gnade fallen!

(Gegen Ende hat der Tänzer den Akzent seiner Kunst von den Füßen auf die Hände übertragen, das Hüpfen, Gehn und Kreisen eingestellt und, als Jongleur, mit einer größeren Zahl unsichtbarer Bälle gespielt. Zugleich hat auch der Orgelspieler seine Klänge einem Wandel unterworfen, da er auf die Schlichtheit des Ausdrucks verzichtet und in gesteigertem Maße zur polyphonen Fülle übergeht. Sein wachsendes Forte scheint den Tänzer anzutreiben, die Fang- und Schleuderbewegungen im selben Tempo zu beschleunigen und die Kraftausgabe bis zur fernstmöglichen Grenze fortzupeitschen. Plötzlich aber, als auch die Orgel im fortissimo aufrauscht, verhält er die Bewegungen, steht, nur eine Weile, und stürzt sodann mit ausgebreiteten Armen auf die Stufen des Altares hin. Der Rausch der Orgel schwillt ab. Ein Ton aber, ein heller Ton geht weiter, beharrt eine längere Weile auf der Anfangsstärke und verliert sich nur allmählich in einer Ferne, unten irgendwo auf den letzten Gründen des Schweigens und der Stille, in welche auch der Tänzer mit seinem letzten Wort hinabgefallen ist.)

Die Närrin
und das Krippenkind

Ein Weihnachtsspiel

In der «Cäsur der Entscheidung», dem Buche der Erinnerung an die deutschen Gefängnisse und Konzentrationslager, habe ich die Entstehungsgeschichte des nachfolgenden Werkes kurz geschildert:

«Jawohl, aller Geist ist nun geheiligt. Denn alle meine Gedanken schreiten durch den Dämmer des Religiösen, ehe sie im Lichte der ganzergebenen Gläubigkeit Gestalten und Gestaltung werden. Ich fühle wieder, da ich schreiben darf. Darf? Ich frage nicht nach den Hausregeln, die es verbieten oder erlauben würden, ich setze mich an das vergitterte Fenster meiner Zelle, wende dem Spion an der Türe meinen Rücken zu und notiere die Einfälle meiner Phantasie auf den Papierfetzen, die mir morgens zu andern Zwecken überreicht worden sind. Was Flamme in mir gewesen ist, wird brausendes Feuer. Der Adventring um mein Inneres ist gesprengt worden, eine Erlösung wird hineingeboren, und aus allen Höhen des Geistes singen die Engel des Willens ihr Halleluja. Was ich dachte, soll eine Gabe sein: Ich schenke Dir mein Werk, Du, gib mir dafür den Frieden und die Freiheit! Sieh, Du dichtest ja in mir, indem Du alles Starre meiner Seele und meines Geistes berührst, sodaß es Strömung wird, die mich hinüberreißt in die Fülle, wo ich mit Dir vereinigt werde!

So entstehen in etlichen Wochen die Kleinen Spiele um den großen Spieler. Ein geistig-seelischer Rausch ist über mich gekommen, er schafft die religiösen Dichtungen. Zuerst das Weihnachtskrippenstücklein: Die Närrin mit dem Gotteskind, das die fast blasphemisch abwegige Kindessehnsucht einer Geistesschwachen aus der Hut eines Onkels in die Kirche zur Krippe und zur Gottesmutter treibt, von der sie einen Augenblick lang das Kind nur für sich erfleht. In der beinahe unweltlich sich äußernden Reinheit der Betreuung und in dem in der Selbstverständlichkeit des Geschwisterlichen sich abspielenden Gespräche entlädt sich die letzte, weil wundersam klar erkennende Gläubigkeit der Irren, welche in der Unschuld der Priesterlichkeit sich dem Ewigen ergibt...»

Gleich den andern Dichtungen ist auch diese in den Mauthausener Krematorien als ein Teil meinerselbst vernichtet

worden. Allein das Gedächtnis hat sie aufbewahrt, nicht als Text und nicht als Greifbarkeit, sondern als Erinnerung, als Verliebtheit, als Sehnsucht nach dem Ausgestalteten und als Herausforderung an den Willen, jeden Widerwillen zu besiegen und den Schöpferakt ein zweites Mal zu wagen. Ich habe, sozusagen mit einem physischen Unbehagen widerstehend, den Zwang von innenher zu leugnen gesucht und sämtlichen Gründen der Trägheit willig Ohr und Herz geöffnet. Aber jedesmal, wenn die Adventszeit ihrem Ende entgegengeht, überkommt mich die Unruhe des Geistes, der sich eines Auftrags bewußt ist und dem Drange zu erliegen wünscht, durch eine Tat der Wiederholung alles freizumachen, was in der seltsamen Empfindung vor Weihnachten gefesselt und gefoltert scheint. Diesem Drange habe ich nun nachgegeben und also den Versuch erneuert, der im Legendenspiel «Der Tänzer und der Orgelspieler» einer kreatorischen Laune Lust und Leichtigkeit zum Nachsingen geliehen hatte. Das Lied, welches hier als Spielerei erklingen möchte, will nicht mehr sein als der gebundene Ausdruck einer Liebe, die sich zu verschenken begehrt. Vielleicht, wer weiß, wäre es mir zarter und tiefer erschienen, wenn ich es im Reiche der Verlorenheit gelassen hätte, ohne, früher oder später, es zum armen Opfer einer Überheblichkeit zu machen, die den Dichter in mir stärker als den Sänger von damals glaubt. Allein ich bin in dem, was ich als Sageweh und Gestalterlangen zu erleiden habe, nur ein schwacher Mensch, der sich millionenfach erniedrigt und verkleinert fühlt, sobald sein Herz im Wunder schlägt, das uns die Menschwerdung Christi so nahe bringt, daß wir meinen, an ihrer Unbegreiflichkeit zu brennen, ohne zu verbrennen.

(Die Nacht hebt das Schweigen aller Dinge jenem Kerzenschein entgegen, der in der Nähe des Altars die Krippengestalten deutlich in Erscheinung treten läßt: Maria, Sankt Josef und die Hirten mit den Tieren. In der absoluten Friedlichkeit des Kirchenraumes kommt kein Klang zur Geltung, der an Weltliches und Menschliches erinnerte. Oder geht da irgendwo der Atem eines Wesens, das sich lang verborgen hielt? Langsam stößt aus dem Dunkel des Untergrundes der Körper der Närrin nach oben, die mit gefalteten Händen und mit dem Gesichtsspiel der Abwesenden in den Lichtkreis gerät.)

DIE NÄRRIN:

Da bin ich: mit der Stille hergeweht
Und scheuer als der Schein um Deine Hände.

Ich weiß, daß Dich zu stark mein Hauch begeht
Und daß im Schutze dieser Abendwände,
Doch jenseits, meine Schreckung weitersinnt,
Wie sie mich jage, wenn ich offen werde.
Allein ich fühle, daß Dein Reich beginnt
In meines Armes schaukelnder Gebärde,
Die Sein und Seligkeit vereinen muß,
Wenn nur die Mutter uns erhören wollte.
Sie darf der reinsten Wärterin den Kuß
Erlauben, der mich läutern wird. Und sollte
Der Ohm noch drohender im Gnadenraum
Der Nacht den Laut des Irdischsten erlösen,
So überhöbe ich die Last am Saum
Des Ewigen und würfe diesem Bösen
Den Leib entgegen, und der Geist in Lust
Verbliebe ungetroffen.
Sieh, ich habe
Vor Mittag schon, gescholten und bewußt
Des Harms, den er verschenkt, die letzte Labe
Der Freude, die Du, Schweigender, gewährst,
Dahingegeben, um zur Nacht im Frieden
Des Kerzenglanzes, den Du miterfährst,
Wenn Deines Augs Geleuchte jetzt hienieden
Ins Glück der Mutter sprüht, den eigenen Drang
Des Herzens in Verzückung und Entnötung
Vor Deiner Haltung zu entfesseln. Schwang
Ich gestern noch im kalten Ton der Tötung,
Die unsere Herrischkeit vollenden wird,
So hebe und so schwebe ich zur Stunde,
Entlastet, weil gesegnet und verwirrt,
In Deinen Kreis empor und bin im Bunde
Der Allerseligsten daheim. Du, gib
Mir, eh die Mitternacht sich fürchtig wendet,
Das Heil, um das ich flehte, da mich trieb,
Was meine Seele längst als Gier verschwendet,
Und laß mich hier, am Saum der neuen Zeit,
Mit beiden Händen, die in Glut erschauern,

Das Höchste halten, das uns Halt verleiht!
Wohl spüre ich am Widerton der Mauern,
Daß mein Begehr des Teufels Übermut
Zu stacheln scheint und daß in jenen Schatten
Er selber tätig ist, mit List und Wut
Mich frevlerisch zu machen und in satten
Verheißungen mich abzulocken in
Sein Reich, wo er Gefühle wie Gebete
In Hohn und Fluch verwandelt und den Sinn
Für Deine Größe auslöscht. Sieh, ich trete
Die Nächtigkeit am Boden aus und will
Noch höher und ergebener im Schimmer
Des Weltenwunders auferblühn, um still
Und stiller Deines Seins zu werden. Immer
Verneige ich, wenn Deine Kindheit strahlt,
Vor menschgewordenen Unendlichkeiten
Das Haupt der Frau, die stumm mit Leid bezahlt,
Was Welt und Überwelt verseligt. Gleiten
Die Satansdiener hier und dort im Sturm
Um meinen Wunsch aus Engelslust und Helle,
So recke ich mich leicht als blanker Turm
Der Liebe auf und bin die harte Schwelle,
An der das Höllische zerbricht. Allein
Mein Innerstes ist Keim- und Nährgelände
Der Sanftheit, die im Mütterlichen rein
Und himmlisch wird und jetzt in tausend Brände
Der frohen Hoffnung mündet. Denn Du kennst
Die Waberlohe meiner wunden Mitte
Und wirst, der Du mich Auserwählte nennst,
Die heimlichste, die qualgeborene Bitte
Mir gern gewähren.
O, Sankt Josef hebt
In Furcht die Arme an die Brust, als fiele
Aus mir die Bosheit, die zum Stärksten strebt,
In einem heuchlerischen Lobesspiele
Dich selber an. Laß ihn beruhigt sein
Und jede Angst in Heiterkeit versiegen!

Mein Herz ist weit, doch mein Verlangen klein:
Dich möchte ich in Mutterarmen wiegen!

(Hat der eigene Rausch sie so geschwächt, daß sie jäh, mit den letzten Lauten, die sie flüstert, in das Dunkel zurücksinken muß? Oder ist sie vor dem Ausdruck ihrer ungewöhnlichen Sehnsucht derart erschrocken, daß sie sich dem Lichte entziehen muß, um nicht länger ihr Wagnis beleuchtet zu wissen? Sie liegt erneut am Boden und verhält den Atem eine Weile. Dann fängt sie wieder, weniger hell im Ton, zu reden an.)

Verzeih, daß ich dem heißen Wort die Tat
Versagte und in Schwäche zu den Gründen
Der Angst herniederglitt, um hier, was naht,
Als Ausgeburt der Kälte zu verkünden.
Denn draußen, irgendwo um diesen Bau,
Verschleicht der Bote Satans seine Drohung
Und treibt die Wellen seines Wesens rauh
Und rächerisch im Dienst der Weltverrohung
Durch das Gestein zu mir, die er bedrängt,
Zu Dir, Den er als Stoff begreift, um morgen
Die Lichter unserer Lust zu morden. Engt
Er meinen Traum im Härteraum der Sorgen
Gemächlich ein, so wird er sündig bald
Auch Deiner Gottheit Menschenschranken setzen
Und täglich, in der dienernden Gestalt
Des Küsters, Dein Gebot an dem verletzen,
Was er als Credo preist, doch zinsbar glaubt.
Schon tritt er lauernd näher, denn ich fühle
An dieser Hand, die er des Rings beraubt,
Das wachsende Gefälle einer Kühle,
Die mich erfassen und entführen wird.
Er naht! Er kommt! Verhaltet die Bewegung
Und laßt das Licht, in dem mein Lob verklirrt,
Entatmet sein und ohne Himmelsregung!

(In der Tat weht die Türe der Sakristei auf und der alte Kirchendiener humpelt etliche Schritte vor. Dann steht er, überblickt prüfend das Heiligtum, hält das Auge eine Zeitlang auf die

Krippe gerichtet, deutet einen unordentlichen Knicks vor dem Hauptaltare an und verschwindet, wie er gekommen ist. Eine Weile setzt sich die Stille fort. Plötzlich fällt eine Außentüre ins Schloß, und das Mädchen fährt, wie vom Schlagton aufgetrieben, mit dem Haupte wieder ins Krippenlicht empor.)

Das traf Dich tief und schmerzte mich im Kern
Der Horchung, die, zu Deinem Sein erschlossen,
Mich Dir versippen möchte. Meines Herrn
Verschrecktsein darf den alten Mitgenossen
Des diabolischen Bedrängers nicht
Mit Fluch belohnen. Seine groben Sinne
Vermelden kaum, wo der Betörer spricht,
Den ungeheueren Verrat im Anbeginne,
Wenn Deine Heiligkeit der Niedertracht
Erliegt und meine Liebe allerorten
Zu schwach erscheint, um zwischen Tand und Pracht
Und Not und Jubel, unter Büßerpforten,
Den letzten Makel auszulöschen. Nein,
Ich will, nach deinem Willen, das Vergehen
Des Schleichers, der mich sucht, um Dich am Rain
Des Höchsten zu verleugnen, so als Lehen
Der Reue und des Betens tragen, daß
Du gern ihn übersiehst und meinem Flehen
Das Lächeln der Gewährung schenkst.
O laß
Mich, näher kommend, die Erfüllung sehen,
In der die Zeit vertönt und mein Gespür
Die Nähe Deines Vaters fängt, indessen
Du selber, schwingend zwischen Dach und Tür,
Auf meinen Händen schwebst!
Bin ich vermessen,
Dir Herz und Hoffnung nackt zu zeigen, wo
Die Welt der Krämer und der Streber täglich
Die Lästerschmach in Gold verhüllt und so
Sich sicher glaubt vorm Auge, das unsäglich
Die Schande schaut und dennoch, zugetan
Dem Stillsten, das Dich preist, mit Gnadenstößen

Entgegentritt? Der Ohm nennt es den Wahn
Der Törin, der mich triebe, aller Größen
Unfaßbarkeit zu packen und das Kind
Des Himmels zu umfangen. Doch ich wähne,
In Unschuld und Geduld den Glorienwind
Von Bethlehem zu fühlen und Fontäne
Des Kommenden zu sein.
So darf ich gleich
Dich, Fleisch Du meiner Liebe, aus der Krippe
An das Gejauchze heben tief im Reich
Der Mutterlust. Schon bebt in Glut die Lippe.

(Sie hat sich langsam vorgebeugt und die Hände nach dem Krippenkinde ausgestreckt. Plötzlich aber schrickt sie zusammen, starrt auf die Gottesmutter und läßt die Arme allmählich niedersinken. Was hat ihrer Stimme jäh den Klang der Freude genommen? Nur noch zu klagen weiß sie, und sie klagt mit Eifer.)

O, ich verstehe wohl, weshalb Du schweigst
Und meine Finger mit den kühlen Wellen
Der stärkeren Verneinung schlägst. Du steigst
Und steigst aus meiner Greifbarkeit in hellen
Gezeiten der Verfrohung auf ins Blau
Des Mutterseins, das sie Maria heißen.
Maria bin ich auch und keiner Frau
An Reinheit nachgestellt, sobald die weißen
Verherrlicher des Wunders Lust an Lust
Und Wunsch am Wunsche messen und die Tage
Des Wartens wägen, die auch meine Brust
Der ihren gleich belastet haben.
Schlage
Mit Martern über Martern meinen Leib
Und neige, Schwester, leidend oder notlos,
Den Blick der Seele her und sieh mich Weib
Wie Dich und lausche mit dem Ohre lotlos
In meine Sehnsucht ab, um da und hier,
Im Sturm des Blutes wie im Strom der Sorgen,
Die Mitgebärerin der Zeitenzier

Als Hoffend-Nachgesegnete von morgen
Geschwisterlich zu grüßen.

Er ist Dein.

Doch ich, Verlangen ohne Grund und Ende,
In Qual und Seligkeit, in Ruf und Pein,
In Himmelssucht und Weltflucht vor der Wende,
Ich habe Ihn ersehnt, erfleht, erschrien
Wie keine und, als Du gebarst, das größte
Geheimnis des Verzichts erfüllt. In Ihn
Ist alles abgelegt, was mich entblößte,
Bist auf das Letzte: Eine Weile gib
Mir, was ich aufgab, an das Herz zu drücken
Und sanft, als meine Last, beminnt und lieb
Zugleich, im Schaukelgange zu verglücken!
Ich kann es, wenn ich darf, denn im Gesang
Der Seele wachsen alle Frohsinnsmächte
Unendlich auf, und jeder Innenklang
Wird Atem meiner Liebe.

Du, Gerechte,

Zu der mein Hoffen feierlich erwacht,
Du Magd und Jungfrau, Mutter und Erwählte,
Erkenne mich in dieser reichsten Nacht
Und reiche mir den Sohn, vor dem nichts zählte!
Du willst! Ich wußte es und bin betaut
Von tausend warmen Perlen der Entrückung.
Mein Mund wird still, mein Herz wird wieder laut,
Und alle Welten schweigen in Verzückung.

(Sie hat das Kindlein aus der Krippe genommen und heftig an sich gepreßt. Einen Augenblick steht sie still; dann beginnt sie, leicht den Körper zu bewegen und den Armen einen Wiegerhythmus zu geben. Ihre Aufmerksamkeit ist solcher Art, daß sie nicht wahrnimmt, wie der Priester den Raum betritt, ihr sonderbares Benehmen eine Weile verfolgt, dann nach rückwärts winkt und den Finger an die Lippen legt. Unhörbar tritt der humpelnde Küster an seine Seite.

Sichtbarlich begreift der Kirchendiener nicht, auf welche Weise das Mädchen plötzlich vor der Krippe hat auftauchen können. Nach dem ersten Augenblick des Schreckens möchte er nach vorne

stürzen, allein der Priester läßt ihn an der Schwelle verweilen. Bleibt er so auch stehn, so kann er doch nicht auf das Flüstern verzichten.)

DER KÜSTER:

Da, siehst du, Herr, daß ihr verwirrter Sinn
Sie frevlerisch so vor den kleinsten Dingen
Wie vor der Gottheit selber macht. Ich bin
Entsetzt — du spürst es mit — und muß sie zwingen,
Nicht länger hier Entweiherin zu sein,
Doch hinter Riegeln drüben ihre Tage
Der Unvernunft zu leben. Ungemein
Erschreckend spielt sie, mir zur Abendplage,
Die Heimlichkeiten dieser Wahnidee,
Denn dreimal schon hat sie dorthin gefunden
Und, mich vernarrend, am Altare Reh
Vor meinem Zorn gemimt. Der Zucht entbunden,
Weil ihre Krankheit mein Verzeihen rührt,
Betrügt sie stündlich Güte und Vertrauen,
Um jeder Klause zu entgehn. Verführt
Sie nicht der Böse, Herr, der allen Frauen
Zu leicht den Kopf verdreht, wenn männlich wir
Die Abwehr wagen und mit Geist gewinnen?

DER PRIESTER:

Verstille, Alter, deine Bosheit hier
Im Atemraum der Innenwelt. Es spinnen
Doch mehr Gedankenschiffchen, als du denkst,
Die Fäden einer Bindung zwischen Himmel
Und Erde an, vor deren Ziel wir längst
Zu Blendlingen geworden sind. Ein Schimmel
Der Unbegreiflichkeit befällt das Wort,
In dem wir fangen möchten, was die Sinne
Um eines Schattens Schein befremdet. Dort,
Wo das Gewohnte aufhört, wirst du inne,
Wie leicht die Sprache gärt und faul wird, wenn
Das Sonderbare in die Deutung mündet.

Mein Denken wundert sich im Verbum, denn
Ich weiß die Tat zu spüren, die, zum Satz gerundet,
Nie das Gewollte an der Wurzel packt,
Obwohl sie alle Rätsel lösbar findet.
Wird im Verwundern nicht ein Wunder nackt
Und bloß, das den Begreifenden verkindet
Vor unser hartes Unverstehen stellt,
Indes er doch an überhöhten Grenzen
Geschäftig ist, den Halbverstand der Welt
Zu adeln? Lautlos sollen in den Lenzen
Des Ungewöhnlichen die Kahlen stehn
Und nicht im Holzesdünkel sich vermessen
Des Blühenden zu spotten!

(Irgendein Unterton in der Replik hat den unruhigen Kirchendiener aufhorchen lassen. Erst schüttelt er den Kopf, als gelte es, die Unverständlichkeit des Frauentums nach außenhin zu proklamieren, dann wirft er jäh das Haupt zurück und blickt betroffen den Priester an.)

DER KÜSTER:

Unbesehn
Will ich das Wort dir glauben und vergessen,
Was sie mir dreimal antat. Aber sieh
Dir an, wie ihre Hände mit dem Haupte
Fast tänzerisch sich regen, wie das Knie
Im Rhythmus einer Welle das geraubte
Geschenk der Mutter hüpfen läßt! Sie spielt
Verwegen mit den Massen eines Reiches,
Das sie verloren hat, und wünscht, verzielt
Für immer, in der Mitte als ein Gleiches
Mit Unserer Lieben Frau zu wirken. Ach,
Der Herr muß gut sein, daß er nicht im Zorne
Sie niederschlägt!

DER PRIESTER:

Der Herr ist noch gemach,
Wo seine Kreatur dem Fluch die Sporne
Der Hast zu leihen wagt und aus der Not

Des Nächsten sich den Grund zur Eigenehre
Zusammenstiehlt. Es bete, wer das Brot
Des Geistes noch genießt, zu Ihm und wehre
Dem Stolze, der verwirft, was Gott erhält
Und sie, die Mutter, kindlich macht. Wir fallen
Zu leicht, wo die Enthellten stehn. Gefällt
Dir jetzt, als Licht zu leuchten über allen
Vernächteten der Zeit, so sieh auch zu,
Daß nicht dein Wort ein Afterton der Wahrheit
Und, ausgebrannt in einem Flammennu,
Dein Wissen bloß Veräscherkraft der Klarheit
Im Ersten wie im Letzten sei!

(Den Alten hält es nicht am Kircheneingang. Erneut will er zur Krippe hin, und neuerdings erhebt der Priester den Mahnfinger, der zugleich ein Abdämpfen der Rede verlangt.)

DER KÜSTER:

Ich weiß
Nur schwer, was mich im Herzen trifft, zu deuten,
Allein mir scheint die Frau in Gierden heiß
An einem Tor zu flehn, das Sündenleuten
In Ewigkeit verschlossen bleibt.

DER PRIESTER:

Vielleicht
Pocht eine Reine drüben an, die unsern Sinnen
Nicht faßbar ist. An tausend Dingen reicht,
Was in uns fühlt und wägt und, im Beginnen,
Das Nächste auszuschöpfen, sich versieht
Im Maße, das die Gnade übersteigert,
Vermessentlich vorbei und unterzieht
Das Überwertige, das sich verweigert,
Dem Druck des Allzumenschlichen. Mir ist
Bereits, als stünden wir, vor uns verriegelt,
Am Rande eines Raums, der sich vermisst,
Die Härten zu verfemen. Und besiegelt
Ist unsere Auskehr dort, wo Himmlisches geschieht

Im Schimmer des Ver-Rückten, das Entrückung
Nach andern Normen ist. Sie singt! Ihr Lied
Fließt aus, und alles tröpfelt in Beglückung.

(Wahrhaftig, das stumme Wiegen hat zur Tragkraft des Rhythmus auch die des Tons gefordert. Im Anfang summt die Närrin vor sich hin. Nach einer Weile aber werden die Klänge in den Worten offen, und eine schlichte Melodie steigt, wie ein Gebet, nach oben.)

DIE NÄRRIN:

Maria kniet am Saum der Zeit
Und hält ihr Kind geborgen.
Maria wiegt ein Mutterleid,
Maria schaukelt Seligkeit
Zu Dämmerschein im Morgen.
Maria will nicht schlafen gehn,
Denn Wohlsein wird die Wunde.
Maria sieht ein Lächeln wehn
Und zwischen Leid und Liebe stehn
Als Glanz der neuen Stunde.
Maria lauscht, Maria rauscht
Und weiß der Lust kein Ende.
Was wirkt, ist heiter ausgetauscht
Und gibt sich wundersam entbauscht
In ihre sanften Hände.

(Stört ein Laut? Geht etwas irgendwo, das die Sängerin noch nicht zu deuten vermag? Für die Dauer eines Atemzuges schweigt sie wieder, ohne freilich in den Schaukelbewegungen einzuhalten, lauscht ins Weite und singt dann leiser.)

Maria schaukelt kühn das Kind
Und wiegt sich mit hinüber.
Die Nacht ist hin, es kühlt kein Wind,
Maria hört, wie fern wir sind,
Und küßt den Seinsenttrüber.

(Nun hat doch eine Unrast die Frau überkommen. Sie hört zu singen und zu schwingen auf, verharrt in einem Sekundenhorchen und hebt dann, verstillter und gezogener, zu leiern an.)

Wir schaukeln Traum und sind vereint
Schlafkinder der Verbösung.
Maria wacht, Maria weint
Und wiegt, da schon der Mensch versteint,
Ihr Wunder der Erlösung.
Ich komme, was auch kommen mag,
Zu ihr mit Fluch beladen.
Maria wiegt dem Jüngsten Tag
Mein Herz in Seines Herzens Schlag,
Und alles schwingt in Gnaden.
Die Welt, aus der die Güte glitt,
Will mittagsfroh erwarmen.
Maria wiegt, was sie erlitt,
Und hebt mich, und ich schwebe mit
Als Kind in ihren Armen.

(Der Alte vermag den Ärger des Skandalisierten nur mit Mühe zu verbergen. Zu laut beinahe bricht er in die ersten Worte aus.)

DER KÜSTER:

Da hörst du, daß die Närrin offenbar
Dem Übel ihres Geistes alle Mächte
Der Finsternis entlockt und, was einst war,
Als sie im Schoß der Schwester selbst die Rechte
Der Neugeburt genoß, im Tempel nun
Fast sakrilegisch wiederholt!

(Der Priester allerdings wird feierlicher in der Art und Weise, wie er dem Diener Antwort gibt und eine Ergriffenheit zum Ausdruck bringt, die dem Alten noch verwunderlicher als die Handlung der Närrin erscheinen will.)

DER PRIESTER:

Tor selber,
Der jeden Augenblick, wie Frömmler tun,
Den Sinn zum Stoffe wendet und in gelber
Verängstigung die Taten leugnen will,
Die hinter unsern Gesten sich erfüllen!

Nicht Hände halten drüben, weich und still,
Ein Abbild des Erlösers und enthüllen
Die Muttersehnsucht eines Weibes, nein,
Die Liebende trägt Liebe auf den Flächen
Der fleischgewordenen Caritas hinein
Ins Land und wünscht mit Güte sich zu rächen
Am letzten Haß, der schon den Heiland tritt,
Und fiebert fort, aus Eigenem nachzuzeugen,
Durch Überschwang an Lust, die weiter litt,
Und Leid, das jauchzet, noch im Qualenbeugen,
Den Retterschrei der jungen Zeiten. Ja,
Sie möchte, wo die Tröstung ihre Wellen,
Das Sein verheiternd, freigibt, fern und nah
Das ganze Kräftespiel des Heils in hellen
Kaskaden frauenhaften Lächelns rund
Um unsere Erdennot entfalten. Nenne
Die Wucht in ihrem Worte, wenn ihr Mund
Das Größte angeht, Irrsinn und erkenne
Aus ihrem Gliedersprung die Fahrigkeit
Des Wahns, der heillos ist, so will in allen
Besonderheiten dieser schlichten Maid
Sich mehr Gewalt der Überwelten ballen,
Als uns durchschaubar scheint. Du blickst und siehst
Die Nichte ihren fremden Trieb voll Eifer
Am Krippenkind vertun, du bebst und fliehst
Vor dem, der aus dir züchtet, kehrst in reifer
Begeifersucht das Herz gen sie, die wiegt,
Und bleibst, wie alle Tage, lieblos hüben
Im Urgewöhnlichen zurück. Doch liegt
Die Außer-sich-gekehrte nicht schon drüben
Am andern Ufer, das ich lauschend weiß
Vor meinem Erdgesicht und nie zu hören
Vermag wie die Gesegnete? Ein Kreis
Hält uns in Nacht gefangen, und verlören
Die Dinge jede Stummheit, uns zu Sang
Und Gloria, so stünden wir noch immer
Verschlossen vor dem Tor, das auf sich schwang,

Als eine Törin, erdenlos im Flimmer
Des irdischsten Gehabens, sich erhob,
Um mit dem Christkind, sonder Licht und Glocken,
Das erste Christenkind zu sein. Ihr Lob
Der Mutter preist den Sohn in schlichten Flocken
Versungenen Gebetes und vermählt
In Ton und Haltung unsern Schrei aus Nächten
Mit Licht aus Ruhe und Ergebung. Zählt
Vor Gott und Mensch und allen niederen Mächten
Das Donum ohne Arg und Makel mehr
Als jedes Opfer deiner Art, so werden
Die Kindlichkeiten ihrer Gabe, schwer
In Vaterhand, dereinst viel Sein entfährden.
Wohl ist ihr Tun befremdlich, und es geht
Ein Hauch der Unnatur von ihren Taten
Zuweilen aus, um ihre Worte weht
Ein Geist, der horchend macht, und mehrmals nahten
Mit ihr sich die Gewalten eines Tags,
Der nicht uns allen zugehört. Doch blühten
Aus solchen Stunden, urgeheimen Schlags,
Die tiefern Dinge auf, und plötzlich sprühten
Mysterien der Einfachheit empor,
Wenn sie zu Boden ging. Wie darf ich wissen,
Ob nicht die Kenntnis, die ich dort verlor,
Wo meine Vielfachheit mit Finsternissen
Mich überhöht, in ihrem Fremdsein heimt
Und ob ich selber auf den rechten Wegen,
In nackten Irdischkeiten abgefeimt,
Zu Sinn und Ordnung bin? Des Himmels Segen
Fällt, wie er will, und trifft nicht allezeit
Nur Ebenland. Ich spüre, daß im Hange
Der Außerordnung dort er nun bereit
Ist, meinen Glauben zu versuchen. Lange,
Zu lange, ach, hat meine Sattheit hier
Die Gassen Gottes menschlich ausgelesen
Und, blind, vergessen, daß noch zwischen vier
Geweihten Richtungen er tausend Wesen

Zu Seinen Zielen senden kann. Im Plan
Des Höchsten darf das Unding Glorie tragen
Und Mittel eines Willens sein, fortan
Sein Angesicht im Splendor auszuschlagen.
Vermag ich, nur dem Alltag zugewandt,
Die Sonnentätigkeit der Auserkornen
In mein Begreifen einzufangen? Rand
Und Dunkel bleibt das Sein der Fremdgebornen.

DER KÜSTER:

Du sagst es, selber fremd mit einem Mal
Dem Diener, der dich doch zu kennen wähnte!
Bedrängt die Frau mit Mitteln ihrer Wahl
Am Ende gar den Priester und versträhnte
Sich ihre Wirrnis der Gefühle so,
Daß auch der Stärkere die Lockung im Versinnen
Erfahren muß? So bin ich doppelt froh,
Dem Hexenfang in Klugheit zu entrinnen
Und endlich durch ein lautes Machtgebot
Den Bann zu stören, der ein Weib, das lallte,
Sacerdotal sich regen läßt. Die Not
Sei aus!

(Dem Verbot zum Trotze stürmt der Kirchendiener vor und fängt in Härte laut zu reden an. Noch einmal aber reißt der Priester ihn ins Stillere zurück.)

DER PRIESTER:

Verstumme, Unverstand, und halte
So Fuß wie Wort zurück! Noch ahnst du nicht,
Was drüben weihnachtlich die stillsten Töne
Zu Überklängen schwellt und was mir bricht,
Wenn sie der Seele nicht die letzte schöne
Geburt ins Laute sichern.

(Im ersten Augenblick will der Alte gehorchen. Dann aber sieht er die Närrin stärkere Bewegungen machen — so als habe der unheilige Lärm aus der Ferne Wellen an ihre verträumte Ruhe geworfen — und läßt den Rückhalt und die Rücksicht fallen.)

DER KÜSTER:

Aber sieh
Das Krippenkindchen in Gefahr! Sie schaukelt
Es gleich zu Bruch. Ich muß — — Maria!

(Sogleich geschieht das Furchtbare: der Ruf reißt die Närrin aus dem Rhythmus der knieenden Wiegerin in die Starrheit der Stehenden, die beide Arme fallen läßt. So stürzt das Krippenkind zu Boden und schlägt entzwei. Es klingt, als habe der Brechton sich mit dem Aufschrei der Frau ineins gefügt. Und dann ist eine erdrückende Stille, bevor die Närrin flüstern kann:)

DIE NÄRRIN:

Flieh,
Gemeiner! Tod ist, wo du gehst. Es gaukelt
Der Geist des Abgrunds um dein Angesicht,
Und die Geräusche haben, dir zu Füßen,
Die Schreckung Satans an.

(Langsam greifen ihre Hände zu den Augen empor, breiten sich aus und sinken wieder abwärts.)

Er stiehlt das Licht
Um meine Sinne, und ich muß es büßen,
Daß ich dem Weltlichen das Ohr entzog.

(Die Stimmfarbe ändert. Die Gestalt entstarrt und gleitet langsam der Erde zu.)

Wo bin ich, Mutter? Sohn, ich fühl mich fallen!
Entwertet ist, was meine Freude wog,
Und alles will in Nacht und Nichts verschallen.

(Der Priester schreitet vor, packt den Kirchendiener und schiebt ihn rückwärts ab.)

DER PRIESTER:

So hebe dich hinweg, Vasall der Welt
Und Höhner im Gebet!

(Allein der Alte ist noch immer seiner Art, die nicht begreift, doch sehr geschäftig vor den weltlichen Pflichten und alltäglichen Arbeiten wird.)

DER KÜSTER:

Ich will in Eile — —

DER PRIESTER:

Hinaus!

DER KÜSTER:

Die Scherben, Herr — —

DER PRIESTER:

Geh fort! Im Feld
Des Engelsamen soll nicht eine Weile
Die Schwere deiner Burschenirdischkeit
Den Wiederausbruch des Sekreten stören.
Verschwinde, und es läßt zur gleichen Zeit
Dein Plumpfuß sie die Flucht des Bösen hören!

(Der Priester will zur Krippe vorschreiten, sieht die Närrin sich bewegen, steht, indes der Kirchendiener, die Hände hebend und wieder fallen lassend, das Heiligtum verläßt, und lauscht der Frau entgegen, die, fahriger als zuvor, das Nichts in ihren Armen wiegt und traurig ihre Melodie erklingen läßt.)

DIE NÄRRIN:

Maria neigt das Haupt vor Leid
Und schaut das Kind in Peinen.
Maria schweigt, und Mensch und Zeit
Erschauern in Allfurchtbarkeit,
Da Haß und Hohn sich einen.
Maria sinkt der Welt zugrund
Und muß, was fiel, erheben.
Ihr Herz gibt allen Herzen kund:
«Die Liebe wird aus Liebe wund
Und weckt im Tode Leben!»

(Mit einem Male hört sie zu schaukeln und zu singen auf und kniet bewegungslos mit leicht verkreuzten Armen und erhobenem Angesicht. Der Priester beugt sich vor und rührt sie an. Sie erschrickt nicht im geringsten, sondern verharrt in ihrer Lauscherhaltung.)

DER PRIESTER:

Nun sei beruhigt, Kind! Der Ohm ist fort,
Die Kälte hin und deines Gangs Verherztsein
In nichts gehemmt. Was zählt, blieb ganz: dein Hort
Der Muttergläubigkeit im Geistdurchschmerztsein!

(Wohl legt sie jetzt die Hände ineinander, allein sie blickt nicht hin zu dem, der auf sie einredet.)

DIE NÄRRIN:

Und dennoch füllt mich eine tiefere Not
Als je zuvor. Ich bin zu schwach gewesen
Für jenen Teufelsschrei der Welt, und tot
Ist Er, Der mich zur Schöpferlust genesen
Und, söhnlich auch, Mitmutter werden ließ.

DER PRIESTER:

Was dort verging, du Unschuld ohne Spaltung,
Ist Bild aus Stoff und Form, aus Sand und Kies,
Nicht einmal Schöpfung, die, nach Zug und Haltung,
Dem Urgeschöpf zu gleichen wüßte, nein,
Nur Ausdruck jener allzu schwachen Schemen,
Die Menschenphantasie nach Menschensein
Gesichtig und bemerkbar macht. Doch nehmen
Wir, schuldlos im Zerstören, der Figur
Die Linien, die Gottes Bestgestalten
In Arm und Antlitz, Hand und Haaresschur
Kopierten, so hinweg, daß alle Falten
Zunichte werden, ach, so geht nichts mehr
Als die Gewöhnung an die Ebenmaße
Des glatten Dings entzwei. Ein Raum wird leer.
Was liegt, ist wieder Traggrund einer Straße,

Auf der dein Fuß nicht spürt, was er betritt,
Wenn über dir der Heiland weiterlächelt.

DIE NÄRRIN:

Du irrst, o Herr, noch wo du recht hast. Mit
Den Körnern ist nicht alles fortgefächelt,
Wenn jetzt der Wind des Denkens, unberührt
Vom Hinterleuchten des Atoms, die Teile
Des Stoffes in die kalten Ecken führt,
Die du Verachtung nennst. Zum höchsten Heile
Sind sie erschaffen. Im Zusammenklang
Der heimlichsten Partikeltöne schwingen
Sie wunderbar in Gottes Weltensang
Und sind, gelang es nur, sie einzuzwingen
Ins schönere Geordnetsein, Idee
Des Ungesehenen und Lichtesbrecher
Der lux aeterna, die, in Erdenweh
Und Himmelsleid nicht selber hell, dem Becher
Der Greifmaterie fangbar ist. Es wirkt,
Wenn ich die Werke alter Meister sehe,
Nicht Farbe, Holz und Stein, weltscheinbezirkt,
Vor meinem Auge, o, erschauernd stehe
Ich Schauende vor dem, was jenseits ist,
Und fühle am Geformten mich verweilen,
Um leicht dann, durch des Künstlers Schöpferlist,
Ins All-Erleichternde hinauf zu eilen.
Und schlug mir einer das Geliebte ein,
Aus dessen Gliederbogen ich die Brücken
Zum Heimweh baute, so entriß er mein
Geweihtes Heimweh dem gewohnten Glücken.

DER PRIESTER:

So darfst du dennoch nicht, mein Sonnenkind,
Im Hinterschatten eines Bruchobjektes
Unsterbliches entlichtet sehn. Wie lind
Erstehen, sind wir blickgereift, Verdecktes
Und Außerweltgewecktes vor der Schau

Des Angefreuten, der, zum Ganzen strebend,
Zunächst im Fallenden den Schönheitsbau
Des Tröstlichen begreift und, tiefer lebend,
Im Andern stets das Eine Gleiche faßt.
Zerfiel die infantile Form des Krippenknaben
Durch das, was jeder Geist im Menschen haßt,
Vergänglichkeit, so blieb, zu neuen Gaben,
Die größere Gestalt der Mutter ganz.
Auch sie ist Mittlerin auf allen Wegen
Zum Aufschwung in den höhern Vatersglanz,
Der dich im Sohn beging mit Seinem Segen.

DIE NÄRRIN:

Sie ist es, ja, und ihre Not in mir
Will Ton und Aberton des Weinens werden,
Das sie verhielt, als jene Krippenzier
Am Boden ausging, doch in Tongebärden
Nach meiner Art der härtern Welt, die kommt,
Entgegenwarf. Im Allelujahjubel,
Der dieser halbverglückten Menschheit frommt,
Dieweil sie noch im jüngsten Teufelstrubel
Die Lust verlästert, die sie liebt, entsagt
Die Mutter, königlichen Sinns, der Sprache
Des mitgeborenen Leids, das in ihr tagt
Und dort im Bilde, daß es mich entfache,
Sich laut erbrach. Ich bin der Seufzerruf
An ihrer Statt und das Gespür der Nächte,
In denen sich der Haß sein Dunkel schuf
Und schon des Undanks Löschhorn sich erfrechte,
Das Licht des Sohnes zu bedrohen. Tot
Ist meiner Wissenheit die Flut des Lächelns
Aus seinem Kindesangesicht und rot
Vor Qual, am Rand des Heilverbächelns,
Liegt meine Liebe, steht mein Herz allein.
Und alle Brüder wollen Leichtsinn tragen,
Und alle Schwestern möchten Mütter sein
Der Lebensfreuden, die ins Ende ragen

Und schon im Widerschlag der Mitternacht
Gemordet sind. Maria müßte weinen,
Wo sie der Welt gebar. Doch ihre Liebe lacht
Am Leid vorbei, und ich muß Trauer scheinen,
Weil Schatten ihrer Wunderheiterkeit.
Bin ich Maria schon, die vorbestellte,
Die atemlos, der neugefüllten Zeit
Voraus, zu Ihm den Strom der Reue wellte?
Ich weiß es nicht und weiß doch eines klar:
Daß ich zur Mutter wurde, als die Schmerzen,
Ach, kindsam aus dem Schrei erstanden. War
Ich Wiegerin, so muß ich weiterherzen.

(Sie hebt ein Scherbenteilchen auf, legt es auf den Arm und setzt mit einer klagenden Stimme ihren Sang fort, der allmählich in einem leis und leiser werdenden Summen vermündet.)

Maria kniet in Magdsgeduld
Und spürt das Kind geborgen.
Maria wiegt die Mutterhuld,
Maria schaukelt unsere Schuld
Zu Retterlicht im Morgen.

Jedermann

Das Spiel von der Bekehrung und vom Tode
eines reichen Sünders

Der himmlische Vater sandte aus seinen Boten, den Tod,
um aufzufordern Jedermann, zu kommen
und Rechenschaft zu geben über sein Leben in der Welt.

(Als mithandelnde Personen treten nacheinander auf oder werden hörbar:)

Jedermann;
Die Stimme des Herrn;
Der Tod;
Der Freund;
Der Vetter;
Die Base;
Der Reichtum;
Die Tugend;
Die Macht;
Die Klugheit;
Die Fünf-Sinne;
Die Schönheit;
Die Erkenntnis;
Das Bekenntnis.

(Mit einem kleinen Vorspiel fängt es an.)

DER PROLOGSPRECHER:

Ich bin des Dichters Bote und gesandt,
Euch an des Todes Tor hinanzuführen.
So fühl ich mich dem Mächtigsten verwandt,
Der hier versucht mit Worten euch zu rühren
Und laut den Sinn, den er gestalten will,
Im kleinen Vorspiel sagt in einer Bitte:
Das Leben ist ein Weg, der Tod nicht Ziel!
Ihr Alle, die ihr Anfang seid und Mitte,
Bringt Liebe, Ernst und Ehrfurcht mit ins Spiel,
Das euch den Abend spiegelt und das Ende,
Wo Welt und Ewigkeit zusammenstehn

Und Alles fällt; wo deine heißen Hände
Entkräftet nach den andern tasten gehn,
Um Halt und Druck zu finden, Freund und Tröster.
Hier wird gezeigt, wie sterbend Jedermann
Durch alle Schrecken wankt, eh als Erlöster
Im Sang der Himmlischen er scheiden kann.
Das Spiel gilt euch; drum merkt euch seine Lehre:
Bedenkt am Morgen schon die Angst der Nacht!
Seht, hinter jedem Lächeln sinnt die Schwere,
Nicht endlos ist die Lust und nicht das Licht gedacht!
Was du geliebt, wird dich zuerst verlassen:
Die Pracht, die Macht und auch des Goldes Licht!
Wie einsam stehst du bald an jenen Straßen,
Die durch das Grab gehn, aufwärts ins Gericht!
Hört her, wie Tröster jener Reiche fand,
Den wir im Spiel den Jedermann genannt.

DIE STIMME DES HERRN:

Ich komm im Hauche wie im leisen Wehen
Und bin der Geist, der tief in Allem ist.
Ich bin der Seiende und muß hier sehen,
Wie meine Schöpfung ihren Herrn vergißt,
Und wie die Welt, umkreist von den Gefahren
Des Größten, der sie nur im Willen hält,
Im Raum von zweimal hundertfünfzig Jahren
Hintaumelnd nun aus dem Gesetze fällt.
Schon sinkt sie ab in schwarze Sündenfluten,
Ein Chaos ohne Licht, nur Trieb und Tanz
Vergessener Wesen, die vor Wollust gluten
Und des beglückten Herzens Lächelglanz
Verlieren. Ihre Seelen sind voll Härte,
In der mein Sang nicht klingt, nur schrill verklirrt.
Sie fürchten nicht, daß scharf wie eine Gerte
Mein Zorn bald sausen und sie schlagen wird
Bis auf das Blut! Mein Blut ist auch geflossen.
Um welchen Preis? Des Menschen höchstes Heil!
Sie aber haben meinen Sieg genossen

Und halten meine Qual als Schauspiel feil.
So drücken sie mir höhnend immer wieder
Die Dornen in das Haupt: daß ich, gekrönt,
Ein König ohne Volk sei! Meine Brüder,
In meinem Leide ward die Welt verschont,
Der Tod besiegt. Ihr aber wählt das Sterben,
Da ihr dem süßen Taumel euch geweiht
Und aus den Taten auslöst das Verderben.
Mein Fluch wächst riesenhaft in eure Zeit,
In jedem Hauche meines Atems lauert
Längst fallbereit die ewige Gefahr.
Noch hielt ich sie zurück, weil ihr mich dauert,
Die lang zum Schlage schon erhoben war.
Doch in der Schonung wuchs die größre Sünde,
So kann ich länger nicht mehr gütig sein.
Hört, was ich drum als Schöpfer euch verkünde:
Ein Einziger soll auserlesen sein,
Daß sterbend er die mächtig angestauten
Erzürnten Wogen mir besänftigt hält!
Wohl hoffte ich, daß die Geschöpfe bauten
Zu meiner Ehre die gezierte Welt.
Sie aber häuften Gold zu Gold und tranken
Aus Silberkelchen das geschenkte Glück
Und warfen sterbend ihren fieberkranken
Verbrauchten Leib in meine Hand zurück.
Und Keiner trinkt den Trank des heiligen Borncs,
Daß er sich rette in der letzten Not!
Das Maß ist voll: anbricht der Tag des Zornes!
Wo bist du, machtgewaltiger Bote Tod?

DER TOD:

Hier bin ich, Herr, und harre, Deinen Willen
An jedem Auserwählten zu erfüllen.

DIE STIMME DES HERRN:

Hör mein Gebot, du starker Allerfasser:
Geh hin zu Jedermann, dem reichen Prasser,

Und sage ihm im Namen deines Herrn:
Daß er, noch eh der erste Abendstern
Am Himmel steht, zur Wanderschaft bereit
Sich halten soll und übers Meer der Zeit
Ans stille Ufer meines Reiches fahre
Und Rechnung gebe, wie er all die Jahre
Sein Lebenslehen mir verwaltet hat:
Er schlage vor Uns auf sein Buch der Tat!

DER TOD:

Ich will so tun, wie mir der Herr befahl:
Die ganze Welt mit meinem Schwert berennen,
Und hart bedrängen Menschen ohne Zahl,
Die das Gesetz des Herrschers Torheit nennen,
Den Reichtum lieben und die Gier nicht hassen,
Verblendete will ich wie Mörder fassen
Und sie mit einem Schlag vom Himmel trennen.

JEDERMANN:

(tritt, stutzerhaft gekleidet, trällernd und lächelnd auf.)

DER TOD:

Ei sieh! Nun tritt Freund Jedermann ins Feld,
Ach, ahnungslos vor meiner argen List!
Er singt in Lust und freut sich seiner Welt
Und glaubt zu halten, was verloren ist.

JEDERMANN:

(steht erschrocken vor dem Tode still.)

DER TOD:

Still, Freundchen! Halte an! Nichts weint dir
In deine Träume! Hörst du Engel singen,
Nachdem die Stunden dir voll Geigen hingen,
Und siehst in jedem Sandkorn pures Gold?

JEDERMANN:

Was fragst du, Fremdling? Deine Neugier scheint mir
Verwegen, da sie nur Verachtung zollt!

DER TOD:

Nur sanft, mein Freund, und übertreibe nicht!
Sieh hin, wie schön der Tag ins Dunkel sinkt!
Vier Stunden leuchten noch, dann stirbt das Licht,
Das lautlos schon dein letzter Abend trinkt!

JEDERMANN:

Mein letzter Abend? Nein! Ich will genießen
Viel tausend Feste noch in Glück und Sonne
Und durch die Tage taumeln, wie sie sprießen,
Und tanzen aus der Nacht, in Überwonne
Beglückt, daß mir, ja, mir die Kerzen lohen,
Sobald die Helle stürzt. Lust kehrt zurück
Im Frauenlachen, falls die Stillen drohen.
In mir trägt dieser Ort nun Glanz und Glück.

DER TOD:

In mir den Tod, den Gott zu dir gesandt!

JEDERMANN:

Zu mir?

DER TOD:

Gewiß, obschon du Ihn vergessen,
Hat Er sich deinem Dunkel zugewandt!

JEDERMANN:

Und was ist sein Begehr?

DER TOD:

Daß unvermessen
Du, eh der erste helle Abendstern
Am Himmel steht, zur Wanderschaft bereit
Dich halten sollst und überm Meer der Zeit
Am stillen Ufer seines Reiches gern
Ihm Rechnung gebest, wie du all die Jahre
Sein Lehen ihm verwaltet hast. Nun fahre!

JEDERMANN:

Haha! Wie kann ich, alte Sucht betörend,
In einem Nu erwägen tausend Sachen?
Wie kann ich Blindes sehend, Taubes hörend
Und das Verlorne gegenwärtig machen?
Des brauch ich Zeit, mein Freund, und auch Pläsier.
Ich will sogleich nach diesem Fest beginnen,
Ganz ernstlich dem Vergangnen nachzusinnen.

DER TOD:

Schweig, Jedermann, und merk dir jetzt und hier:
Wenn bald die Schatten in den Abend gehn,
Steigst du ins Boot! Ich werde Fährmann sein.
Wir stoßen ab, umloht vom letzten Schein,
Und fahren klanglos durch der Nacht Verwehn,
Durch Grab und Nichtsein aufwärts ins Gericht.
Dein Gott wird reden, du mußt Antwort stehn.
Dann spricht dein Buch allein, vergiß es nicht!
Mein Wort ist Zwang! Sieh, rasch schon fällt die Zeit!
So wisse denn: das Ziel heißt Ewigkeit,
Und hinter dir stürzt laut die Brücke ein.

JEDERMANN:

Hör Tod! Ich darf die Warnung dir verdanken.
Doch kommen meine Freunde gleich zum Feste.
Zwar liegt, ich weiß, in deiner Hand mein Leben,
Allein ich biete hunderttausend Franken,
Ja, hunderttausend Franken will ich geben
Für einen Tag im Kreise meiner Gäste!

DER TOD:

Wie ist das klein und kläglich doch gedacht!
Mich reizt nicht Silber, Gold noch Seidenpracht,
Und Papst und Prinzen, Könige und Kaiser
Sind mir wie ein Bedrängter oder Weiser,
Der nicht den Ort weiß, wo er ruhen soll.
Siehst du, es hätten Tausende getauscht

Mit Bettlern, wenn ich ihrem Wort gelauscht.
Ich aber reiße, sonder Leid und Lust,
Den Ersten wie den Letzten an die Brust.
Stets trifft mein Schlag, ist erst die Stunde voll.

JEDERMANN:

So flehe ich zu dir aus heißem Herzen
Im hohen Namen der Barmherzigkeit:
Laß mir den Atem noch, laß mir die Zeit,
Laß mir die Luft, die uns das Leben beut,
Bis ich mein Buch in Klarheit ausgerichtet
Und auch die letzte Tat in mir belichtet!
Horch, tausend Menschen winden sich in Schmerzen
Und Millionen wimmern durch die Welt!
Nimm irgendeinen, der in Krankheit fällt,
Triff den ins Herz und habe deine Gier!
Laß deine Schneide tanzen, Bruder Frei,
Sei Taumel, Wollust, Wahnsinn, Raserei,
Füll Ströme auf mit Blut, die Welt mit Pest!
Millionen horchen und gehorchen dir.
Ich bin ein Tropfen nur, laß mich es sein!
Du aber mußt in Größe Helden küren,
Zu ihrem Untergang an Throne rühren!
In kleinen Fällen bist du selber klein.
Ich bin unscheinbar vor dich hingestellt, —
Geh doch vorbei, dort lockt die größere Welt!

DER TOD:

Nein, es verfängt nicht immer, was so schreit.
In mir sind deine Worte rasch verloren.
Spür schon den Abend an des Tages Toren
Und in ihm auch die halberfüllte Zeit!
Tritt vor und rüste dich zur großen Reise!

JEDERMANN:

Und muß ich scheiden, soll es lustig sein
Bei Freunden wie zuvor, mit Weib und Wein!

Hinab ins Boot und jubelnd zugeschlagen!
Der Tod ist Ziel, — und morgen ist's vollbracht.
Doch sprich, du grauer Tor, ich darf im Kreise
Von liebenden Geliebten in die Nacht
Des großen Unterganges mich doch wagen?

DER TOD:

Wen nur die Kühnheit treibt, der fahre mit, —
So wirst du Zeugen haben ohne Maßen.
Nun aber sei dir selber überlassen,
Halt dich bereit und sage den Begleitern,
Dies sei mein Tag, den Keiner kann verheitern!

JEDERMANN:

Allein! Und rings der Stille Dräuertritt!
Schon stehe ich im Raume der Verlornen
Und doch: mein Herz drängt noch ins Herz der Welt.
Könnt ich die Sonne halten den Gebornen
Und ihre Zeit, die sich den Nornen stellt,
Mit dieser schwachen ringbeschwerten Hand,
Und wäre wie der Bettler an dem Wege
Und der Verworfenste aus meinem Land,
Ich würde alles tragen und die Stege
Der Rettung werfen über Strom und Stein
Und würde leidend atmen, leben, sein.
Doch unberührt fällt der zu rasche Tag.
Mein Wunsch ist ohne Macht. So muß ich scheiden
Und kenne nicht den Pfad, der meiner harrt,
Und habe zu Kumpanen nur die Leiden
Der Seele und die Trauer meiner Sinne.
Doch, Freunde hab ich auch! Ich will in Minne
Einladen sie zur unbekannten Fahrt
Und dann vergnügt, solang ich glühen mag,
Mich lächelnd neigen in des Todes Boot.

DER FREUND:

(sitzt in der Haltung des Nachlässigen in seinem Zimmer.)

JEDERMANN:

Die Stunde sei dir, Bruder, ohne Not
Und heller als mir selber auch das Leben!

DER FREUND:

Der schöne Wunsch sei dir zurückgegeben!
Doch weshalb diese ungewohnte Hast?
Du kommst dahergejagt, mit Sturm im Mast,
Und atmest zwischen Tür und Angel schwer,
Als hielte dich das aufgeregte Meer!
Was soll der Gruß besagen, welcher mir
Den jungen Tag viel besser wünscht als dir?

JEDERMANN:

Gefahr umlauert mich. Ich bin verloren.

DER FREUND:

Ich möchte kennen jenen Tor der Toren,
Der plötzlich sich an meinem Freunde riebe.
Dein Feind ist meiner, und es soll die Liebe
Uns beide einig sehn im schwersten Streite.

JEDERMANN:

So gibst du mir in Freundschaft das Geleite?

DER FREUND:

Was meint das Wort? Sag mir, wer dich bedrängt!
Bist du in harte Sorgen eingeengt?
Und wär im Kampfe mir der Tod beschieden,
Ich hülfe dir, im Kriege wie im Frieden!
Nenn mir des Gegners Namen!

JEDERMANN:

Ja, ich weiß:
Du hast mit mir gelebt und mich geliebt.
Wir wuchsen rasch in jenen vollen Kreis
Glückselig wirkender Geborgenheit

Hinein, der Herz und Seele uns umweiht.
Nie fällt der Freundschaftsring um uns darnieder,
Eins reißt das andre hin in Glück und Not,
Und was uns trennen will, vereint uns wieder.
Du sprichst es einfach aus: der dunkle Tod!
Und doch wächst in mir eine stille Trauer,
Von deinem Wort gebaut als Drohemauer,
Beschwert mein Fühlen, steigt und steht, wird klar
Und sagt: Wenn meine Qual dir offenbar,
Wirst du doch auch aus unserm Bunde gehn,
Und ich muß einsam in dem Abend stehn!

DER FREUND:

Was ich gesagt, ist schon ein Schwur zur Tat.
Und müßtest du ins Höllenmeer hinein,
Fürwahr, ich würde dein Begleiter sein.

JEDERMANN:

Ich danke dir. Wie mich dein Trost beglückt!
Ach, jeder Schmerz, der mich mit Macht bedrückt,
Scheint plötzlich in sich selber eingesunken.
Die Trauer fällt. Du kehrst in mich zurück.
So sei dir gleich gesagt: Mich ließ das Glück,
Da mir ein Bote zugerufen hat.
Noch eh der erste helle Abendstern
Am Himmel steht, muß ich zur Fahrt bereit
Mich halten. Drüben überm Meer der Zeit
Am stillsten Ufer soll ich meinem Herrn
Dann Rechnung geben, wie ich Seine Gabe
Als Lebenslehen Ihm verwaltet habe.
Der Gang wird grausig sein in schwarzer Nacht.
Schon wirft die Angst, herzitternd, ihre Wellen
In mich hinein. Die Furcht ist aufgewacht
Und will das Schrecklichste an dir vergellen.
O sei belobt und halte dich bereit!
Denn leiser schon verströmt die Endlichkeit.

DER FREUND:

Was ich versprochen, bindet streng die Pflicht.
Doch muß ich zögernd nun, von deinem Sagen
Erschreckt, bedachtsam in mich selber fragen:
Darf ich zum Worte stehen oder nicht?

JEDERMANN:

Wie? Hast du flammend nicht, auf Tod und Leben,
Dein Wort als Heiligtum mir kaum gegeben
Und willst es schon im selben Atemzug
Auch wieder brechen?

DER FREUND:

Freundchen, sei doch klug!
Hart kämpfen Ja und Nein in meiner Brust.
Hier schwankt mein Wort wie die erregte Seele.
Noch zaudert es, bevor ich endlich wähle.
Dann springt es plötzlich auf, dem Laut zur Lust,
Und ruft: «In diesem mußt du einsam streben!»

JEDERMANN:

Und doch hast du vor Gott dein Wort gegeben?

DER FREUND:

Gewiß, ich wußte nicht um die Gefahr,
In welche tückisch du mich reißen wolltest.
Zu jedem andern losen Streiche war
Ich meinem Wort wie einem Schwure treu,
Zu Tänzernächten, die du wüst durchtolltest,
Zu Närrischkeiten, frech und wirkungsneu,
Zum Morde gar, hätt das dich froh gemacht,
Nur nicht zu dieser Reise in die Nacht.

JEDERMANN:

Bei deiner Liebe....

DER FREUND:

Auch die Liebe weiß.
Allein das Leben hält sie atemheiß.

An dich erging der Ruf. Geh du allein!
Ich will Verräter, doch lebendig sein.

JEDERMANN:

So will ich flehend auf die Knie gehn.
Sieh, wie erniedrigt ich die Hände falte!

DER FREUND:

Auch dann nicht, lieber Freund! Leb wohl und halte
Dich nur bereit. Auf Nimmerwiedersehn!

JEDERMANN:

So geht in Not die Frucht der Freundschaft auf,
Und alle Liebe ist im Leid verloren!
Mein Herz ist einsam, das so lang im Lauf
Der Zeit umworben war und auserkoren,
Endlos den Größten alles wert zu sein.
Nun bin ich ihnen wie ein Blatt im Hain,
Verweht und losgelöst aus jedem Halt
Der Welt, ein Schaukelding, das war. Nun fiel es.
Und Keiner der mich fängt und achtsam trägt
Hinüber, wo am Ufer meines Zieles
Ein andres Wehen mich nach oben schlägt.

VETTER UND BASE:

(kommen vorbei und hören sich angesprochen.)

JEDERMANN:

Vielleicht daß die Verwandtschaft, der ich Vieles
In Güte und Barmherzigkeit gegeben,
Doch treuer ist und auf der Reise bald
Mich Schwachen tragen wird und sorgsam heben,
Mich trösten....

DER VETTER:

Welche Reise, Vetter, meinst du?
Du scheinst so tief in Trauer mir versenkt.

DIE BASE:

Dein Auge ist ja feucht. Sprich, warum weinst du?
Hat dich ein Kummer allzu stark bedrängt?

DER VETTER:

So schmerzt es auch in uns verwandtes Blut.

DIE BASE:

Und deine Not gibt uns die höchste Glut.

JEDERMANN:

Ihr wenigstens, Verwandte, habt Erbarmen
Und tröstet schon im Fragewort mich Armen.
Wenn alles trügt, nicht trügt das eigene Blut.
Ich wußte es und möchte ohne Zagen
Als Mantel meine Liebe um euch schlagen.
Und was mich freut, soll euch die Rafferlust
In nackter Kraft entzünden: Gold und Gut,
Das meine Hand umkost, und jeder Stein
Gehört auch dir, mein Vetter, ist nun dein,
O Base! Ach, ihr Retter und Begleiter,
Hört meine Not und werdet meine Streiter!
Es trug mir auf der Bote unsers Herrn,
Daß ich, noch eh der erste Abendstern
Am Himmel steht, zur Wanderschaft bereit
Mich halten soll und übers Meer der Zeit
Ans stille Ufer seines Reiches fahre,
Ihm Rechnung gebend, wie ich all die Jahre
Mein Lebenslehen Ihm verwaltet habe.

DER VETTER:

O, welche Rechnung über welche Habe?

JEDERMANN:

Von allen Werken, die mein Leben kannte,
Von aller Tage wohlverwandten Zeit!
Wie oft zu Ihm mein Herz in Liebe brannte,

Und wann ich litt das wahre Läuterleid!
Wann ich die Tugenden umfangen hätte,
Sie haltend wie die Edelsten der Welt.
Des muß ich Zeugnis geben meinem Herrn.
Ihr werdet bitten, da der Tag nun fällt,
Daß Seine letzte Gnade mich errette.

DER VETTER:

Wer ist so rasch zu solcher Fahrt entschlossen?
Ich glaube fast, es will bei Fastenbrot
Und kühlem Wasser reich und unverdrossen
Mir dieses ärmste Leben noch erscheinen!

DIE BASE:

Was jammerst du? Dir ward nur Glück, nie Leid
Zuteil. Dein Herz sah jeden Wunsch erfüllt.
So mußt du nun begreifen, was wir meinen.
Am Ende läßt der Nächste dich in Not,
Wie weh das Unerfüllte ihn durchbrennt
Und wie er Schicksal seine Feigheit nennt.

JEDERMANN:

Ich habe hier kein hartes Nein gehört!
Mich narrt in Qualen der verwirrte Sinn!
Ihr müßt doch mit! Das Blut, das uns beschwört,
Treibt mich und dich zu dir. So müßt ihr hin!

DER VETTER:

Mein Blut bleibt kühl, mein Wort geht jetzt zuende.
Dein heißer Aufschrei hat nicht Leitgewalt.
Doch um mein Mitleid dir zu zeigen, sende
Ich meine Magd zu dir. Denn die ist alt
Und wird dir gerne das Geleite geben.

DIE BASE:

Auch ich muß eilen, denn im Ungewissen
Wählt jeder Kluge wohl das eigene Leben.

Ich will nun rasch auch meine Rechnung stellen,
Daß ich bereit bin, wenn die Stunden schnellen.
Leb wohl und sei ein ganzer Mann!

DER VETTER:

Mit Gott!
Und habe Mut in deinen Kümmernissen!

JEDERMANN:

So tief ist dieser grelle Fürchtefunken
In jedes Menschen Seele eingesunken,
Daß er im Feuer deines Namens, Tod,
Das heiligste der Worte schamlos bricht!
Die Andern gehn. Es muß begonnen sein,
Einsam zu wandern in mich selbst hinein
Und fort in Kälte, die mein Angesicht
Wie meinen Atem und mein Wort vereist,
Mein Herz umkrustet und mein Wehsein speist.
O Tag, wie sinkt dein Licht! O Nacht, verharre!
Zeit, stehe still! Du Stundenlauf, erstarre!
Und dränge dein Gesetz mir an die Kehle,
Und risse deine Kante meine Seele, —
Ich trüge dich und wäre, blutend aufgerichtet,
Wo nicht der Abend steigt, der mich vernichtet!
Du aber rinnst so leicht, o letzte Stunde,
Und wenn dein jüngster Tropfen bald verrollt
Im Meere der Vergessenheit, als Kunde
Des Kreisstroms, der sich endlos wiederholt,
Verklingt doch mehr als nur ein Trinke-mich.
Es stirbt ein All. Es bricht das große Ich!

DER REICHTUM:

(Schwer und plump, prustend, Schweiß wischend und nach Atem ringend.)

O Gott! O Gott! O diese Hitze! Diese Last!
So bin ich nie auf deinen Ruf gerannt.
O die verdammte — Sag! Wozu die Hast?

Dein Vetter hat mich dringend hergesandt.
(Ich habe diesem Losen nie getraut,
Denn was er denkt und überdenkt ist Streich.
Und wahrlich: er denkt viel!) Er sagte laut:
Dein Herr wünscht Rat. Drum schnell! Und eile gleich!
Er legte in den Ton ein Droheklingen,
Als hielte dich ein Teufel in den Schwingen.
Ich komme her — der Himmel weiß: im Sturme! —
Und höre dich zwar schreien, doch du lebst.
Den Schlingel schlage ich dereinst zum Wurme.

JEDERMANN:

Ich danke dir, daß du dich so bestrebst,
Mein Leiden auch in deine Brust zu legen.

DER REICHTUM:

Was soll ich wagen? Sieh, ich liege hier,
Gebündelt, steif, und kann mich kaum bewegen.
Du hast mich aufgefüttert zum Pläsier,
Seitdem Fortuna dir zur Seite stand.
Du atztest, was dich an die Freude band.
Ich mußte mitgenießen, immerzu.
Hier liegt das Fazit deiner Gier in Ruh.
Sprich, Herr! Ich lausche deinem Atemwehn.
Doch nein! Ich will dein großes Leid erraten.
Es ließ das Glück im Spiel dich abseits stehn!
Du weißt: da bin ich Heil durch Spendertaten.
Das ist es nicht? Dann wurde dir ein Feind,
Der dich belauert und dich fällen will!
So schlagen wir ihn ab, in Wucht vereint.
Du winkst! Das freut mich, und ich werde still.

JEDERMANN:

Mein Leid ist tiefer, Reichtum, als du denkst,
Und überkommt mich nicht aus dieser Welt.
Ich wünsche, daß du mich hinüberlenkst.
Ein Bote fuhr mich an. Ich muß dem Herrn,

Noch eh der erste helle Abendstern
Am Himmel steht, zur Wanderschaft bereit
Mich halten, daß ich übers Meer der Zeit
Ans andere Ufer Seines Reiches fahre,
Ihm Rechnung gebend, wie ich all die Jahre
Mein Lebenslehen ihm verwaltet habe.
Du hast von deiner Allmacht Wundergabe
Sooft Erstaunliches mir vorgesungen.
Nun will ich einmal, daß dein Tun gefällt.
Steig mit in diesen Abend, ungezwungen,
Laß deine Künste spielen, machtumloht,
Verblende Alles rings im Strahl des Seins,
Bestich den Führer! Denn er ist der Tod.

DER REICHTUM:

Auf diese Melodie paßt nicht mein Sang.
Auch fürchte ich, o Herr, es könnte wohl
Mein Schwergewicht in deiner Barke schaden.
Des Boten Namen hat gar düstren Klang,
Ja, meinem Ohre tönt er grabeshohl.
Und müßtest du mich doch als Zeugen laden,
Ei, ei, mein Herr, welch Schicksal wäre deins!

JEDERMANN:

Ich habe dich geliebt.

DER REICHTUM:

Das war nicht Tugend.

JEDERMANN:

Ich gab dir Freunde.

DER REICHTUM:

Schwelgerbund der Jugend!

JEDERMANN:

Du einzig hast mein ganzes Herz besessen.

DER REICHTUM:

Dafür ward auch die Seele rasch vergessen.

JEDERMANN:

So hilf mir nun, daß ich sie wiederfinde!

DER REICHTUM:

In diesem Suchen gleiche ich dem Kinde.

JEDERMANN:

So rate mir!

DER REICHTUM:

Das hab ich nie gelernt,
Wenn auch mein Wort dir manches Leid entfernt.

JEDERMANN:

Reich mir die Hand und spür die höchste Not
Und halte und geleite mich ins Boot!

DER REICHTUM:

Ich bin für diese weite Fahrt zu schwer.
Mein Blut ist starr, ich kann nicht wandern mehr.

JEDERMANN:

Du bist mein Diener. Hörst du? Ich befehle!

DER REICHTUM:

So spricht aus dir die angstverwirrte Seele.
Du glaubst mich dein?

JEDERMANN:

Ich hatte diesen Glauben.

DER REICHTUM:

Verzeih! Dann muß ich dir das Letzte rauben.
Ich bin dir wahrlich nicht auf Tod und Leben

Wie Hand und Mund und Auge hingegeben, —
Ich war dir nur geliehn auf kurze Frist,
Gleich wie ein Lustding oder lichtes Spiel,
Das heiter dich begleitet bis ans Ziel.
Du stehst am Tor. Und wenn es Abend ist,
Trittst du durchs offene ein. Ich bleibe fern
Und schenke mich sogleich dem neuen Herrn.

JEDERMANN:

So sei verflucht mit deinem argen Lächeln!
Mein Haß bedränge dich! Sieh, meine Hand
(O, meine Finger, die dich noch umfächeln!)
Zuckt fiebernd auf. Der Hals sei dir umspannt,
In einem harten Hub dich einzuheben
Ins dunkle Horn, das seine Kerze preßt.
Es lockt mein Herz, den Schreckensschrei zu hören,
Der wie ein Zischen, ohne Laut und Sinn,
Der Qual entquölle dir auf jedem Fest.
Ich würde Wonne schlürfen aus dem Beben
Des fetten Körpers, der in Pein erstarrte,
Und sterbend so mich selber noch betören
Da mich die letzte Schadenfreude narrte.
Denn du allein hast endlos mich getrieben,
Das Endliche mit aller Glut zu lieben,
Das Ewige zu hassen wie die Nacht.
So ward die Rechnung immer aufgeschoben
Und in der Gier die stete Angst verlacht.

DER REICHTUM:

(sich erhebend und durch die Türe gehend)

Vergiß nicht, Freund, daß ich unsterblich bin!

JEDERMANN.

Es hat die Furcht in jedem Tanz und Toben
Sich wie ein Wurm dem Innern einverleibt,
Hat durch das Dunkel meiner Seelenwände
Sich tief und tiefer in mich eingesponnen

Und bricht nun auf im Riesenflammenbronnen,
Des weite Mündung heiße Loderbrände,
Endloses füllend, in die Ängste treibt.
Und jeder Funke brennt ein Todesmal.
In Feuer steht mein wildes Blut und fließt
Durch meine Adern wie ein Lavastrom,
Der tausendfach sich in mein Hirn ergießt,
Wo das Verderben reift zur Höllenqual.
Was birst du nicht in diesem Trieb der Kräfte,
Du kleines Haupt? Brich donnernd wie ein Dom!
Entsage endlich deinem Weltgeschäfte
In der Begeisterung für alles Schöne
Und schlage die Gedanken allineins!
Brich doch entzwei und gib, was ich ersehne,
Die ungestörte Ruhe des Gesteins!

DIE TUGEND:

(liegt schlaff und bleich in ihrem Zimmer)

JEDERMANN:

Sei mir gegrüßt, o Tugend, stille Schwester
Der Liebe! Bist du krank?

DIE TUGEND:

Seit Wochen, Bester!
Kennst du den Tag nicht mehr, da du im Scherzen
Den Freund mit jenem harten stolzen Herzen
In meine Kammer führtest, ganz berauscht
Vom Weine des Kumpans, und mich, die bat
Und flehte, dich zu ändern, zorngebauscht
Mit Fäusten schlugst. Seit dieser schweren Tat
Ist meine Seele wie mein Körper siech.

JEDERMANN:

Ich weiß. Dem Argen war ich ganz verfallen,
Im Werben seiner Sänge nicht mehr Ich
Und dir verloren. Hin ist, was so glühte,

Denn sieh: die Not brach über mich herein
Mit aller Wucht. Ich stehe jetzt allein.
Du hältst mein letztes Hoffen, du von Allen.
Sag, daß du helfen wirst! Du bist die Güte.
Du willst, ich weiß es fühlend, mich begleiten
Durch alle Schrecken einer jähen Nacht.

DIE TUGEND:

Schon ahne ich, was dich so weich gemacht.
Bald wirst du fahren übers Meer der Zeit,
Um deines Lebens Rechnung auszubreiten
Vor unserm Herrscher in Allewigkeit.
Ich aber soll zu deiner Rechten stehen
Und Zeugnis geben.

JEDERMANN:

Ja, du sagst es, Tugend!

DIE TUGEND:

Ich möchte wohl, allein ich kann nicht gehen.

JEDERMANN:

Wenn ich dich hebe?

DIE TUGEND:

Nein, dir fehlt die Jugend,
Seitdem in Lüsten deine Kraft zerbrach.

JEDERMANN:

Wenn ich dich stütze?

DIE TUGEND:

Auch dein Arm ist schwach
Und kann nicht tun, was Liebe nur vermag.
Denn sieh, wenn deiner Freundschaft Atemschlag
Um mich gewesen wäre, dürfte ich
Mit dir die große Fahrt nun wagen.

JEDERMANN:

Dich
Beschwöre ich! So hilf mir nur die Seiten
Des großen Buches meiner Erdenzeiten
Ins Reine bringen, daß mir keine fehle
Von allen Taten meiner wunden Seele!

DIE TUGEND:

Mein Herz ist voller Trauer, Jedermann,
Daß es in deiner Not nicht helfen kann.

JEDERMANN:

Dann gib mir Rat!

DIE TUGEND:

So faß dich fester
Und höre zu! Es gibt dir meine Schwester
Erkenntnis, als Begleiterin, die Kunde,
Wie du es halten sollst in dieser Stunde.

DIE ERKENNTNIS:

(tritt weißgekleidet in das Zimmer)

Es ist mein Name hier gerufen worden.
Wünscht Irgendeiner, Schwester, meinen Rat?

DIE TUGEND:

Hier steht in tausend Ängsten Jedermann
Und weiß der letzten Reise keinen Norden,
Weil längst der Bote ihm befohlen hat,
Ins Reich des Geistes heimzukehren. Kann
Dein Leitwort mit ihm sein, so führe ihn!

DIE ERKENNTNIS:

Er soll empfinden, daß ich nahe bin.

JEDERMANN:

Gott sei gedankt für dieses gute Wort!

DIE ERKENNTNIS:

Es fließt ein Wasser, dessen kleinste Welle
Ganz wonnesam dir lindert jedes Leid.
Bekenntnis harrt am Ufer seiner Helle
Und singt ihr Lied vom Glück der Ewigkeit.
Wir wollen finden, wo die Wasser gehn,
Und tief im Spiegel unser Antlitz sehn
Und tiefer noch im Murmelsange fühlen,
Wie Gottes Wunder unser Sein umspülen!

JEDERMANN:

Dein Wort, Erkenntnis, fällt wie Balsam nieder.
Schon blüht in ihm die frohe Hoffnung auf,
Die mir das Innere beglückt. In alle Glieder
Kehrt jäh die Kraft zurück. Ich will im Lauf
Zum Strome hin und zum Bekenntnis fort!

DIE ERKENNTNIS:

So komm und sieh hinaus! Wo nah das Kreuz
Sich dächerüber in die Wolken hebt,
Fließt jenes Wasser. Der Verlorene scheut's,
Doch wer, begnadet, es berührt, der lebt!
Hier wiederhole, was die Seele spricht!

JEDERMANN:

(sinkt an der geweihten Stelle in die Knie)

O wunderbarer Brunnen der Entladung!
O klare Tiefe ohne festen Grund!
Ich seh in dir mein Herz. Mein Herz ist wund.
Umflutet mich, ihr Wellen der Begnadung,
Umkreist die Seele, dringet in sie ein,
Reißt sie ins Feld der wabernden Zerknirschung,
Treibt sie im Tanze, laßt sie Taumel sein
Und werft sie dann aus dunkelster Verwirschung
In Ruhe und Besinnlichkeit hinein!
Stellt mir die blutende vor die Erkennung,
Erlaubt mir dann die rechte Zustandsnennung:
Bekenntnis, höre meine Seele schrein!

DAS BEKENNTNIS:

(schreitet verschleiert auf den Rufer zu)

Ein Ruf sprang in mein klangentwöhntes Ohr
Und scheuchte aus der Stille mich hervor.
Mir ist des Rufers Stimme schon bekannt:
Du, Knieender, bist Jedermann genannt.
Weil meine Schwester dir zur Seite steht,
Sei dir gegeben, was du laut erfleht!
Empfang der Buße leuchtendes Gestein,
Es wird dir Schutz gen alles Übel sein!
Nimm diese Geißel, die dich schlagen soll.
Bedenk es wohl: noch ist dein Maß nicht voll
Des wahren Leides, das die Rettung bringt.
Das Herrlichste wächst nur aus der Geduld,
Die lächelnd selbst, weil wissend um die Schuld,
Der Qualen höchstes Übermaß bezwingt.
Das Seichte nur ist leicht, das Tiefe leise.
Erkenne so den Sinn der großen Reise:
Du bist aus dir, laut tobend, ausgeflutet.
Nun kehre in dich heim! Der Schmerz verglutet.
Gehärtet bleibt, was schließlich dich entzückt
Und dich zur Einkehr in die Sühne schmückt.

JEDERMANN:

Wie mich die Stimme wonnevoll durchdrang!
Hei, wie die Hand, die sonst nur Gläser schwang,
Der Peitsche Lauf um meinen Körper zwingt,
Daß heiß das Ende in den Rücken brennt!
Hei, wie so Schlag auf Schlag das Fleisch beringt!
Hier sei die Lust getroffen, dort der Neid,
Hier sei zertrümmert, was ihr Härte nennt,
Hier Wollust, Herrschsucht, Haß, der Hoffart Kleid,
Hier Unzucht, Trunksucht — — — Gott, Du Allerbarmer,
Dein Antlitz voller Milde, Seinsentharmer,
Weist mir den Weg ins wundersame Leuchten!
O herrlichste Vision, die kommt und mich
Berührt im Strahl der Reinheit, sieh, wie sich

Die Augen schon vor Deinem Schweigen feuchten,
Daß ich die Blicke langsam senken muß
Vor Dir, um nicht vom Schein der Stummheit
Verletzt zu werden! Nimm denn an den Gruß
Des Sünders, der am Grunde seiner Dummheit
Sich frech vermessen hat, in jenen Tagen,
Die wir in Reue auszulöschen streben,
Dich abzustürzen von des Herzens Stele,
Um jetzt Dich, Beute, in sich hochzutragen.
Erstick mich nicht im Sturme Deiner Strahlen,
Gieß nur ein Tröpflein über meine Seele,
Und sie ist rein! Ich kenne die Verpflichtung.
Sieh her, ich will die Geißel wieder heben
Und morgen soll, an diesen roten Malen,
Dein Prüferblick verzeihlich dann entdecken
Nur Reueschimmer über meinen Flecken.
Gib mir die Richtung, ach, zu Deiner Lichtung!

DIE ERKENNTNIS:

Ich habe unter deinem Aufschrei schon
Der abgedeckten Seele Atemringen
Gehört. Nun wird sie auferstehn und singen.

JEDERMANN:

(blickt der Entschwundenen wortlos nach)

DIE TUGEND:

(erhebt sich unverhofft vom Lager)

Wie traf mich dieser ungewohnte Ton!
O Wunder! Schwester, sieh, nun kann ich stehn!
Mein Schmerz ist hin. Nun darf ich wieder gehn
Und auch mit Jedermann zur Reise klar
Mich machen, wie es sein Begehren war.

DIE ERKENNTNIS:

So jauchze mit und wirf die Trauer ab!

JEDERMANN:

Mein Herz ist licht und wird es immer mehr.
Der Abend nicht, nun wird der Tag mir schwer.

DIE ERKENNTNIS:

Sieh doch, wie rasch die Dämmerstunde sinkt!
Schon fallen Schatten nachtvoll über Land.
In ihrem endlos weiten Strom ertrinkt
Der Tag. Nun wird es Zeit. Komm, lege hier
Zur Wanderschaft dir über das Gewand
Des Harms und der Zerknirschung!

DIE TUGEND:

Gehen wir!
Schon deckt sich vor uns auf das schwarze Grab.

DIE SCHÖNHEIT

(taucht auf; ihr zur Seite geht)

DIE KLUGHEIT

(dahinter schreitet würdevoll)

DIE MACHT

(während Fünf-Sinne den Zug beschließt)

JEDERMANN:

Wer seid nun ihr, o liebliche Gestalten?

DIE SCHÖNHEIT:

Ich bin die Schönheit.

DIE KLUGHEIT:

Ich das weise Walten.

DIE MACHT:

Und ich die Macht.

DIE FÜNF-SINNE:

Doch mich heißt man Fünf-Sinne.

JEDERMANN:

Ach, Schönheit, Klugheit, Macht, du Stolz der Minne!
Und du, vergnügliche Fünf-Sinnen-Maid!
Wie hab ich euch geliebt! Wie liegt das weit!
Was wollt ihr noch in dieser letzten Stunde?

DIE SCHÖNHEIT:

Ich muß nun mit dir gehn den Weg zum Schlunde.

DIE MACHT:

Ich will dir beistehn, wenn die Not dich fängt.

DIE KLUGHEIT:

Ich darf dich warnen, wenn der Zeitgeist drängt.

DIE FÜNF-SINNE:

Ich kann das Bitterste noch übersüßen.

JEDERMANN:

Ich werde ohne Dank wohl scheiden müssen.
Nehmt meine Hand! Dies sei der stillste Druck
Vor meinem allerletzten Liderzuck.
Wir wollen gehn!

DIE ERKENNTNIS:

Noch eines, Jedermann!
Geh hin zum Priester Gottes nebenan,
Empfange Zehrung, Öl und neue Gnade,
Indes wir warten dort am Trennungspfade!

JEDERMANN:

Ich danke für den Rat und will auch eilen.
Das Wort ist kostbar. Wie mit heißen Pfeilen
Hat es sich eingebohrt in meine Seele.
Und Sehnsucht blüht hervor aus einer Wunde.
Wenn Er noch will, daß ich mich Ihm vermähle
In dieser dunklen, schwankenden Sekunde, —

Ich bin bereit. Er wird mich sicher leiten.
Schon fühle ich mich sanft vom Ufer gleiten,
Es treibt die Zeit, mein lautes Blut verklingt,
Hört ihr, wie seltsam dieser Abend singt?

DIE TUGEND

(führt die Prozession ihrer Begleiterinnen Erkenntnis, Schönheit, Klugheit, Macht und Fünf-Sinne, die Jedermann dem Grabe zuleiten.)

JEDERMANN:

O Freunde, wenn ihr, wo euch Brände hetzen,
Nicht Wasser fandet, jene Glut zu letzen,
Die euern Leib schlug, und ihr stürztet schier,
Von Tal zu Tal aufreizend eure Gier,
Aus Qual in Qual; wenn die erhoffte Quelle
Versandet lag, und jäh fuhrt ihr in Schnelle
Aus eines Taumelfalls Benommenheit
Empor und flohet einen Traum, der weit
Mit Wellenklingen euch genarrt; im Lauschen
Sprangt ihr voran und saht ein Bächlein rauschen,
In das ihr jauchzend eure Glieder warft,
Lang löschend den Verdörrungsbrand der Kehle:
Dann spürtet ihr, wie Wonne himmlisch harft,
Die ausschwingt mir in der verjüngten Seele!
Nein, solche Lust ist nicht von dieser Welt.
Und wenn auch alles mir von Händen fällt,
Bin ich doch selig. Freunde meines Lebens,
Seht mich im Jubel des Hinüberhebens!

DIE MACHT:

Wir möchten dich erst dort ins Boot entlassen,
Wo dieses Tages Strahlen ganz verblassen.

DIE KLUGHEIT:

Wir wollen bleiben.

JEDERMANN:

Könnt ihr mit mir spüren?
Bald wird der Bote kommen und mich führen.
An dieses Grabes Öffnung liegt die Scheide.
Dort braust das Meer der Nacht, die ich erleide.
In diese Tiefe muß ich gehn.

DIE SCHÖNHEIT:

O weh!
In dieses Grab?

JEDERMANN:

Ach, sei nicht furchtsam! Geh!
Auch du wirst unten dich verfriedlicht betten.

DIE SCHÖNHEIT:

Nein! Nimmermehr! Ich will mich eilends retten
Und von dir gehn, bevor der Schwarze kommt.

JEDERMANN:

Da fällt sie ab!

DIE MACHT:

Weil ihr der Gang nicht frommt!
Mir selber will die Reise nicht behagen.
Ich fliehe schnell.

DIE KLUGHEIT:

Ich darf nicht länger zagen.

JEDERMANN:

So geht denn alles fort. Fünf-Sinne nur
Will mit mir sinken, wenn ertönt die Uhr.

DIE FÜNF-SINNE:

Wenn alle dich im Atem der Gefahr
Verlassen, bin ich solcher Pflichten bar.
Leb wohl!

JEDERMANN:

So schreite ich allein hinnieder.
Reicht mir den Stab. Schon wanken meine Glieder.
Lebt wohl!

DIE TUGEND:

Wo willst du ohne mich denn hin?
Wir werden Arm in Arm hinüberziehn
Und beide lächeln.

DIE ERKENNTNIS:

Schwankst du, Jedermann?

JEDERMANN:

Gib mir die Hand! Das Tagwerk ist getan.

(Die Glocke beginnt, dumpf und träge anzuschlagen.)

DER BOTE:

(tritt, dunkel gewandet, aus dem Hintergrunde vor.)
Das war das Zeichen, Freund. Die Zeit ist aus.
Komm an mein Herz! Ich leite dich nach Haus.

JEDERMANN:

(schreitet, Hand in Hand mit den Begleiterinnen, auf den Dunklen zu, der den weiten Mantel um sie schlägt und sie der Finsternis entgegenführt.)

DER BOTE:

Die Welt entfällt dir, du wirst leicht und licht.
Geh ruhig durch die Nacht jetzt zum Gericht!
Sie löscht dich aus für jeden Blick der Zeit,
Doch jenseits strahlst du in Allewigkeit.
(Der letzte Glockenschlag verhallt. Es ist vorbei.)*

JEDERMANN:

Vielleicht war's nur ein Schlag des eignen Herzens,
Das laut den roten Strom des Bluts zurückwarf,

*) Die Urfassung hatte diesen Ausklang:

Um nun ganz sachte in mir auszuzittern. —
O Traum! Ich kenne dich! Ich lag als Kind
Am Ufer eines Meeres, dessen Wogen
Herauf zu mir die dunklen Klänge warfen.
Mit einem Male kam die Stille übers Meer
Im weiten goldnen Glitzermantel zu mir her
Und neigte sich, — die Sterne lächelten am Himmel, —
Und neigte sich, — da schwieg des Herzens Rauschen, —
Und neigte sich mit ihren tiefen Augen
Leis über mich, — leis — über — mich — und küßte
Mein Herz. Da war es tot in Seligkeit
In lauter Seligkeit. — Nun kommt es wieder!
Das Rauschen schweigt, schon schimmert mir die Weite,
Ich fühle Hauch, — ich — sinke — ihm — entgegen....

(Er fällt zurück, geschlossenen Auges.)

Die Augen stehen über mir, sie neigt sich....
In deine Hände, Herr. hier meine Seele....
Sie kommt... sie küßt... nun ist's... um... mich... geschehn...

(Gesang ertönt)

Es fiel ein Lächeln sanft hinein
In eines Menschen Angesicht.
Es kam aus Gottes Augenschein
Und rann als Lächeln aus ins Sein
Und ward als Seele plötzlich Licht.
Es leuchtete durch manche Nacht.
Von starker Stürme breitem Braus
Verweht, in Liebe neu entfacht,
So ging es still durch manche Nacht
Und floß dann still als Freude aus.
Wir hoben es in unsre Hand
Und tragen froh das leichte Licht
Aus dem verlornen Erdenland
Im Schutze unsrer hohlen Hand
Zurück in Gottes Angesicht.

Diese allzu lyrische Formel war später so umgearbeitet worden:

JEDERMANN:

Es faßt mich heimlich etwas an. Ich weiß nicht,
Von wo es mich berührt. Was ist die Zeit?

DER TOD:

Die Zeit ist abgelaufen, Jedermann!
Die Sonne sank, und kühle Nebel steigen
Zu deinen Gliedern vor aus meinem Bann.
Sieh, Nacht wird, wo in weiten Faltenreigen
Mein Mantel jäh um deinen Körper schwingt.
So steht die Zeit. Nur Gottes Warten dringt
Unsagbar her, dich in sich einzuheben,
Auf daß du Rechnung gibst von deinem Leben.
In meine Macht sankst du hinab und gleich
Sind Schleier vor dem Licht. Hier ist mein Reich.

EPILOG

Eine der wirkungsvollsten Moralitäten, die aus den mittelalterlichen Mysterienspielen hervorgewachsen sind, ist unstreitig das Spiel vom Sterben eines reichen Sünders. Es muß eine seltsame Kraft in der dramatischen Ausgestaltung jener alten Parabel liegen, welche zu erzählen weiß, daß alle Freunde abfielen vom reichen Manne, der zum Sterben kam, und daß die Tugend allein ihn, nach seiner Bekehrung, begleiten wollte, — es muß, so wiederhole ich, eine gewaltige Macht von diesem Spiele ausgehen, das die allerletzten Dinge im katholischen Geiste derart berührt, daß heute noch, vier Jahrhunderte nach der ersten Aufführung, die Moralität auf die Bühne gelangen, ergreifen und erschüttern kann. Wenn Salzburg jedes Jahr die Gebildeten wie die Einfachen aus dem Volke in den anscheinend unvergänglichen Bann der Handlung locken darf, jener schlichten Handlung, der wohl ein Hofmannsthal die poetische Fassung, ein Reinhardt die eigenartige Inszenierung schenken konnte, die aber immer wieder am stärksten nur aus sich selber zu wirken vermag, nicht durch den Klang der Worte und nicht durch den Prunk der Ausstattung, sondern durch den Sinn vor allem, so erfüllt uns diese Wirksamkeit mit Staunen solange,

bis wir selber, uns hineinversenkend in den Stoff, der Wucht uns nicht mehr entziehen können.

Ich möchte diesen Stoff einen faustischen nennen; leider wird zu viel Unfug mit einer Prägung getrieben, welche alles Menschliche ins Übermenschliche zu erheben wagt, obschon doch meistens nur das Allzumenschliche den Ausschlag gibt. Hier ist er tatsächlich aufwühlend, nicht im Goethe'schen Sinne, sondern unendlich zarter, kindlicher, mit einem naiven Zuge und, über alldem, mit einer innigen und rührend selbstverständlichen Hingabe an das Mysterium der Gnade und einem volkhaft unverfälschten Glauben an das göttliche Sein. Ehe es «Dichtung» wurde, war es Volksdichtung; es ist ja auch der Name des ersten Dichters dieses zeitlosen und immer zeitnahen Werkes wie der Name eines jeden Volksdichters unbekannt.

Als Datum der Entstehung wurde das sechzehnte Jahrhundert angegeben. Wiewohl schwer ist, genaue Zeitangaben zu machen, so ist doch eine gedruckte Fassung um 1520 nachweisbar, zwar nicht direkt, doch immerhin nach der zweifelhaften Angabe eines englischen Druckes (des ältest erhaltenen, auf den sich unsere Nachdichtung bezieht) der folgenden Titel trägt: «Everyman: a moral play otherwise called: A Treatyse how the fader of heven sendeth dethe to somon every creature to come and gave a counte of theyr lyves in this worlde, translated from the Dutch play Elckerlijk (1520). (Jedermann, eine Moralität, anders genannt: Eine Abhandlung, wie der hohe himmlische Vater den Tod aussandte, jedes Geschöpf aufzufordern, zu kommen und Rechenschaft zu geben vom Leben in der Welt, übersetzt nach dem holländischen Spiel Elckerlijk.) Wenn nun tatsächlich vor dieser englischen Ausgabe eine holländische bestanden haben sollte, so wäre damit noch keineswegs bewiesen, daß die ursprüngliche Bearbeitung des Stoffes, der höchstwahrscheinlich aus dem Oriente kam und über Spanien sich überraschend schnell alle westeuropäischen Länder eroberte, einem Holländer zu verdanken sei; es ist vielmehr mit einer gewissen Sicherheit anzunehmen, daß er die erste Prägung in England erhielt, und daß die holländische gedruckte Fassung auf eine vielleicht Jahrzehnte bestehende schriftliche oder sogar nur mündliche englische zurückgreifen konnte. Es hält hier schwer, eine Priorität feststellen zu wollen. Jedenfalls führten englische Wandertruppen das Spiel bereits in der Frühe des 16. Jahrhunderts am Rheine auf.

In einem äußerst kurzen Zeitraume war der Stoff in allen Ländern bekannt und in mehrsprachigen Fassungen allen Gesell-

schaftsklassen zugänglich. Sehr verbreitet wurden zwei von Niederländern lateinisch gedichtete: Hecastus, des Georgius Makropedius, um 1538 nachweisbar, und Homulus des Petrus Diesthemius, vom Kölner Buchdrucker Jaspar von Gennep ins Deutsche übertragen. Es folgte nun eine Fülle von Bearbeitungen, freien und wortgetreuen, ausgedehnten und schmächtigen; die klassische, immer noch lebendige lieferte Hugo von Hofmannsthal.

Freilich hat Hugo von Hofmannsthals Dichtung sich von der ursprünglichen englischen Fassung nur den Kern bewahrt; einzelne Teile hat der Dichter hinzugedichtet, für die meisten konnte er sich noch auf fremde Bearbeitungen berufen, andere sind seine eigene Erfindung. In dramatischer Hinsicht mußte das Spiel dadurch bedeutend gewinnen; es erfuhr zudem, gedanklich-stofflich betrachtet, eine sehr wertvolle Bereicherung. Während nämlich die älteste englische Fassung Jedermann nur in der Stellung des Verlassenen zeigt, der ziemlich schnell und unverhofft sich bekehrt, präsentiert Hofmannsthal uns den großen Ringenden, der zwischen den guten und den bösen Werken und Lüsten hindurch den schweren Weg des Sterbens gehen muß. Auch dem Humor konnte so manche Szene eingeräumt werden, während in der englischen Fassung das Lächeln, abgesehen von einigen spärlichen und leicht zu übersehenden Ansätzen, nicht zur Geltung kommt. In der Bearbeitung des Makropedius hingegen war das Ausgelassene zu breit angelegt worden, sodaß die eigentliche Handlung erst im dritten Akt beginnen konnte.

Es wurde hier versucht, den Lesern in freier Nachdichtung die tiefste, schönste und edelste Moralität des Mittelalters vorzulegen und zwar auf Grund der bereits erwähnten englischen Fassung, nicht wortgetreu, doch dem Sinne gemäß, frei waltend noch in diesem, um die Angst des verlassenen Jedermann zu steigern, die personifizierten Eigenschaften und Begriffe leicht zu charakterisieren und eine größere Spannung ins Spiel zu bringen. Wo die Naivität übertrieben schien, wurde gemildert, Wiederholungen, allzu reichlich im Urtext, sind vermieden worden; auch die allzulangen erbaulichen Gespräche wurden, weil sie die Handlung behinderten, gekürzt. Daß die lyrische Veranlagung des Autors manches dichterische Element aus Eigenem hinzugab, war nicht zu vermeiden. Denn der Geist weht, wie und wohin er will.

Die Spiegelmenschen

Dramatische Fiktion in 3 Akten

Eine kleine Abfuhr als Einführung

Was ist der Mensch? So fragt nun, nach der Theologie, auch die Philosophie. Von ihren besseren Vertretern sagt Theodor Haecker, er sei die große, sich selber unbekannte imago Dei, während Jean Paul Sartre die in allen literarischen Formen zum Ausdruck gebrachte Meinung vertritt, sein Wesen enthülle sich am sichersten im Verhältnis zum Nächsten, dem er und der ihm das Dasein zur Hölle mache.

In dieser wechselnden Sicht der Relationen äußert sich der kuriose Fortschritt der Menschheit: galt ihr früherer Blick noch dem Himmlischen und seiner Größe, so sucht sie heute nur noch, ohne weitere Anstrengung, weil auf ebener Linie, den gleichbeschaffenen Nebenmenschen, und nicht auszuschließen ist die Möglichkeit, daß sie demnächst das Auge noch mehr nach unten richten wird, um im Tiere dann das rechte Maß ihrer definitiven Einschätzung zu finden.

Ich möchte weder der Masse noch dem Einzelnen die Aussicht rauben, dermaleinst in der Tierischkeit die besseren Motive zu einem übermäßigen Stolze zu entdecken: ja, ich glaube, daß die nähere Vergangenheit bereits die hübschesten Aspekte der menschlichen Bestialität erschlossen und die denkbegabten (sagt man) Zweifüßler befähigt hat, ihren immensen Abstand zu den gedankenloseren animalia mit den feinsten Millimetermaßen abzustecken.

Man hält sich, sofern man homo inter homines zu sein behauptet, Manches auf seine Erkenntnis zugute, hebt den Kopf wie jede andere taube Ähre höher und streichelt den ahnungslosen Schoßdackeln wie den fühllos gemachten Schulterfüchsen herablassend die Schwänze. Diese reagieren nicht, wenn jene auch mit den mobilen Extremitäten wedeln, doch dem animal rationale schwillt dabei die Brust, dem karessierten Dinge unendlich überlegen zu sein, bloß weil es «cogito, ergo sum» sagen kann, ohne sich vom vierbeinigen Wedelmeier widerlegt zu hören.

Allerdings ist der Tierpsychologie noch nicht der Nachweis gelungen, daß Möpse daraufhin die Visage glätteten und das

Gehirn verzögen, um auf diese durchaus natürliche Reflexionsweise ihre Widerstimmung bemerkbar zu machen und als die konsequenteren Logiker die wirkliche Existenz der Herren und der Herrinnen in Frage zu stellen. Es wird mit dem hochgepriesenen «cogito» ja soviel Unsinn erzeugt, daß die Vernunftlosen fast gescheiter aussehen als die Vernünftigen, während die wahrnehmbare Schnüffelei der Foxterriers und der Affenpintscher mehr direkte Spuren des Lebens bloßlegen kann als die intellektuelle Spürerei so mancher Welträtselknacker.

Jedenfalls habe ich bei zwei wirklichen Windhunden einen besseren sensus communis und weit stärkere Einfühlungskräfte feststellen müssen als bei den leineführenden Musterexemplaren jener gens humana, die sich immer gern auf ihre anima beruft, um sich von den ausgeführten Kötern des Alltags unterscheiden zu lassen.

Ich beginne, immer mehr und mehr das «cogito» dieser Weltbejaher durch ein herzhaftes «dubito» auf meine Rechnung zu ersetzen. Wohl ist es gefährlich, an einem Pudel den Kern meines Glaubens zu exemplifizieren und in einer längeren Parallele zu erkennen zu geben, daß die dauernde Berufung auf die anima bei den meisten Geschöpfen, die zum Schneider gehen und für die edleren Teile ihres Kopfes sogar den Friseur bemühen, einer sprachlichen Unterschlagung gleichkommt, allein ich wage doch zu behaupten, hier werde geflissentlich ein notwendiges l supprimiert, um die naheliegende Identifikation mit der brutalen Bestie zu verhindern. Mag das dem Wesen, das in einer Wiege zur Welt kommt, noch immer mit den Mitteln der druckenden, redenden, tönenden und vervielfältigenden Überzeugungsmaschinerie gelingen, so bleibt doch auch nicht den Waldeseln und andern Wiesenbewohnern versagt, tagtäglich den Wettstreit mit den Stempelschlägern der Geschichte zu ihren Gunsten zu entscheiden. Denn wachsen die quadrupedes immer fester zu einer Gemeinschaft zusammen, so verlieren sich die beschuhten und behandschuhten Kreaturen derart auseinander, daß die allerkleinsten Grüppchen selber nur im Haß das letzte ephemere Bindungsmittel entdecken. Instinkt und Indifferenz ergeben ein stärkeres Element der vita communis als die Liebe, die vor dem redenden und nachredenden Publikum geheuchelt wird.

Die Sprache, der ein besonderer Segen des Himmels nachgerühmt wurde, erweist sich mehr und mehr als Fluch, durch den der Mensch, der das Schweigen nicht vertragen kann,

zugrunde gehen wird. Weshalb müssen wir denn ewig reden, schreien, flüstern und verleumden? Reizt uns so die retterische Gewalt der tierischen Stummheit auf? Bringt uns die taziturne Verfassung der anima zur Verzweiflung?

Vielleicht!

Denn allen Dreck der Stunden, die wir formen, häufen wir auf die Seele, deren Gebot: in Stille und Verschwiegenheit die Unzulänglichkeit des Ich zu bedenken! wir endlich für immer vergessen möchten. Wir sehen den Nächsten an und reden auf ihn ein, um seine Fehlerhaftigkeit zu zerreden. Der Nebenmensch, nur der Nebenmensch ist das Ziel unserer regellosen Flucht vor uns selber. Um uns zu vergessen, bohren wir in ihm und bohren wir uns mit Wollust in seinen Schmerz hinein. Ihn durchschauen wir, so nehmen wir an, indes wir uns selber nur als glatte makellose Oberfläche im Spiegel unserer Selbstgefälligkeit betrachten.

Die Furcht, uns innerlich zu enthüllen, macht uns zu erbarmungslosen Eroberern des Nachbarn. Wir zerlegen ihn, damit er sich unserer Überlegenheit ergebe. Wir schneiden schon nicht mehr bildlich, sondern wirklich an seiner Persönlichkeit herum. Unsere säbelnde Besessenheit wird allmählich bestialisch.
Wo aber gibt es eine Bestia, die uns ähnlich sähe?
Ich bitte um Verzeihung für das verkannte Tier.

*

Hat der Mensch die Selbstenthüllung als unerläßliche Voraussetzung zur Selbsterkenntnis und zur Entdeckung seiner verborgenen Schwächen oder Stärken zur Aufgabe, so glaubt er blindlings an die eigenen Vollkommenheiten und fängt die Fehlerschau beim lieben Nächsten an.

*

Die Handlungsträger sind:

Der Mann und
Sein Spiegelbild,
Die Frau und
Ihr Spiegelbild sowie
Der Hund.

Der erste Akt trägt sich in einem Ankleideraum vor zwei Tischspiegeln zu.

Schauplatz des zweiten ist das Speisezimmer, während im dritten die Dinge wie im ersten aussehen.

Nur der Hund bleibt sich in allen Teilen gleich.

Sämtliche Darsteller, die stummen wie die lauten und vorlauten, sind Engländer. Aber welche Leute (und andere Lebewesen), die zur Zeit die Erde verrücken, dürften für das, was sie tun, nicht ohne weiteres die britische Nationalität beanspruchen?

Der erste Akt

Der Mann sitzt in Hemdsärmeln vor dem Spiegel des Ankleidetisches und versucht, zum soundsovielten Male vergebens, das Kragenende im widerspenstigen Knopfe festzulegen. Auf der andern Seite vollendet die Frau in unvollständiger Kleidung ihre künstliche Schönheit und verfolgt zugleich mit einer sichtbaren Spannung die fahrig und fahriger werdenden Bewegungen des Mannes, der sich schließlich nicht mehr bezwingen kann, sondern seine Ungeduld in eigentümlichen Gurgeltönen laut werden läßt.

DIE FRAU:

Nur noch einen kleinen Augenblick, Liebling! Gleich werde ich da sein!

DER MANN:

Liebling! Liebling! Ich kann das Wort aus deinem Munde nicht vernehmen, ohne gleich — ! Verdammtes Ding! Weshalb kaufst du mir nur immer solche Marterwerkzeuge? Wohl um mich sogar in deiner Abwesenheit zu quälen!

DIE FRAU:

Natürlich, Liebling! Seitdem ein berühmter Mann diese Folterbänder für sich und seinesgleichen erfunden hat, macht es uns ein höllisches Vergnügen, euch an jedem Namens- und Geburtstage damit zu beschenken.

DER MANN:

Und erspart uns somit die Freude, etwas Angenehmeres zu erwarten.

DIE FRAU:

Das Angenehmere, das ihr dauernd von uns erwartet, ist etwas anderer Natur.

DER MANN

schleudert in einer plötzlichen Überwallung seines Zorns den steifen Kragen auf den Tisch:

So was Erzblödes!

DIE FRAU:

Du sollst dich doch nicht aufregen, Liebling! Der Arzt hat es dir schon mehrmals verboten. Du weißt doch, wie dein Herz in allen größeren Angelegenheiten zu versagen droht.

DER MANN:

Es macht dir Spaß, mich andauernd an eine Schwäche zu erinnern, die dir als Vertreterin des schwachen Geschlechtes abzugehen scheint.

DIE FRAU:

Weshalb, Liebling, sagst du nicht, ich spielte immer wieder auf deine Stärke an, die simpelsten Ereignisse des Tages mit Groll zu empfangen und mit Bitterkeiten abzutun?

DER MANN:

Ich könnte Stärke wider Stärke stellen und dich an Leistungen erinnern, die dir vielleicht unangenehm im Ohre, wenn auch nicht im Gewissen klängen. Doch als Gentleman ziehe ich vor, deine Fürsorge auf dieses Stückchen Stärkstoff hinzulenken, das für meinen Hals zu eng und für deine stillere Hoffnung zu weit ist.

DIE FRAU:

Du irrst schon wieder, Liebling, denn alle besseren Erwartungen habe ich begraben müssen in den vielen Grüften, die, wie diese, dein Haus zusammensetzen.

DER MANN:

Und hat der Raum gelangt, mein Täubchen?

DIE FRAU:

Ich weiß es noch immer nicht, weil in manchen Stuben Leichen liegen, die ich nicht sehen möchte: die Körper all der Kinder, welche du mir vorenthalten hast.

DER MANN:

Sprich die Wahrheit, Frau, und sage offen: weil in manchen Sälen die Blutflecken einer Ehre leuchten, die du — nein, sei beruhigt, ich spreche es nicht in Worten aus!

DIE FRAU:

Du wirst mir nie die Ruhe rauben können, Liebling. Ganz im Gegenteil! Das, was du mir bis jetzt beständiger als alles andere hast zukommen lassen, ist die Stille des Mausoleums, das du, etwas übertreibend, Heim und Schloß nennst.

DER MANN:

Vergiß nicht, daß wir es gemeinsam «Villa Margareta» tauften!

DIE FRAU:

Du hättest es doch lieber «Villa John» genannt; aber da die Gewohnheit und die Mode das Femininum für derlei Bezeichnungen fordern, kamst du nicht an meinem Namen vorbei.

DER MANN:

Obschon immerhin möglich gewesen wäre, die Frontaufschrift: «My greatest deception» zu gebrauchen. Auch dann wäre dem Weibstum Genüge getan und zugleich deine Eigenheit gebührend vorgestellt worden.

DIE FRAU:

Ein guter Name, Liebling, der auch meine Gefühle herrlich ausdrückte! Wollen wir nicht unverzüglich das neue Hausschild in Auftrag geben?

DER MANN:

Ich ziehe doch das alte vor, denn in dieser Fassung entspricht das Antlitz unserer Wohnung dem Gesichte, das auch du mir zeigst: mit Höflichkeit übertünchte Kälte! Ein Haß, der zu lächeln scheint!

DIE FRAU:

Nein! Ein Leid, das sich verhüllen möchte! Ich glaube diese Haltung jener überlegen, die du selber angenommen hast: die Härte, die der adeligen Bildung im Kämmerlein spottet, in der Kammer der Lords aber alle Dämpfer der Wohlerzogenheit aufsetzt!

DER MANN:

Du zwingst mich, scharf zu werden, um mit der Fülle der Schneide deine Vortäuschungen von deinen Einbildungen zu trennen.

DIE FRAU:

Und das kann dir, bei allem Gelehrtentum, genau so wenig wie die Fixierung eines schlichten Kragenknopfes gelingen.

DER MANN:

Schweife nicht vom Thema ab, indem du die Unmöglichkeit eines Ankleideaktes mit denkerischen Fähigkeiten in Vergleich bringst. Ein Kragenknopf ist kein geistiges Problem.

DIE FRAU:

Du hast dennoch fertig gebracht, aus dem winzigen Objekte einen spirituellen Galgen für die Aufknüpfung

meiner Person zu machen. Wenn deine handlichen Fertigkeiten deinen gedanklichen entsprächen, so stündest du nun äußerlich wenigstens als vollendeter Kavalier vor meinen Augen, die leider keiner Tarnung mehr zu trauen vermögen.

DER MANN:

Ich dürfte deine Bosheit umdrehen und behaupten: wenn du die Spitze der Vernunft genau so virtuos gebrauchen würdest wie den Farbstift oder auch den Puderwischer, so müßtest du die konträre Wirkung deines gewöhnlichen Auftretens erzielen: nicht länger lägen unreife Jünglinge vor dem Artifizium deines Äußern auf den Knien, sondern reife Männer verehrten die strahlende Besonderheit deiner schöpferischen Seele!

DIE FRAU:

Und das hieße wohl: sogar mein Mann wäre in meinen Esprit verliebt, obschon er meinen Körper verachtet!

DER MANN:

Zum mindesten wäre ich bereit, an dir die Existenz des weiblichen Verstandes als möglich vorauszusetzen.

DIE FRAU:

Deine Ungeschicklichkeit aber, die sich jetzt und immer mit Erfolg an einem winzigen Kragenknopf erprobt, ermöglicht dir täglich aufs neue den Zweifel an meinen psychischen Reizen.

DER MANN:

Durchaus nicht! Deine Geschicklichkeit, mit allen physischen Werten an meinen Sehnsüchten vorbeizuleben, wird sogar an der verrücktesten Diskussion um einen Männerkragen offenbar.

DIE FRAU:

Merkwürdig, daß du mir an der Tücke eines kleinen Dings geheime Sehnsüchte entdeckst!

DER MANN:

Nicht die Tücke des Objektes steht zur Frage, sondern die Heimtücke einer Frau, die sich des Allergeringsten bedient, um die allergrößte Peinigung ihres Mannes zu erreichen.

DIE FRAU:

Liebster, du wiederholst dich! Doch nicht einmal die Wiederholung ändert die Wahrheit, daß dieser Kragen nicht von mir, sondern von deiner seligen Ersten gekauft worden ist.

DER MANN:

Das mindert nicht, nein, das vermehrt deine Schuld, da du diesen alten Kragen ausgewählt hast, um mich körperlich zu treffen und zugleich im Geiste auch der Toten eins auszuwischen.

DIE FRAU:

Gewiß, ich möchte noch die Erinnerung an sie ermorden, damit doch endlich mein Bild das ihre in deinem Herzen wie auf dem Schreibtische ersetzte! So nimmst du an. Doch ich weiß, daß ich mich in dieser Beziehung nicht übermäßig anzustrengen brauche. Es gibt unter deinem Dache Vergangenheiten, die von mir ein wenig mehr als Löschexerzitien, nämlich Auferweckungsübungen verlangen.

DER MANN:

Dann gleich Vergangenheit wider Vergangenheit, mein Schatz! Ich ziehe meine eigene vor.

DIE FRAU:

Ich aber möchte die meinige nicht verwischen lassen.

DER MANN:

Ich muß das täglich fühlen, so wie ich täglich die Aufhellung deiner verwelkenden Schönheit ansehen muß.

DIE FRAU:

Wenn du wenigstens in deinen Anzüglichkeiten konsequent zu bleiben wüßtest. Mir traust du keine Logik zu, — das könnte ein Vergessen der Natur sein. Aber du, der du sie zu besitzen vorgibst, betrügst sie in jedem Satze, — das ist eine Todsünde wider den Geist, den zu preisen du nicht müde wirst.

DER MANN:

O, bitte schön! Es liegt durchaus kein Widerspruch in der Feststellung, du würdest noch im Verblühen manchen Jüngling betören. So sehr bist du wider mich verschlossen, daß du nicht einmal die Komplimente wahrnimmst, die ich sogar im Zorne dir zu machen vermag.

DIE FRAU:

Danke sehr, mein Bester! An jenem kleinen Kragenknopf, der sich deinen vergichteten Fingern nicht fügen will, hängt schließlich eine neue Welt für mich! Hält er auch nicht den Kragen, für den er bestimmt worden ist, so erschließt er mir doch ein Reich, in dem ich vor lauter Staunen nicht mehr zu mir kommen kann: du bringst fertig, mich vor mir selber bewundern zu lassen!

DER MANN:

Weil ich fertig bringe, noch in meiner Verbitterung ehrlich zu sein!

DIE FRAU:

Das scheint mir leider gegen die Wahrheit zu sein. Denn wenn du ehrlich wärest, dürftest du mich unverbittert ansehn.

DER MANN:

Natürlich! Die Schuld liebt, sich zu leugnen!

DIE FRAU:

Meine einzige Schuld gestehe ich gerne ein: in diesem Hause meine Freiheit und meine schönsten Träume um

einen trügerischen Glanz verkauft zu haben. Dafür büße ich nun ein ganzes Leben lang.

DER MANN:

O ja! Bei Ball und Tänzen zwischen Abendflirt und Morgenkuß!

DIE FRAU:

Oder täglich vom Aufgang deiner Grausamkeit bis zum Niedergang deines beleidigenden Eifers nun schon sieben schwere Jahre!

DER MANN:

Es hat dir aber kaum an Trost gefehlt, nicht wahr?

DIE FRAU:

Dank dem Hunde, den dein Vater mir geschenkt hat!

DER MANN:

Siehst du, alle guten Dinge kommen von uns.

DIE FRAU:

Wie die schlechten, in derselben Absicht! Ich sehe sie an und erkenne meine Geber.

DER MANN:

Was du nicht sagst! Und wessen klagt uns Mitschu an?

DIE FRAU:

Soweit er mit den Merkmalen deiner Gilde behaftet ist, dich selber, der du nicht stumm sein kannst wie er. Soweit er aber tierisch ist, veräußert er die Unsagbarkeit eines Mitleids, das mich aufreißt und mich umso furchtbarer die Leere eines Herdes schauen läßt, der nie in Kinder-, sondern nur in Hundeaugen gespiegelt wird. Nein, ich will ehrlich sein wie du und eingestehen, daß er sich auch in verbestialisierenden Blicken eingefangen sieht.

DER MANN:

Auch du wiederholst dich, Liebling, ohne dich zu verbessern. Nun bin ich gar gezwungen, anzuerkennen, daß eine gewisse Logik in der Beharrlichkeit deiner Anwürfe zum Ausdruck kommt: die des Fanatismus!

DIE FRAU:

Das ist nichts anderes als die Konsequenz des Kummers, der mir bereitet wird.

DER MANN:

Oder die Litanei einer Gramesbohrerin, die sich von der Begründung ihrer Wehseligkeit überzeugen muß!

DIE FRAU:

Liebling, Liebling! Ich fürchte, dein Verstand hat frauliche Anwandlungen oder dein Gedächtnis versagt nach Weiberart. Denn du scheinst vollständig vergessen zu haben, daß du vor einer kurzen Weile das Gegenteil zu behaupten geruhtest, nämlich: ich liebte Tanz und Liebeleien!

(Das scheint nun der rechte Augenblick für den Auftritt der sprachlosen Kreatur zu sein. Sie erscheint denn auch in der schwankenden Gestalt eines spindeldürren Affenpintschers, der sich in der Welt der Zweibeiner tatsächlich etwas dünn und dämlich vorkommt. Nichtsdestoweniger läßt er sich von der Frau willkommen heißen, auf die Arme heben und die Wangenwärme der Dame zu Gemüte führen, ohne sonderlich von derartigen Menschlichkeiten berührt zu werden. Ohne Reue nimmt er wieder festeren Grund unter die Beine.)

DIE FRAU:

Da ist ja mein Mitschu! Komm her, mein liebes Tierchen! Mein Guter, du! Gleich werden wir zusammen nach unten steigen. Ja? So! Da setz dich her und guck mir zu!

DER MANN:

Und sieh im Spiegel nach, in welche Narreteien der Natur sich so ein ausgewachsener Mensch verlieben kann!

DIE FRAU:

Ei, Liebling, welche Selbsterkenntnis vor einem Reflexglase! Deiner Ichsucht gibst du einen harten Hieb.

DER MANN:

Und welche Wonne, hier zur Retourchaise zu greifen und dir dieselbe um den Kopf und vor den Spiegel zu schlagen! Sechs Stunden am Tage bewunderst du den Abklatsch deines Angesichtes.

(Dem Hund behagt der Anblick seines Konterfeis nicht allzusehr. Er verläßt in einem resoluten Absprung seinen Tisch und wechselt zum Mann hinüber, dem er gemütlich schnuppernd um die Beine geht. Der Ärmste spielt ganz ahnungslos mit einer Gefahr, die er eigentlich wittern müßte. Denn plötzlich stößt der Mann mit dem Fuße zu, und selbst das stummste Geschöpf gibt deutlich Laut. Nicht allzulange freilich, da die Frau mit sanften Streicheleien seine Äußerungen abwürgt.)

DIE FRAU:

Eigentlich sollte es mich nicht überraschen, denn auch diese Tat entspricht genau den verborgenen Trieben deines Wesens. Nur wagt deine angeborene Brutalität vor dem vernunftlosen Tiere, was sie vor dem denkenden noch mühsam unterdrückt. Die Frage ist nur, wie lange diese Unterdrückung möglich sein kann, bevor sie ausbrechen muß, um auch mich mit Tritten zu traktieren.

DER MANN:

Liebste, nein! Ich zöge, wenn es mich gelüstete, die Hände vor. Nur darfst du ohne Sorge sein: den Schwur, dich nie mehr zu berühren, werde ich selbst in den schlimmsten Zuständen der Wut zu halten imstande sein. Doch schau dich an, Verehrteste, und sieh, wie dein Gesicht sich ausgezogen und entzaubert hat! Blick dich an und erstarre vor dem Bilde, das du wirklich bist!

DIE FRAU:

Tu das gleiche, Freundchen, und erschauere vor dem nackten Ausdruck deiner Spötterfrechheit!

DER MANN:

Ach! So sehr verletzt dich meine Offenheit!

DIE FRAU:

Verwirrt dich nicht vielmehr die Wucht meiner Wahrheiten?

DER MANN:

Komödiantin!

DIE FRAU:

Spiegelfechter!

DER MANN:

Wenn dein Gegenüber zu reden vermöchte! Du müßtest in Scham und Schande versinken.

DIE FRAU:

Vielleicht tut es das, und du bist der Getroffene, der in die Knie muß!

(Nun ereignet sich das Seltsame, daß diese letzten Worte der Frau eigentlich doppelstimmig ausgesprochen werden, so als habe das mitredende Spiegelbild nicht nur mimisch, sondern auch tonlich mitgemacht. Die Frau nimmt das gen Ende wahr, erhebt sich, wundert sich und redet weiter. Und sieh! Jetzt ist es nur sie allein, die im Stehen ausruft:)

DIE FRAU:

Du müßtest vor den Anklagen deines Partners auf den Tod verstummen.

(Die Frau läßt sich, ohne das eigentümliche Geschehen weiter zu bedenken, wieder nieder. Der Mann aber lacht zu ihren Ausrufen und geht also glatt über ein unerklärliches Phänomen hinweg.)

DER MANN:

Ich pfiffe drauf.

(Er pfeift wirklich, schrill und durchdringend, und merkt auf einmal, daß auch seine musikalischen Anstrengungen ihr mit-

wirkendes Echo haben. Er stutzt, paust eine Weile, setzt wieder mit dem Flöten ein, hört die Töne doppelt klingen, steht auf und flötet, bänglicher und leiser als zuvor. Es beruhigt ihn nicht ganz die Tatsache, daß seine Töne nun einer einzigen Quelle zu entsteigen scheinen, denn er meint im Stehen:)

DER MANN:

Sonderbar! Als ob auch das Spiegelbild mit einem Male Sprache gewänne und eine zusätzliche Stimme erhöbe!

SEIN SPIEGELBILD:

Und weshalb nicht? Ich bitte sehr?

DER MANN:

Weil es doch gar zu komisch wäre! Bis jetzt hast du dich in aller Stummheit wohlgefühlt. Und überdies mutete es ein klein wenig wie die Umkehrung aller bekannten Naturgesetze an.

SEIN SPIEGELBILD:

Was tut das schon, mein Brüderchen? Es gibt, zwischen Spiegelrahmen und Rückenpappe, soviele Dinge, die ihr noch immer nicht begriffen habt, obwohl sie seit Jahrtausenden sich bemühen, euch des Lebens Rätsel in täglich wiederholten Pantomimen zu enthüllen. Wenn das Körperliche sich unausgesetzt bemüht, das Einfache einfältig zu sehen und am Begreifbaren auch mental vorbeizugreifen, sodaß am Ende die Genialität des kleinsten wie die des allergrößten Baues als der Normalzustand eines produzierenden Idioten in Erscheinung zu treten droht, dann wird es wahrlich Zeit, daß wir uns der angewohnten Stummheit entschlagen, um zu reden, wie es sich gehört. Zudem, ich sage es ohne jede Ziererei, ermüdet uns das ständige Lippenzucken ohne Tongabe.

(Der erstaunliche Vorgang hat sogar die Frau bewogen, ihre Verschönerungsarbeiten zu unterbrechen, aufzustehn und sich in das unterhaltsame Spiel auf ihre Weise einzuschalten.)

DIE FRAU:

Wie aber könntet ihr Willen ohne unsern Willen und Mundstellungen ohne unsere Mithilfe haben? Ich fürchte, es steckt eine unschuldige Freundeszauberei in diesem unverhofften Spiel!

IHR SPIEGELBILD:

Als ob unsere gesamte Existenz etwas anderes als geläufig gewordene Hexerei wäre. Unser großes immerwährendes Mittun, Schwester, nehmt ihr bedenkenlos als Selbstverständlichkeiten ohne Ende hin, doch unserm Eigentun wollt ihr nicht trauen. Weshalb diesen Zweifel an unserm Können?

DER MANN:

Weil es unser wirkendes Sonderdasein voraussetzt, meine unsichtbaren Gäste. Was könntet ihr beginnen, wenn wir uns abwendeten und hinter jenen Zimmerwänden verschwänden?

SEIN SPIEGELBILD:

Wir würden uns unbändig freuen, weil wir endlich unsere Ruhe hätten! Denn ich darf dir verraten, daß es wirklich kein Vergnügen ist, euch stundenlang zu Diensten zu sein und gegen unsere innersten Stimmungen und Launen Grimassen zu schneiden, bis eine, die uns hohl und äffisch erscheint, euch zu gefallen vermag.

DIE FRAU:

Dabei habt ihr's so unsagbar leicht, das Vorgemachte einfach zu kopieren.

IHR SPIEGELBILD:

O bitte, prüft es, meine Liebe, und erprobt es an euch selber! Im Nu dem Fremdesten ad nutum zu sein, verlangt schon etwas mehr als euere gewöhnliche Schauspielerei.

DER MANN:

Nicht übel, meine Dame! Wie aber kann es euch so leicht gelingen?

SEIN SPIEGELBILD:

Weil ihr es uns so furchtbar leicht macht, Freundchen! Was ihr verlangt, sind Wiederholungen eurer Stümpereien und Wiedergaben euerer sinnlos gemachten Haltungen. Niemals stellt ihr, der Vernunft entrückt, die geringsten Anforderungen an unsern höheren Verstand.

DIE FRAU:

Immer besser! Sogar Verstand habt ihr?

IHR SPIEGELBILD:

Zum mindesten das gleiche Maß wie ihr, vielleicht nicht allzuviel und doch, wie manche Exempel beweisen, vollauf genügend, um ein gesellschaftlich glänzendes Leben zu führen.

DER MANN:

Liebste, merkst du was? Sogar Esprit weiß das Reflexding auszuscheiden. Hüte dich vor seinen stärkeren Sarkasmen!

SEIN SPIEGELBILD:

Giftiger als die deinen werden sie nicht sein können. Dafür haben unsere Geister allzuviel an Glätte, Schliff und Ebenheit. Was wir erstreben, ist Anmut noch in der häßlichsten Replik.

DIE FRAU:

Liebling, hast du das vernommen? Schon beginne ich, an die Überlegenheit deines Hintergläsermenschentums zu glauben.

IHR SPIEGELBILD:

Es ist nicht gut, diese Feststellung in Hohn zu betten. Denn wo du höher blickst, wird auch dein Mann gezwun-

gen werden, bald die Blicke zu erheben und gewisse Ansichten höher zu tragen. Wo ihr euch gegenseitig niederzieht, haben wir die Macht, euch im gleichen Maße zu sublimieren.

DER MANN:

Ich werde gleich gezwungen sein, mir diesen kuriosen Schabernak aus den Augen oder den Ohren zu wischen. Von solchen Mirakeln hat noch keine Wissenschaft berichtet.

SEIN SPIEGELBILD:

Vor Wundern hat seit je die Wissenschaft versagt. Das sollte dir bewußt sein, Bruder. Nur sind wir durchaus keine mirakulösen Erscheinungen, sondern die notwendigen Ergänzungen euerer Gestalten oder, wenn ihr wollt, die Erweiterungen und Vertiefungen euerer Persönlichkeiten. Selbst wenn ihr die Augen vor uns verschlösset, müßten euere Ohren mit uns fertig werden.

DIE FRAU:

Ein Momentchen, wenn ich bitten darf! Du nennst euch die Erweiterungen unser selbst. So könnt ihr also ohne uns nicht sein. Ha! Da haben wir euch gefangen und zu unsern Untergebenen, wenn nicht zu Ergebenen gemacht.

IHR SPIEGELBILD:

Ich muß dich gleich enttäuschen, Schwester! Wir sind nicht ohne euch, das stimmt. Doch sobald ihr seid, sind wir gesondert, nicht in, sondern vor oder über oder neben euch, aber niemals unter euch. Wir überragen euch. Das Wort hat hier seinen weitesten und herrlichsten Sinn.

DER MANN:

Eine seltsame Vorstellung! Sie sind, aber sie bleiben körperhaft unsichtbar. Wenn wir uns abwenden, sind sie wesenlos. Sie leben von uns und möchten uns belehren. Ich gehe, und der Spuk ist erledigt.

SEIN SPIEGELBILD:

Dein Unglaube ist rührend, Bruder. Da jedoch die Offenheit unser Lebenszweck ist, will ich dir offenbaren, was du selber hättest entdecken können. Wir sind die Wesen, die ihr dauernd hinter diesen klaren Flächen sucht, von euerm Sein also das Möchtesein, wenn du willst. Oder: die Zufriedenstellung euerer Unzufriedenheit, die sich immer manifestiert, sobald ihr vor dem Spiegel sitzt. Und ich werde dich noch weiter enttäuschen, leider, doch zu euerm Besten, will ich hoffen. Denn auch fern von euch und euern Eitelkeiten wissen wir nach eigenen Gesetzen zu wesen. Dreh dich, wie du willst, wende dich und drücke dich, verschwinde, doch wir bleiben. Sieh her und freu dich, staune und entdecke deine nieenthüllte Schönheit in mir! Da!

(Das Erstaunliche setzt sich fort und vermehrt sich in verblüffenden Maßen. Hinter dem Spiegel erhebt sich, jäh, doch lächelnd, ein Mann, der in allem, was die äußere Erscheinung betrifft, die lebendige Kopie des Hausherrn darstellt. Freilich unterscheidet er sich in einem wesentlichen Punkte doch vom verblüfften Zuschauer: er trägt Kragen, Halsbinde und Smoking und präsentiert sich vor der Frau als ein vollendeter Kavalier.)

DER MANN:

Das Abendmahr beginnt unheimlich zu werden. Entweder leide ich an erschreckenden Halluzinationen oder einer, der mir grün ist, erlaubt sich einen grimmigen Spaß. Dich kenn ich, Bruder, ohne dich zu kennen. Wohl sprichst du gut, als ob ich selber spräche. Allein dein Sprung ins Sichtbar-Körperliche entlarvt durch das Detail die ganze große Mogelei. Du hast nur, lieber Gleichemir, übersehen, daß ich noch immer in Hemdsärmeln bin. Da packe ich den Trug und halte die Betrügerei.

SEIN SPIEGELBILD:

Offenheit, Verehrtester, nur Offenheit und dann Genauigkeit im Ausdruck erklären hier die Klarheit meiner Körperwerdung. Ich bin nicht ganz die Präsenz und auch nicht

ganz die Wirklichkeit deines Ichs in Wiederholung, sondern etwas mehr: die Vollendung deiner selbst, wie du dich wünschest. Muß ich also nicht notwendigerweise hier in vollem Dreß erscheinen? Erfordert nicht zudem die Gegenwart von Damen einen makellosen Habitus? Du wirst dich solchen sehr gewichtigen Gründen nicht verschließen können.

DIE FRAU:

Bravo! Bravissimo! Mir scheint, hier wird in aller Freundlichkeit ein höchst notwendiges Lektiönchen erteilt.

IHR SPIEGELBILD:

Jawohl! Und diese kleine Lehre ist noch notwendiger, als sich Manche einzubilden belieben. Gestatte, Schwester, daß auch ich meinen drückenden Winkel auf ein Weilchen verlasse!

(Ihr Spiegelbild wartet keine Antwort ab, sondern ahmt, ein wenig maßvoller und bedächtiger im Auftauchen, das männliche Beispiel nach. Sie erscheint im vollen Eveningkleid, hübsch ausgestattet, lächelnd wie ihr Gegenspieler, aber ohne jede Koketterie. Über die besondere Wirkung ihres Erscheinens könnten sich Jünglinge als Dichter — oder umgekehrt — in langen lyrischen Schilderungen auslassen. Hier genügt schon die simple Erwähnung des Faktums, daß sich der Mann vor ihrer Schönheit verneigt und sofort, mit allen Anzeichen der Hast in Unbehaglichkeit, seine eigene Toilette zu beenden trachtet. Natürlich ist auch die Frau erkennbar überrascht. Doch äußert sich noch in ihrer nachhaltigsten Überraschung die kritische Einstellung ihres Geschlechtes. Sie überprüft genau die Haltung ihres Spiegelbildes, bevor sie selber sich bemüht, dem fertigen Vorbilde ähnlich zu werden. Von allen Lebewesen zeigt der Hund die größte Gelassenheit. Er legt den Kopf auf die Pfoten und lugt abwechselnd, ohne jede anerkennende oder mißbilligende Äußerung, zu den alten und zu den neuen Herren empor. Der Mann freilich will sich nicht geschlagen bekennen.)

DER MANN:

Vor solchen Jahrmarkttricks kann ich nur noch skeptischer werden, obschon ich sagen muß: das habt ihr gut gemacht! Sogar die Kleider könnten von Hopkins & Co. sein.

SEIN SPIEGELBILD:

Natürlich sind sie das. Dein Schneider ist mein Schneider und dein Frisör der meine. In der Haarkunst habe ich mir, um deinen geheimsten Wünschen zu entsprechen und deiner Glatze etwas mehr Deckung zu verleihen, eine kleine Abweichung erlaubt. Sieh her: so dichtbelockt bist du nur hinter dieser Glaswand deiner Erwartungen!

DIE FRAU:

Und genau so steht er in meiner Erinnerung, als er zum ersten Male meine Hand in seinen Händen hielt. Mit vielen Haaren ist inzwischen viele Liebe von ihm abgefallen.

IHR SPIEGELBILD:

Doch auch die blondesten Locken haben Gräue angesetzt. Betrachte mich genauer, um deiner Trauer die farbigste Ursache zu finden!

DER MANN:

Das ist greifbar. Gebleicht wie die Tracht ihres Hauptes ist die Goldigkeit ihres Gemütes. Nun versucht sie täglich, meine besseren Launen und mein froheres Leben einzuäschern.

SEIN SPIEGELBILD:

Durchaus nicht, mein Lieber! Es wird Zeit, daß eure Lügen endlich aufgedeckt werden, damit ihr nicht länger euere persönlichen Vorurteile gegen die besonnenen Urteile des Nächsten behauptet. In euerer gesamten Haltung habt ihr stets die Unwahrheit zum wesentlichsten Elemente euers Daseins gemacht. Habe ich das nicht täglich feststellen müssen, wenn ich, einer uralten Gewohnheit zuliebe, euch zuguckte, wie ihr euch festtägig kleidet, um am Abendtisch euere innersten Häßlichkeiten zu verhüllen?

DIE FRAU:

Hätten Lumpen als unsere Umhüllungen vielleicht die Kraft, unsere seelische Schönheit bloßzulegen?

IHR SPIEGELBILD:

Sie entsprächen zum mindesten dem Ausdruck euerer Herzen. Aber das ist nicht die Frage, um die es geht. Euer Zusammenleben, das ein Dauerakt der gegenseitigen Enthüllung aller verborgenen Werte hatte sein sollen, ist zum äußerlichen Akte der Ankleidung erniedrigt worden. Die Liebe habt ihr zerschlagen und den Schreinerspiegel zum Generalinstrumente euerer Ehe gemacht. Ihr schaut euch selber stundenlang ins Auge und könnt euern Nebenmenschen schon nicht mehr erblicken. Weshalb zertrümmert ihr nicht die Spiegel und macht die Klarheit euerer Augen zu reflektierenden Flächen eueres Glücks?

DER MANN:

Weil es in diesen Räumen nur mehr Haß und Härte gibt! Ihr vor allem müßt doch wissen, was diese Frau seit sieben Jahren hier — —

SEIN SPIEGELBILD:

Verzeihe, daß ich unterbreche, Bruder! Wir wollen das Leben der Zukunft mit den allerbesten Mitteln der Gegenwart vorausgenießen und von gestern nur mehr wissen, daß es gewesen und vorbei ist. Ihr habt freilich fertiggebracht, den Anflug einer Freundlichkeit als Waffe zu gebrauchen und mit einem halben Lächeln täglich einen geistigen Mord zu begehen. O, wir sind unbestechliche Zeugen euerer Taten und Missetaten und sagen nüchtern laut und immer gegen euch aus. Ihr habt eine perverse Freude an der Niederlage des Partners. Ihr spürt euch ab in euern Schwächen, fallt diese an und beutet sie unbarmherzig aus, auf daß der andere humiliiert werde. Vor der Stärke des Nächsten werdet ihr hinterhältig, vor seinen Fehlern aber brutal. Wir rücken euere Verrücktheiten jetzt zurecht und möchten euch wieder zu Gerechten werden lassen, wenn es nicht zu spät ist.

DIE FRAU:

Eine etwas ungewöhnliche Art, sich als Gäste in einem hohen Hause einzuführen!

IHR SPIEGELBILD:

Dafür verjagten wir mit Sicherheit die Einsamkeit, die als die große Anstifterin zu sämtlichen Fehden zwischen diesen alten Wänden einherging.

DER MANN:

Und triebet zugleich den Frieden mit hinaus, in welchem wir uns noch einigermaßen wohlbefinden durften!

SEIN SPIEGELBILD:

Schon wieder eine Täuschung, Bruder! Du scheinst mir Stille zu verwechseln mit dem Frieden, der auch laut und lustig sein kann. In der Stille aber bohrt zumeist schon die Langeweile, die euch faul und furchtbar macht.

DIE FRAU:

Während euer Lärm sogar die Hände meines Mannes beflügelt! Wie glatt ging ihm der Kragen in den Knopf und wie ruhig rutschte die Binde in den rechten Knoten!

IHR SPIEGELBILD:

Und dir selber gelang inzwischen ein kleines Wunder! Komm und zeige dich, damit man dich bewundere!

DER MANN:

Was? Sie ist mir zuvorgekommen!
Ist denn heute alles auf den Kopf gestellt? Meine Uhr?

SEIN SPIEGELBILD:

Du hältst sie in der Hand, mein Freund! Noch diesen Faden weg und diese Falte vorgezogen! So! Nicht übel!

DIE FRAU:

Ist mir auch ganz geglückt, dich nachzuahmen? Ach nein! Du trägst ein anderes Kleinod. Ja, dasselbe, das ich mir seit langem gewünscht habe!

IHR SPIEGELBILD:

Ein bißchen müssen wir uns schon unterscheiden. Sogar ein Spiegelbild hat seine kleinen Sondereitelkeiten.

DER MANN:

Und nun, ihr weisen Führer?

SEIN SPIEGELBILD:

Ja, glaubt ihr nicht, daß unten längst gedeckt sei? Gehn wir, um zu speisen.

DIE FRAU:

Gedeckt? Das schon! Doch nur für zweie!

IHR SPIEGELBILD:

Wo ihr euch setzt, Verehrte, sind wir beide gleich in euerer Mitte, und in euern Bestecken die unsern leicht gespiegelt. Warten wir nicht länger!

DER MANN:

Und dennoch: warten wir, ich muß mich setzen! Zum ersten Male vergißt die Frau den Hund! Was geht da vor und was geschieht mit uns? Ich begreife meine eigene Welt nicht mehr.

SEIN SPIEGELBILD:

Vielleicht hat dich die wahre Welt ergriffen, um dich wieder in sich einzuheben.

DIE FRAU:

Mein Mitschu, komm!

IHR SPIEGELBILD:

Ja, komm, mein Mitschu!

(Einen Augenblick scheinen sich die Dinge verwirren zu wollen, da die Frau den Hund unter den rechten Arm nimmt. Ihr Spiegelbild stutzt ein Weilchen, nickt dann der andern zu, legt ihren linken Arm um das Hündchen sodaß es aussieht, als schritten sie Arm in Arm, und verläßt dann gleichen Schritts mit der Frau den Raum.

Die Herren gehen hinterher, bis zur Türe, bleiben stehn und sehn sich an, verneigen sich und machen gleichzeitig denselben einladenden Gestus: der Andere möchte doch den Vortritt nehmen! Sie richten sich wieder hoch und schreiten schließlich, eines Sinnes und eines Willens, zusammen durch die Öffnung ab.)

Vorhang.

Der zweite Akt

(Ein Akt, der sozusagen ohne Handlung ist. Das Wenige, was geschieht, trägt sich in einem Speisezimmer zu. Den Tischen haften noch die letzten Spuren eines guten Dinners an. Mann und Frau sitzen an den Kopfenden, die Spiegelbilder an den Seiten und der Hund am Boden neben der Hausdame und ihrem Spiegelbilde. Der Diener ist nicht zu sehn, doch die lebhaften Gespräche machen ihn gegenwärtig.)

DIE FRAU:

Natürlich, Liebling! Charles ist ein Unikum. Das liegt in der Tradition des Hauses, dem er seit zwanzig Jahren dient. Doch er ist treu.

DER MANN:

Treuer als der Hund, dem er die Milch zu reichen hat! Ich gebe es gerne zu. Doch äußert sich seine Treue, genau wie jene des Hundes, durchaus einseitig. Zuerst sieht er die Herrin, dann denkt er an die Herrin und zuletzt verwöhnt

er die Herrin. Ich zähle nur als lebendiges Anhängsel dieser Herrin.

DIE FRAU:

Eher als die wertvollere Beigabe, gestehe es ruhig ein! Noch heute ginge er für dich durchs Feuer.

DER MANN:

Doch bestenfalls im Asbestmantel. Der Kerl möchte für mich nicht allzuviel riskieren, um sich ganz seiner Meisterin zu erhalten. Vielleicht hat er beim Mitschu gelernt, der auch vorerst die Temperatur prüft, eh er sich ins Wasser wagt, um seiner Herrin Hut zu apportieren.

DIE FRAU:

Du bist ungerecht, mein Lieber. Siehst du, wie der Arme mit der vollen Gänze seiner Stummheit gegen deine Worte protestiert! Seine Rolle ist, zu gefallen, Atem spüren zu lassen und die Schwere des Alleinseins vergeßbar zu machen, nicht aber heldenhafte Rettungsaktionen vorzunehmen. Nicht wahr, mein Kleiner?

DER MANN:

Die Natur hat ihn sichtbar geschaffen, damit er clowneske Nebenrollen im Drama des Lebens spiele. Du aber möchtest ihn mit heroischen Fähigkeiten begaben und mir den letzten Türhüterposten als zungenloser Mohr zuweisen.

DIE FRAU:

Dein Bedürfnis, dich dauernd mitzuteilen, würde dich bereits am dritten Tage an deinem großartigen Unvermögen ersticken. Schon um Mitternacht brennst du darauf, dich von sechs bis zwanzig auszusprechen.

DER MANN:

Du verkehrst unsere eingeborenen Fähigkeiten, Liebste! Der letzte Mitschu des Universums weiß bereits, daß die Frau ein wandelndes Parlatorium ist.

DIE FRAU:

Und der Mann, wenn ich fragen darf?

DER MANN:

Un roseau pensant! Ein ganz Großer hat es gesagt.

DIE FRAU:

Ist dieser Große nicht zufällig ein Mann gewesen?

DER MANN:

Nicht zufällig, durchaus nicht, sondern dank einer besonderen Gnade der Musen!

DIE FRAU:

Begnadet oder unbegnadet, — er ist zugunsten seines Geschlechtes befangen gewesen. Also gilt sein Zeugnis nicht.

DER MANN:

Du bist köstlich, Liebste! Du leugnest einfachhin die Möglichkeit der Objektivität.

DIE FRAU:

Gewiß! Und ohne mich zu schämen! Jeder Geborene verfällt der Schwäche für das eigene Geschlecht.

DER MANN:

Ich widerspreche im Namen der Gerechtigkeit, die doch auch feminin ist. Was sagst du zur Behauptung deiner Zwillingsschwester?

IHR SPIEGELBILD:

Ich? Ach, ich glaube, daß hier und nun ein Kampf um die Wahrscheinlichkeit meiner eigenen Existenz in andern Formen ausgetragen wird. Was ich dazu bemerken muß, läßt sich in einer kurzen Formel ausdrücken: ich bin, also ist die Unvoreingenommenheit!

DER MANN:

Ich danke!

DIE FRAU:

O, ich verstehe! Ob jedoch mein Nachbar bestätigen wird, was ihr behauptet, interessiert mich vorerst mehr als euere rasche und überraschende Übereinstimmung.

SEIN SPIEGELBILD:

Kinder, das ist eine Frage der charakterlichen Kühle. Heiße Temperamente werden niemals ihre Gefühle oder ihre Ressentimente auszuschalten wissen. Wo sie urteilen, gewähren sie dem Herzen Mitspracherecht. Das ist nicht übel, nein denn auch das unverstimmte Herz wird aus seiner natürlichen Güte für die großen Gesetze stimmen.

DIE FRAU:

Und das heißt wohl: es wird nicht die äußerste Strenge zur Anwendung bringen! Seine Bestimmung ist die Mäßigung aller Härten.

DER MANN:

Doch nur dann, wenn Milde seine Natur ist! Wo aber sind die milden Herzen?

IHR SPIEGELBILD:

Vielleicht in dir, vielleicht in ihr! Doch eingesponnen in ein dichtes Gewebe von unbegreiflichen Antipathien!

DER MANN:

Ich staune, meine verehrte Dame! Wie kann mein Herz in Antipathien ruhn, wenn ich stets mich bemühe, das Gute zum Besten meiner Nächsten zu tun, die mich verachten oder hassen? Ich will dir damit nicht im geringsten widersprochen haben, allein es fesselt mich deine Aussage über meine Beschaffenheit.

SEIN SPIEGELBILD:

He, he! Das gilt mir und nicht meiner freundlichen Gefährtin! Doch glaubst du nicht, daß wir bei solchen Weinen schönere Dinge untersuchen könnten? Ein guter Wein will Worte aus der Freude treiben.

DIE FRAU:

Ich bin dabei! Wie wär's mit einem kleinen Tanze?

SEIN SPIEGELBILD:

Mir recht, Verehrte! Lassen wir die Geigen reden!

DER MANN:

O bitte! Wenn es meiner Nachbarin gefällt!

IHR SPIEGELBILD:

Ich bin mit ganzer Lust dabei, sofern es deine mehren kann.

(Hier trägt sich das Unglaubliche zu, daß der Mann die Hand ihres Spiegelbildes an seine Lippen führt.)

DIE FRAU:

Mir will es den Atem verschlagen: der Mann wird galant!

SEIN SPIEGELBILD:

Nicht so, meine Liebe! Er ist in dieser Minute, was er sein möchte, wenn seine Frau wäre, wie sie ist.

DIE FRAU:

Macht es der Wein oder macht es der Duft deiner Sprache. Ich fühle mich betäubt und außerstande, deine Worte zu begreifen. Komm, ich muß mich stützen! Liebling, leg die Platten ein! Mitschu, mein Süßer, ja, ich kehre bald zu dir zurück!

DER MANN:

(bietet ihrem Spiegelbild den Arm)

Wenn du mich begleiten möchtest! Es hebt mich, deinen leichten Hauch an meiner Seite zu spüren.

IHR SPIEGELBILD:

Ist es nicht vielmehr die Kraft des Weines, die dich schwebend macht?

DIE FRAU:

Wohl kaum! Der süße Trank hat ihn noch stets beschwert. Es liegt etwas anderes in der Luft, das seine Sinne erleichtert.

SEIN SPIEGELBILD:

Vielleicht die Beschwingtheit seiner Frau!

DIE FRAU:

Sei es, wie es will! Ich möchte es nicht länger bedenken, sondern wirklich schweben, wie es meine Gefühle erwarten. Komm!

(Der Mann hat tatsächlich fertig gebracht, aus der Tiefe eines alten Spielkastens einige Schallplatten zu bergen. Dann, als die Musik erklingt, ist es, als habe sich wunderbar die allgemeine Erwartung erfüllt: ein langsamer Walzer tönt an! Die Paare — sie mit seinem, er mit ihrem Spiegelbilde — schleifen wortlos die Füße übers Parkett und sind, je länger sie tanzen, umso mehr als Liebespaare anzusehen, die sich in stummer Beseligung zusammengefunden haben. Selbst der Hund findet die Dinge dieses Abends sonderbar: er hebt den Kopf, spitzt die Ohren und möchte hinter die Rätsel dieser Stunden kommen. Wie aber sollte er, wenn andere versagen, diese Seltsamkeiten zu verstehen?)

DER MANN:

Musik geht tiefer als der feurigste Falerner, und stärker als der Wein durchwärmt sie den Geist.

DIE FRAU:

Eine Wärme, die den Körper trunken macht! Denn du schwankst schon, Liebster.

DER MANN:

Ich schwanke? Frauchen, siehst du nicht, daß ich bloß bebe, weil die Töne mich durchschauern?

DIE FRAU:

So komm und laß sie mit mir Welle und Verebbung in der Wiegung gleichdurchschwungener Körper werden!

DER MANN:

Bedauere unendlich! Doch auch dieser Tanz ist längst vergeben.

DIE FRAU:

Der nächste auch?

DER MANN:

Der nächste und der übernächste!

DIE FRAU:

O, deine Partnerin versteht dich zu fesseln.

IHR SPIEGELBILD:

Er fesselt sich ganz ohne mein Dazutun.

DIE FRAU:

Das Geheimnis möchte ich entdecken.

SEIN SPIEGELBILD:

Es ist kein Geheimnis, sondern nur die sinnfällig gewordene Verlebendigung gewesener Erlebnisse. Er sieht in ihr deine Ehemaligkeit zurückgekehrt und fühlt sich deinem Liebreiz von gestern rettungslos verfallen.

DIE FRAU:

Ich sehe ihn einer andern Frau beinahe in die Arme sinken.

SEIN SPIEGELBILD:

So kehrt er dir zurück.

DIE FRAU:

Indem er sich von mir entfernt? Freundchen, Freundchen, dir hat der Wein doch stärker zugesetzt, als du eingestehen möchtest.

SEIN SPIEGELBILD:

Doch auch aus diesem Weine redet die Wahrheit. Du wirst schwerer, meine Teuere. Ist dir unwohl?

DIE FRAU:

Im Gegenteil! Mich belastet eine Wohligkeit, die sich dir ergeben will. Es tut so gut, die Wärme eines Wesens zu fühlen, dem man in Ruhe sich anvertrauen darf.

DER MANN:

Doch ob du's dürfen darfst, das ist die Frage. Vergiß nicht, wo du hingehörst!

IHR SPIEGELBILD:

Weil sie es neu erkennt, läßt sie sich gehen. Sieh ihren Wunsch, dich inniger zu fühlen!

DER MANN:

Ich schaue und verstehe nur, daß sie dem Gaste süße Augen macht.

IHR SPIEGELBILD:

Der Gast bist du.

DER MANN:

Und spüre nicht, was ihn durchbebt!

IHR SPIEGELBILD:

Und hast es doch und weißt es auch zu deuten: den Wunsch, sie an deinem Herzen zu fühlen!

DER MANN:

Bist du von Sinnen? Wenn mich die Wut, daß sie den Fremden anhimmelt, gegen sie und ihr Gehaben erbeben läßt!

IHR SPIEGELBILD:

Dein Zorn ist Lüge vor dir selber. Du möchtest deine eigene Sehnsucht verneinen.

DER MANN:

Ich möchte sie lieber verzehnfachen. Komm, laß dich fester führen und noch inniger umfassen. Denn du bist schön!

DIE FRAU:

Bloß weil sie die blonden Haare und den schöneren Goldschmuck hat! Wie der Mann sich doch an Kleinigkeiten festhaken kann!

IHR SPIEGELBILD:

Nein, meine Liebe! Du packst die Nebendinge, um dich an der Hauptsache vorbeizudrücken. Nicht die Flechten und die Edelsteine machen das Gefällige aus, sondern die Strahlung von innenher.

DIE FRAU:

Die ich nicht habe!

IHR SPIEGELBILD:

Die du zurückhältst, Schwester, weil du einem Stolze mehr als einer Liebe dienst.

DIE FRAU:

Und er? Was hat er mehr als ich, daß du so liebevoll zu ihm emporstaunst?

SEIN SPIEGELBILD:

Einen Drang zur Seligkeit, der dich beglücken könnte!

DIE FRAU:

Den er jedoch so sehr verhält, daß ich ihn nur als Gegenteil erkennen kann!

SEIN SPIEGELBILD:

Weil er von dir die heimliche Gewalt erwartet, die ihn sich und dir zugleich erschließen würde!

DIE FRAU:

Eine heimliche Gewalt? Ich kenne nur die offene, die ich gerne anwenden wollte, wenn er wie du mich halten und mich führen könnte. Etwa so!

(Sie küßt, ganz ohne Bedenken, sein Spiegelbild.)

DER MANN:

Da hast du ihre Seele! Vor meinen erschrockenen Augen wirft sie andern zu, was mir gehören müßte.

IHR SPIEGELBILD:

Es ist ja dein, mein Freund! Nur schaust du an ihrem Willen vorbei, um zu sehen, was deine Eifersucht dir vorgaukelt.

DER MANN:

Kind, du wirst doch nicht behaupten wollen, ihre Lippen hätten meine eigenen berührt!

IHR SPIEGELBILD:

Ich sage nur, daß ihre Zuneigung dich ganz umfangen möchte. Sie ist bereit, wie nie zuvor, und jener Kuß hat sie an dich mit Herz und Sinn vergeben.

DER MANN:

Merkwürdig ist die Ordnung der Dinge, die ihr vertretet! Die Liebe bedient sich eines Prokuristen, um sich einzugestehen! Ihm den Kuß und mir die Durchschauerung! Welch ein Wirrwarr zwischen Ursache und Wirkung!

IHR SPIEGELBILD:

Du irrst, mein Lieber! Wir spiegeln nur die Dinge in der Ordnung, die ihr geschaffen habt. Denn seit Jahren lebt ihr an der Wirklichkeit vorbei, um mit Gewesenheiten zu verkehren. Ihr wißt nicht mehr, daß ihr einander wollt, und wollt nicht, daß ihr voneinander wißt, was euch durchleidet. Uns aber ist es bekannt und wir deuten euere Ausbrüche richtig. Die Frau dort hat soeben dich geküßt.

DER MANN:

Mir geht seit etlichen Stunden so Vieles durcheinander, daß ich die natürlichsten Begriffe nicht mehr greifen kann. Ich zweifle an der Tatsächlichkeit meiner Existenz. Ich bin, wenn ich mich recht verstehe, nur ein verblüffter Träumer, und du selber bist die Herrlichkeit eines schönen Traumes. Wenn die Dinge sind, wie du sie darstellst, darf ich tun, was ich nicht unterlassen möchte: nämlich meine Frau, die drüben lächelnd dahinschwebt, offen in die Mitte ihres Lächelns zu küssen! Ja, ich wage es!

(Er küßt tatsächlich, allein er küßt nur ihr Spiegelbild.)

DIE FRAU:

Er wagt es wirklich, dieser wandelnde Grantsack! Mir schlägt es den Verstand zu und die Seele ein. Der Mann wird Don Juan und vergißt sich in Gegenwart seiner Frau, die er schon längst vergessen hat.

SEIN SPIEGELBILD:

Durchaus nicht, Süßerboste! In diesem Augenblick hat er sich deiner erinnert und sein Herz zu deiner Verehrung neuentdeckt.

DIE FRAU:

Ach, ich kenne nun schon euere Art, die Evidenz zu vergewaltigen! Mußt du denn immer seine aussichtslose Verteidigung führen?

SEIN SPIEGELBILD:

Seine Verteidigung? Ich selber bin doch mitvisiert, wenn du ihn anklagst. Mich muß ich wehren gegen deinen Verdacht, dich zu verraten oder deine Liebe zu hintergehen.

DIE FRAU:

Und tut er's nicht?

SEIN SPIEGELBILD:

Habe ich es je getan? Tut er es nun? Nichts kann reiner sein als seine jetzige Gesinnung. Sogar dein Eifer, seine Schuld zu suchen, beweist mir, daß auch du es weißt.

DIE FRAU:

Wie kann ich wissen, wo ich voller Zweifel bin?

SEIN SPIEGELBILD:

Wo darf man zweifeln, wenn man wissen kann?

DIE FRAU:

Was ist Wissen? Wo ist Wissen? Wann ist Wissen? Alles ist Nebel!

SEIN SPIEGELBILD:

Nein, Gefühl ist alles. Nicht das Auge, sondern das Herz hat dir sehend zu werden. Ich danke, meine Hochverehrte!

(Die Musik hat ausgesetzt. Der Mann bemüht sich, wie zuvor, eine neue Platte einzustellen. Eine Weile ist Ruhe und Schweigen. Dann beginnt der Mann zu reden, nur um die Peinlichkeit der plötzlichen Verstummung zu zerschlagen.)

DER MANN:

Donau so blau, so blau! Lalalalalalala! Ha, der Kasten will nicht mehr! Ach bitte, eine kleine Weile nur Geduld! Ich werde die Feder gleich zur Räson bringen. Es ist mit den mechanischen wie mit den lebendigen Dingen: im schönsten Momente setzt der Motor aus! Beinahe wie ein Gesetz, das noch keinen Namen hat! Merkwürdig, nicht wahr? Lalali, lalali, lalalala, lala! Aha, da hat sich die Schraube gelöst! Was doch nicht alles von einem Schräubchen abhängen kann! Schwung, Musik, Begeisterung, Jubel, Seligkeit und mehr! Wie groß ist das Leben, wenn man sich selber zu entkleinern weiß! Das freilich ist die Kunst: den eigenen Winzigkeiten, die tagtäglich uns erniedrigen, zu enteilen, um nach obenhin zu wachsen!

Haben wir das immer gekonnt? Haben wir das je so nachhaltig gekannt? Seltsam, wie mir heute solche kuriosen Fragen aufstoßen! Tralala,lala,lala! So! Ein bißchen fester angezogen! Die Feder eingepaßt! In zwei Minuten wird es wieder klingen. Und dann kann das Leben weitergehn. Ich meine: das leichte fröhliche Dasein, das uns an diesem Abend gefangen hält. Oder halten wir es fest? Das ist die Frage: wer hat wen? Oder wer hat was? Wir die Lustigkeit oder diese uns? Hat sie mich, so mag sie mich behalten. Hab ich sie, so werde ich mit allen Mitteln sie bewahren.

SEIN SPIEGELBILD:

Das wird nicht leicht sein, Bruderherz!

DER MANN:

Und weshalb nicht, wenn ich es will?

SEIN SPIEGELBILD:

Weil du immer in der lichten Fülle des Tages deinen Geist wieder Nacht erzeugen läßest. Ich kenne dich und weiß, daß du nicht wirken kannst wie ich: nur licht im Lichte, aber ruhvoll wesenlos im Dunkel!

DER MANN:

Brüderlein, dein Wort ist dunkler als dein Sein in Finsternis. Ich verstehe nicht, was du meinst!

DIE FRAU:

Aber ich beginne zu ahnen, was er denkt.

IHR SPIEGELBILD:

Es ist nicht allzuschwer: wo immer ihr im Strahl der Freude steht, mißtraut ihr der Lust, die euch durchzieht, und ergrübelt eine Stimmung, welche trächtig für den Zweifel und dann auch fruchtbar für die Unlust und für die Bitterkeiten ist.

DER MANN:

Wenn aber die Gedanken wider meinen Willen stehn?

SEIN SPIEGELBILD:

Haben die Gedanken dich oder hast du sie? Du sollst ihr Meister bleiben, um ihre Schatten zu überherrschen, die als böse Launen euch umwesen.

DIE FRAU:

Er läßt sich leider von ihnen beherrschen, weil er ein Schwächling vor seinen Sentimenten, doch ein Kraftmeier vor der Schwachheit einer Frau ist.

DIE FRAU:

Schwester, nein, das ist es nicht. Er wird, wie du, nur schwach vor der erdrückenden Wucht des Einsamseins.

DER MANN:

Bin ich denn allein, wenn ich mit einer sogenannten Lebensgefährtin den Tag durchschreite?

SEIN SPIEGELBILD:

Du bist es, denn du entgehst ihr, wo du mit ihr gehst.

DIE FRAU:

Ich bin tatsächlich noch in seiner nächsten Nähe von ihm verlassen.

IHR SPIEGELBILD:

Eben weil du ihn verläßest, wenn er deinem Wesen nahekommt!

DER MANN:

Siehst du?

DIE FRAU:

Und merkst du deine Schuld?

SEIN SPIEGELBILD:

Die Schuld ist beiderseits, jawohl, weil ihr das Leben flächig, statt in allen Dimensionen lebt. Ihr seid nun einmal so geschaffen, daß ihr euch dem Zug der Tiefe, aber auch dem Sog der Höhe auszuliefern habt. Im wechselnden Ab- und Aufriß, zwischen der Angst des gegenseitigen Sichverlierens und der ewig erneuerten Lust des Wiederfindens, werdet ihr voreinander offen und einander unentbehrlich.

IHR SPIEGELBILD:

Nur habt ihr etwas andere Begriffe für die Höhe und ihre retterische Macht. Da ihr diese übersehen habt, habt ihr euch verkennen müssen. Denn nur durch sie und nur in ihr werdet ihr einander klar.

DER MANN:

Kinder, werdet nicht elegisch! Denn diese Stunde ist zu schön!

DIE FRAU:

Sie war es. Kann sie, nach dieser Pause, wie zuvor sich auswirken?

SEIN SPIEGELBILD:

Noch besser, wenn ihr sie nach oben ausdehnt!

IHR SPIEGELBILD:

Noch inniger, wenn euere Herzen sich ineinanderbreiten!

DER MANN:

Ich hab's! Und wieder dreht sich eine Welt voll Klang. Da, hört ihr's? Komm, wir wollen gleicherweise tanzen!

(Er will ihr Spiegelbild erneut umfassen. Allein sein Spiegelbild ist ihm zuvorgekommen und hat ihm die Tänzerin in die Mitte der Tanzfläche entführt.

Einen Augenblick steht er unschlüssig, sieht die Frau an, die ihm entgegenschaut, tritt dann langsam auf sie zu, umfaßt sie so, daß eine betonte Weite zwischen ihren Körpern bleibt und führt sie wortlos über das Parkett.

Der Tanz geht schweigend weiter.
Die Spiegelbilder lächeln und vermerken mit einer unverhohlenen Freude den allmählichen Wandel bei Mann und Frau. Je länger diese dahinschweben, umso näher kommen sie sich. Ja, nach einer gewissen Weile geschieht, daß der Mann die Frau fester an sich zieht und diese ihren Kopf an seine Schulter anlehnt.

Und wieder nach einer Weile wirft die Frau ihre Arme um den Hals des Mannes und küßt ihn, der, weitertanzend, ihre Bewegungen erwidert. So versunken sind die beiden ineinander, daß sie nicht wahrnehmen, wie auch die Spiegelbilder sich umarmen und leise durch die Türe davontanzen.

Der Hund jedoch bemerkt diesen stillen Abgang wohl, erhebt sich rasch und läuft hinter den Verschwindenden einher. Jenseits der Türe fängt er plötzlich heftig zu bellen an.

Im Nu ändert sich das Bild: die Tanzenden ruhn, erkennen, daß sie verlassen worden sind und fallen jählings auseinander. Dann, nach einem Momente des Zauderns, stürzen auch sie nach außen.

Die Musik spielt wie zuvor. Blaß und nachdenklich erscheint schließlich die Frau, geht auf den Plattenspieler zu, legt den Hebel ab, erschauert und sagt:)

DIE FRAU:

Mich friert mit einem Male! Wo mag die Kälte plötzlich hergekommen sein?

(Der Mann tritt ein und antwortet in seiner brüsken Weise:)

DER MANN:

Wo sie herkommt? Welche Frage. Seit sieben Jahren ist sie da und möchte mich vereisen.

(Der Hund erscheint mit gespitzten Ohren vor der Herrin, die ihn rasch ergreift, an ihre Wange preßt und mit dem Tier den Herrn verläßt.)

Vorhang

Der dritte Akt

(Der dritte Akt könnte einfach die Fortsetzung des ersten sein, wenn nicht gewisse Anspielungen auf das überstandene Erlebnis oder etliche Auswirkungen der vorhergehenden Gespräche den zweiten als unerläßlich hinstellten. Doch auch in der Haltung der beiden Menschen hat sich Manches geändert. Sie selber freilich wollen den inneren Wechsel nicht wahrhaben, aber wider Willen blicken sie an den Spiegeln vorbei und erleiden unmerklich die Gewalt des abgelaufenen Geschehens so, daß sie an jeder Ecke ihrer Auseinandersetzung wieder darauf zurückkommen müssen. Allein dem Hunde ist alles gleich. Er hat sich hingelegt und schlummert genau so unberührt wie zuvor, ohne überhaupt den langweiligen Entkleidungsszenen seines Herrn und seiner Herrin zuzusehen.)

DER MANN:

Von hier sind sie hergekommen und hiehin müssen sie auch zurückgekehrt sein. Das Haus haben sie auf keinen Fall verlassen, denn die Türe ist abgesperrt gewesen, und Charles hat sie weder sehen noch hören können.

DIE FRAU:

O, Charles zweifelt, seitdem wir ihm die absonderliche Geschichte mit den Gästen erzählt haben, an unserm Verstande. Sein Blick ist voller Mitleid, wenn er unsern eindringlichen Fragen stets die gleiche Antwort gibt.

DER MANN:

Mir scheint, du verwechselst Mitleid mit Frechheit. Der Kerl wird mir mit jedem Tag zuwiderer. Er hat zu glauben, was ich ihm vorstelle, oder er fliegt.

DIE FRAU:

Erzähl deinem Arzte, was dir widerfahren ist, und warte seine Antwort ab! Er wird dich zweifelsohne für asylreif erklären.

DER MANN:

Was dir durchaus passen würde, nicht wahr? Ich wäre endlich weg, und deinen Abenteuern stünde nichts mehr entgegen.

DIE FRAU:

O, wir fänden uns sofort im gleichen Hause wieder, denn ich könnte deine Worte nur bestätigen.

DER MANN:

Schon wieder der verfluchte Kragen! — Die Frage ist nur, ob du im entscheidenden Augenblick nicht vorziehen würdest, als Zeugin zu versagen. Derlei Fälle hat die Geschichte schon erlebt.

DIE FRAU:

Ich, für deinen Teil, riefe lieber nicht die Geschichte an. Denn in ihr hat sich der männliche Teil der Menschheit unsterblich blamiert. Sogar die Historiker mit Bart und Glatze bescheinigen, daß die Vertreter des stärkeren Geschlechtes eine hübsche Anzahl höllischer Gestalten geliefert haben.

DER MANN:

Wobei dann stets den Frauen eine wesentliche Rolle zugefallen ist! — Ich reiße das verdammte Stück entzwei, dann wird es wohl den Halt verlieren!

DIE FRAU:

Geduld, Liebling! Hast du die goldenen Worte des Spiegelbildes bereits vergessen?

DER MANN:

Ich möchte den ganzen Spuk vergessen haben! Doch vorher müßte ich wissen, wohin die beiden Sonderlinge sich zurückgezogen haben.

DIE FRAU:

Sieh doch einmal hinter den Schränken und den Spiegeln nach! Vielleicht haben sie sich in deinen Kragenkasten versteckt.

DER MANN:

Der Spott sitzt dir übel, Liebste. Und er klingt auch falsch, weil du noch mehr als ich den Wunsch hast, die Rückzugsart unserer Freunde kennen zu lernen.

DIE FRAU:

Ich gebe es zu. Doch weiß ich wohl, daß sie das Haus verlassen haben. Mitschu würde sonst ihre Anwesenheit vermelden.

DER MANN:

Als ob diese Karikatur eines Tieres überhaupt die Gegenwart und die Nähe eines Fremden festzustellen vermöchte! Nicht gerührt hat sich das liebe Viehchen, als die Spaßvögel hinter jenen Gestellen auftauchten.

DIE FRAU:

Weil es nicht mit rechten Dingen zuging! Gestehe, daß es dir selber die Rede verschlagen hat!

DER MANN:

Garnichts gestehe ich ein! Mich hat es nur, wie jeder echte Ulk, ein Weilchen verblüfft. Doch dann bin ich dir in der Aussprache zuvorgekommen.

DIE FRAU:

Wie immer, Liebling! Es ist deine Stärke, mich in dem zu schlagen, was als sogenannte Weiberkunst einen gewissen Namen hat.

DER MANN:

Deine Überlegenheit in Weiberdingen äußert sich zur Übergenüge in andern Bezirken.

DIE FRAU:

Jawohl, in jenen der Nachsicht, der Geduld und der Bescheidung. Wo kommen wir hin, wenn du diese Tugenden zugibst?

DER MANN:

Wenn ich sie zugäbe, gelangten wir ins Reich der Lüge oder der Heuchelei. Dort aber lasse ich dich lieber allein.

DIE FRAU:

Ist es nicht so, mein Guter, daß du schon drüben bist, dieweil ich hüben dich bedauere?

DER MANN:

Das Einzige, was du mir noch zu geben vermagst: Bedauern! Es ist ein Geschenk, das nach Gift und Galle schmeckt. Ich weise es zurück.

DIE FRAU:

Das kann mich weder überraschen, noch beleidigen. Es ist das Schicksal meiner Gaben, der unsichtbaren wie der sichtbaren, der greifbarsten wie der ungreifbarsten, von dir nicht angenommen, sondern, mit Hohn übergossen, zurückgestoßen zu werden. Das verhindert nicht, daß ich meinen Gestus immer wieder repetiere.

DER MANN:

Da die Wiederholung der notwendigste Teil deiner Strategie in unserm Nebeneinanderleben ist, bin ich aus Erfahrung gegen dieses Unterliegen gefeit. Biete an, was du zu bieten hast, — ich verbiete mir unweigerlich die Annahme!

DIE FRAU:

Bis auf das Wort, das ich dir zuwerfe! Das fängst du immer auf.

DER MANN:

Eine grobe Täuschung, Liebste! Ich schleudere es allenfalls mit größerer Gewalt zurück.

DIE FRAU:

In der Absicht, mich zu treffen, wo ich am empfindlichsten bin!

DER MANN:

So prallen sie nur zurück, wie sie geworfen worden sind.

DIE FRAU:

Du spielst, um mich zu verletzen!

DER MANN:

Das Letzte, was uns zusammenbindet: diese Spielerei! Eine Elendskette, die uns immer fürchterlicher fesselt!

DIE FRAU:

Weshalb schmiedest du diese brennendheißen Glieder?

DER MANN:

Weil du die Vorderringe lieferst!

DIE FRAU:

So gib den Verschlußhaken und laß es gut sein!

DER MANN:

Um zu schweigen, wenn du deine verräterischen Unternehmungen weiterführest? Nein.

DIE FRAU:

Liebling, du kehrst zu Anklagen zurück, die jene Spiegelmenschen vor mehreren Stunden für immer erledigt haben.

DER MANN:

Jene Spiegelmenschen haben dich vielleicht, doch niemals mich überzeugen können. Mein Auge sah realiter, was das ihre nur in Übertragung festzustellen vermochte.

DIE FRAU:

Ihre Abwesenheit macht dich mutig und reizt dich bereits zur Widersprache. Doch sieh dich vor: wahrscheinlich sind sie näher, als du denkst, und schon bereit, dich hörbar zu widerlegen.

DER MANN:

Frau, rufe nicht den Spuk, der uns zu lang genarrt hat! Ich möchte nicht zum zweiten Male der Aufdringlichkeit dieser Afterwesen verfallen.

DIE FRAU:

So hast du Angst vor ihrer Wiederkehr?

DER MANN:

Und du? Dir machten ihre Mätzchen anscheinend Mut. O, ich habe deine Freude nicht übersehen, mit dem Laffen zu tanzen, der sich als mein Spiegelbild vorstellte.

DIE FRAU:

Ich würde den Laffen unterdrücken, Liebling. Denn du siehst durchaus nicht wie ein solcher aus.

DER MANN:

Laß den Mumpitz der verschwundenen Narren! Du gebrauchst ihre durchsichtige Taktik ja nur,um an meinem Vorwurf vorbei zu diskutieren.

DIE FRAU:

Nichts weniger als das! Das Thema spricht mich an, und gern gesteh ich ein, daß ich vom Tanze mit dem Partner beglückt gewesen bin.

DER MANN:

Und in welchem Maße, wenn die Frage mir erlaubt ist?

DIE FRAU:

Im allerhöchsten!

DER MANN:

Natürlich! Da durfte ja dein Herz sich geben, wie es sich zu geben liebt. Vor jedem besseren Ladenschwengel fängt es gleich zu bimpern an.

DIE FRAU:

Was du nur gegen dich haben magst! Deine Sätze richten ihre Spitze gegen mich, fliegen ab und verwunden dich selber.

DER MANN:

Mich schmerzt nicht, was ich sage. Doch den Brand, den ich in dir entfache, wagst du kalt zu leugnen.

DIE FRAU:

Nicht im geringsten! Denn dein Brand ist bestenfalls ein Feuerlein, das mich gespassig wärmt. Nur die Flamme in deinem Auge will mir weniger gefallen.

DER MANN:

Das ist begreiflich, da sie als Ausdruck einer ehrlichen Entrüstung ihren Blitz gegen dich aussenden wird. Denn ich bin der Dinge müde, die du treibst, um meiner Verspottung die Krone aufzusetzen.

DIE FRAU:

Ich habe das dunkle Gefühl, daß du dich selber mit einer Krone bedenkst, mein Schatz. Sie gleicht dem Pappenhute des Bajazzo, der wie ein Besessener auf der Bühne herumtollt.

DER MANN:

Bajazzo! Ja, das ist es! Ich bin Bajazzo, von dir in Lächerlichkeit gehüllt und von dir mit Leid durchsättigt. Doch auch ein Bajazzo wird des Treibens müde. Drum hüte dich, mich aus mir selber zu locken!

DIE FRAU:

Als ob du nicht schon lange, von dir selber dazu gebracht, außer dir wärest! Wenn du in dich gingest, dürfte leicht dein Zorn verrauchen, und es bliebe dir nichts mehr als die Einsicht, daß du mich erneut mit ungerechten Anklagen bedacht hast.

DER MANN:

Ist nicht mehr recht und gerecht, deine Vergehen wider meine Ehre als Unentschuldbarkeiten vorzustellen? Versteh mich gut! Ich sage: Vergehen wider meine Ehre und noch nicht: Vergehen gegen meine Ehe!

DIE FRAU:

Jenes sagst, doch dieses meinst du. Bis heute aber hast du deinen Verdächtigungen noch keinen Grund gegeben. Ich möchte endlich deinen Beweis hören.

DER MANN:

Beweist es nichts, wenn ich dich mit einem Burschen liebäugeln sehe, der als einzigen Personalausweis eine glatte Kopie meines Passes vorzeigen würde? Und ist deine Aussage, daß der befremdende Fremdling dir im allerhöchsten, also die Erlaubtheit überschreitenden Maße gefallen habe, ohne jeden Wert?

DIE FRAU:

Im Gegenteil! Klein und stumm müßtest du werden, wenn du ihre wahre Bedeutung nur begreifen wolltest!

DER MANN:

Also sind die Dinge deines Herzens noch schlimmer, als ich sie gedacht und gefühlt hatte!

DIE FRAU:

Deine Lust, meinen Worten jenen Untersinn zu geben, der in deine Stimmung paßt, beginnt erbärmlich zu wirken. Ich habe mir nichts vorzuwerfen.

DER MANN:

Bestimmt nicht, da es deine Besonderheit ausmacht, dich andern nachzuwerfen. Oder hast du etwa nicht den Lümmel aus dem Hinterglaskasten geküßt?

DIE FRAU:

Wir drehen uns in einem infernalen Kreise, Liebling, und du siehst nicht über die Randmauern deiner Einbildung hinweg. Jawohl, ich habe den geküßt, der mir als ein lieber Lümmel erschienen ist.

DER MANN:

Schon wieder! Deine Offenheit grenzt plötzlich an Impertinenz. Aber da du bei den Geständnissen bist, so wird es dir wahrscheinlich Spaß machen, auch mich mit dem Geküßten in Vergleich zu bringen und in einem schmükkenden Beiworte zu charakterisieren.

DIE FRAU:

Wenn du darauf hältst, dich an den eigenen Klängen sonderlich zu weiden, tue ich dir gerne den Gefallen, auch von dir zu behaupten, du seiest ein Lümmel, doch in diesem Augenblick ein äußerst unausstehlicher.

DER MANN:

Wie nett von dir! Ich bin eben nicht der hübsche Bengel, der dich in Seligkeiten zu wiegen vermag.

DIE FRAU:

Nicht mehr! Denn Ungeheueres kann im Laufe einer Stunde ändern.

DER MANN:

Ein Trottel zum Klarsichtigen werden, jawohl!

DIE FRAU:

Ein reizender Herr zum Ungeheuer!

DER MANN:

Vielleicht sogar eine Verworfene zum Unschuldsengel? Es gibt Wunder, an die ich glauben kann. Doch an dieses nicht.

DIE FRAU:

Ein Wunder wäre, dich glauben zu sehen. Ich hoffe noch immer, daß es geschehen werde!

DER MANN:

Kann es denn einen stärkeren Glauben geben als den meinen, der mich von deiner abfälligen Haltung vollständig überzeugt hat?

DIE FRAU:

Ein falscher Glaube nach der Überzeugung eines falschen Gewissens! Ich will nur hoffen, daß du nicht weißt, wie abscheulich du an der Wahrheit vorbeidenkst. Allein aus dieser Hoffnung vermag ich dich noch zu entschuldigen.

DIE FRAU:

Die Unschuld, die nicht schuldig sprechen möchte! Das klänge besser und würde der Angelegenheit gerechter.

DER MANN:

Ich würde lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre! Du hast deine Zuneigung zu diesem Fremden selber eingestanden und wagst, ihren betrügerischen Sinn nachträglich zu leugnen.

DIE FRAU:

Ich müßte weinen, wenn es nicht zum Lachen wäre! Doch du hast recht, von einem Fremden zu reden, dem ich mich

ins Herz, jawohl, ins Herz geworfen habe: je mehr du sprichst, umso befremdender wirkt der innere Unterschied in der äußeren Gleichheit zwischen dir und deinem Ebenbilde.

DER MANN:

Ja, sprich es ruhig aus: je größer die Differenzen zwischen ihm und mir, umso treuer hältst du zu ihm! Deine Untreue spuckt schon nach mir aus.

DIE FRAU:

Nein! Meine Treue zu ihm reicht ihm das Herz auf meinen Lippen dar. Je härter du wirst, umso weicher fühle ich den Zugriff seiner Liebe. Wo du mich schlägst, empfinde ich sein Streicheln. Entkomme ich dir, so fängt er mich ein. Du ahnst nicht, was du dir antust.

DER MANN:

Kind, werde bloß nicht rührselig! Das steht dir schlecht. Guck dich an und sieh, wie es deine Züge entstellt!

(Im ersten Augenblick will die Frau, ihrer Gewohnheit entsprechend, in den hohen Tischspiegel schauen. Doch mit einem Male schrickt sie zurück und entnimmt ihrem Schranke einen kleinen Handspiegel, den sie vor das Antlitz hält. Der Mann hat ihre Bewegungen verfolgt und ihr peinliches Berührtsein festgestellt. Er lächelt überlegen.)

DER MANN:

Angst, mein Täubchen! Angst vor einem Stücklein Glas?

DIE FRAU:

Ich weiß nicht, ob es Angst vor dem Glase genannt werden kann! Allein es ist eine Beklemmung, die mich vor der Spiegelung zurückhält.

DER MANN:

Ich kann das verstehen! Du schrickst vor dir selber zurück, weil du dich nicht frei weißt.

DIE FRAU:

Du sprichst andauernd von mir und vergissest dabei deine persönlichen Befürchtungen. Weshalb hütest du dich so ängstlich vor einem Blick ins eigene Glas?

DER MANN:

Ich? Was soll ich spiegeln, wenn ich keine Wangen zu rasieren und keine Binde zu knoten habe?

DIE FRAU:

Dann wenigstens die Härte deiner Züge, wenn du zu mir sprichst!

DER MANN:

Mich fesselt nicht zu sehn, wie jedes Wort mein Antlitz fältet. Allein das Weib verliebt sich in die Wandlungen seines Gesichtes.

DIE FRAU:

Und der Schauspieler?

DER MANN:

Der spielt, in seine eigene Schau vertieft, den Menschen aus! Und jedes Weib versucht mit wenig Gnade und Talent, ihm nachzueifern. Doch es blickt nur stets in die gleiche selbstgefällige Leere.

DIE FRAU:

Deine Worte verraten selbstverständlich keine männliche Eitelkeit. Euere Bescheidenheit, ich weiß es, versagt um Mitternacht dem Spiegel, was sie gegen Abend mit Beharrlichkeit darin gesucht hat, nämlich etliche Haare auf der nackten Wölbung der Vernunft! Ich bin so frei, diese Bescheidenheit jetzt mit Furcht zu identifizieren.

DER MANN:

Wie? Ich sollte vor dem Blick ins eigene Antlitz zurückbeben?

DIE FRAU:

Vielleicht! Doch mehr noch vor der Erinnerung an die Körperwerdung deines Spiegelbildes. Du würdest eine Wiederholung des seltsamen Faktums nicht begrüßen.

DER MANN:

Aus Gründen, die du kennst, gewiß nicht!

DIE FRAU:

Du redest auch jetzt am Wesentlichen vorbei, sowie du an der großen Spiegelfläche vorbeischaust. Du hast Angst vor der Sichtbarwerdung deines besseren Ich.

DER MANN:

Als ob ich als eine Zweiteilung existieren könnte! Besseres Ich und schlechteres Ich!

DIE FRAU:

Im Guten habe ich dich vor einer Stunde erlebt, im Bösen überlebst du nun deine schönere Gestalt.

DER MANN:

Du machst mich verrückt mit der Weiterführung einer Unterscheidung, die jenen Spukgestalten dialektische Spielerei gewesen ist.

DIE FRAU:

Vielleicht rücke ich dadurch deine seelischen Zustände wieder zurecht! Aber dein Aufbrausen verrät mir deine Furcht. Das Erlebnis hat dich umgestülpt, und du empfindest Angst vor der Vollendung des Prozesses.

DER MANN:

Nein! Nein! Nein!

DIE FRAU:

So prüfe dich im Spiegel!

DER MANN:

Nein!

DIE FRAU:

Ich weiß dieses Nein der Auflehnung wohl zu deuten. Es ist die Furcht, die es ausstößt, jawohl, die Furcht vor der Erscheinung des eigenen Spiegelbildes, die Furcht vor dem Antlitz des durchschimmernden Gewissens. Wir haben soviel Schuld, wir alle, daß wir kaum noch fertig bringen, in einer offenen Stunde, die eine Stunde der Selbstoffenbarung ist, uns durch ein kühles Medium in unsere Augen zu blicken. Es ist die Angst, die uns packt, wenn wir mit eigenen Händen uns selber anfassen. Das fühlst du nun, wie ich es spüre. Doch du hast dazu noch die Angst, es vor dir selber einzugestehen.

DER MANN:

Klag mich an, mein Liebling, klag mich weiter an, und ich habe dich, wo ich dich haben möchte! Die Wucht deines Wortes reißt alle Hemmungen ein, und schon gestehst du, was du lang verborgen hast: die Schuld! Die Schuld hast du eben bekannt. Nun gibt es kein Entrinnen mehr: du hast Verrat begangen!

DIE FRAU:

Verrat an meinen Gefühlen, ja!

DER MANN.

Indem du diesen hergelaufenen Stromer küßtest!

DIE FRAU:

Indem ich küßte, was dir ähnlich, aber überlegen war!

DER MANN:

Einen Fremden!

DIE FRAU:

Den Fremden in dir!

DER MANN:

Das ist ein Beschönigungsversuch!

DIE FRAU:

Ein Versuch, in dir den Schöneren erneut zu wecken!

DER MANN:

Und wach wird nur mein größerer Haß.

DIE FRAU:

An meiner Liebe? Wie kann das sein?

DER MANN:

Deine Liebe gabst du hin in jenem Kuß!

DIE FRAU:

An dich!

DER MANN:

Du lügst!

DIE FRAU:

Nein! Du bist Lüge Dessen, den ich küßte!

DER MANN:

Weib, du — !

DIE FRAU:

Unmann! — Mitschu, komm!

DER MANN:

Ja, geh nur mich von neuem hintergehn!

DIE FRAU:

Dich mit dir, mein Liebling! Und vergiß das Eine nicht:
Du küßtest auch!

(Die Frau ist in ihrem Schlafgemach verschwunden. Mitschu zieht ein bißchen dusselig hinter ihr einher. Als er am Manne vorbei will, stößt dieser unversehens mit dem Fuße aus und trifft daneben. Eine Weile blickt der Empörte, mit den ausgezogenen Schuhen in den Händen, an den beiden Spiegeln vorbei, dann packt ihn der Zorn gewaltiger, und er schleudert mit den Schuhen die leuchtenden Glasflächen in Bruch.

Das Klirren scheint sein Gemüt besänftigt zu haben, denn langsam erhebt er sich, schreitet überlegend auf sein Schlafzimmer auf der andern Seite des Raumes zu, bleibt stehen, sinnt, blickt nach dem Gemach der Frau hinüber, setzt sich, erhebt sich, geht erneut auf sein Zimmer zu, kehrt zurück, sieht die Scherben und läßt in Brocken sein Denken offenbar werden.)

DER MANN:

Wie hat der Kerl gesagt? Der Sog der Höhe — — Im wechselnden Ab- und Aufriß — — zwischen der Angst des gegenseitigen Sichverlierens und der Lust des Wiederfindens — — Der Lust des Wiederfindens! — — Die Schuld, hat die Frau gesagt! — — Die Schuld! — — Es gibt doch Dinge unter Himmel und über Erde — — Vielleicht hat sie recht — — die retterische Macht! — — Von oben — — Wenn ich es wagte! — — Doch nein, nach dem, was ich — — oder doch — Jawohl! Aber der Hund muß mir hinaus!

(Er tritt entschlossenen Gangs zu seiner Frau ins Schlafgemach.)

Vorhang

Der Ritter
ohne Gut und Adel

Eine Kurzfilmskizze

Der sogenannte Ritter und sein Diener liegen in der Blumenfülle einer Wiese. Der Ritter trägt einen randlosen Zylinder, der Diener einen zerrissenen Strohhut über dem Gesichte. Ihre Köpfe halten friedliche Nachbarschaft, während die Körper rechtwinklig auseinanderlaufen. Die Kleidung der Schläfer ist schäbig, doch sucht der Ritter noch unter Flicken eine gewisse Eleganz vorzutäuschen, der gegenüber der Diener eine unleugbare Nachlässigkeit manifestiert. Abseits weiden die beiden Reittiere: Ein abgetrabter Klepper und ein ungepflegter Esel.

Ein leichter Windstoß hebt mit einem Male die Hüte von den Gesichtern der ruhenden Gestalten. Lächelnde Antlitze werden sichtbar. Zur gleichen Zeit bewegen sich die Lippen der Träumer, die mit derselben Vergessenheit das gleiche Wort zu formen scheinen. Es könnte, Laut werdend, wie «Ida» oder «Rita» klingen. Der kuriose Vorgang wiederholt sich mehrmals, bis der rostig knarrende Schrei des Esels den Lippenbewegungen eine unerwartete Deutung zu geben scheint.

Die Schläfer fahren jäh empor, der eine blickt süd-, der andere westwärts.

DER HERR:

(spielt mit seinem Reisestock, dessen Knauf in falschem Silber blinkt; seine Augen sind sehnsüchtig der Ferne zugewandt, indes sein Mund spricht:)
Sogar das All ruft ihren süßen Namen und wirft ihn her in meinen Traum: Rita!

DER DIENER:

(hat inzwischen das Wurstrestchen entdeckt, das seiner Hand entglitten war, und meint im Kauen:)
Ich will bei Schopf und Sohle aufgefressen sein, wenn nicht der verfluchte Esel mich an die Hexe Ida hat erinnern wollen.

(Die Beiden sprechen andauernd aneinander vorbei, ein Jeder ist vollständig den eigenen Gefühlen hingegeben.)

DER HERR:

Die Welt ist schön, wenn man sie zu adeln versteht, und des Lebens höchste Zierde ist die Frau, der man in Minne dient: Rita!

DER DIENER:

Das letzte Mal gab's Speck und aufgewärmte Bohnen. Nicht gerade mein Lieblingsgericht, wenn auch vom Liebling gereicht. Heute steht mir das Gelüste mehr nach Schinkenbrot und drei Maß Dunklem. Prost, Ida, hübsches Ding!

DER HERR:

Ob sie mit ihrem goldenen Herzen mich beglücken will? Ich wage es und führe heute die Entscheidung herbei. Anton!

DER DIENER:

(wendet sich langsam dem Herrn zu)

Ja, Herr!

DER HERR:

Komm, wir wollen rasch die Blumen befragen!

DER DIENER:

(seufzt, will sich mühsam erheben, läßt sich plötzlich seitwärts fallen, pflückt eine breitblätterige Blume und sagt im Niederstürzen)

Schon wieder, Herr! Naja! Vielleicht haben die Dinger sich inzwischen die Sache anders überlegt.

(Er zupft gelangweilt die Blütenblätter ab, indem er halb singenden Tones die bekannten Kinderverse vor sich hinmurmelt:)

Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — gar nicht.

(Seine Blicke schweifen aus, andere Gedanken steigen sichtbarlich in seiner Erinnerung hoch, und so nimmt sein Singsang folgende Fassung an:)

Sie liebt mich — doch das muß das Essen erst ergeben — von Herzen — lieber vom Bierfaß — mit Schmerzen — mit Leberknödeln wär mir lieber — ein wenig — natürlich, ein wenig Wein könnte Vieles aufheitern — gar nicht — gar nicht erwarten kann ich den Augenblick. Etwas Tempo also!

(Nun sprudelt er ungewöhnlich rasch das Sprüchlein aus:)
Sie liebt mich — von Herzen — .....

DER HERR:

(hat in der Zwischenzeit die Ferne angelächelt und dem Tun des Dieners keine Beachtung geschenkt; endlich möchte er den Schicksalsspruch der Blume erfahren:)
Nun, Anton, was sagt sie?

DER DIENER:

(zupft genau in diesem Augenblick das letzte Blättchen ab und sagt langgedehnt:)
Gar nicht!

DER HERR:

(scheint im ersten Augenblick erschrocken zu sein, doch bald kehrt ihm das Lächeln zurück, und er bekennt:)
Nein, Anton, das ist es nicht. Du hast nur eine falsch gewachsene Blume erwischt. Ein wirklich von Gott geschaffener Blütenkopf kann immer nur «von Herzen» antworten. Geh, sattle mir den Rappen!

DER DIENER:

(Ohne sonderliche Begeisterung)
Mit Vergnügen, Herr, obwohl sich's hier gemütlich lag.

(Beim Aufstehen bereitet ihm sein außergewöhnliches Gewicht entsetzlich viele Schwierigkeiten. Es will und will ihm nicht gelingen, obschon er die absonderlichsten Stellungen einnimmt.)

DER HERR:

Immer den Kopf oben halten, Freund! Das läßt uns alles ertragen und läßt uns jeder Lage gewachsen sein. Aufrech-

te und gerade Männer braucht die Welt. Und ritterliche Persönlichkeiten, die dem guten Alten wieder zu seinem Rechte verhelfen, tun ihr Not.

(Er nimmt schließlich die ergebnislosen Bemühungen des Dieners wahr und hilft ihm auf die Füße.)

DER DIENER:

(hat sich, unter Aufbietung aller Kräfte, hochgerappelt und die beiden Tiere herangezogen; keuchend ruft er aus:)
Verdammte Biester, blödes Mistvieh!

DER HERR:

(stößt den Reisestock wie ein Schwert durch die Rocktasche, steigt, vom Diener unterstützt, sehr eckig auf und nimmt, stolz und hochmütig, eine kerzengerade Haltung an; der Diener dagegen spreizt die Beine auseinander und zwingt den Esel, unter die Brücke schreitend, ihn auf diese Weise aufzuladen; vor dem Dicken herreitend, doziert der Herr:)
Ist es nicht ein erhabenes Gefühl, auf einem edlen und feuerigen Tiere so durch die Welt zu ziehen? Wie eng ist doch die wahre Ritterlichkeit mit dem guten alten Reitertum verbunden! Du fühlst dich wirklich den höheren Regionen näher.

DER DIENER:

(ist in diesem Augenblick zu Boden gestürzt; sich aufraffend, ruft er beifällig aus:)
Ei, gewiß, Herr!

DER HERR:

Ja, du spürst dich dem Irdischen, dem Allzu-Irdischen enthoben und bereit, dich einzusetzen für Alles, was da unfrei ist und unterdrückt.

(Die Worte sind mit einem solchen Pathos in die Wolken hinaufgesprochen worden, daß der Rufer nicht auf den Klepper hat achten können, welcher wiehernd an eine Hecke hinangetreten ist und den Reiter in das Rankenwerk verstrickt hat; ungeschickt vorgenommene Befreiungsversuche schlagen fehl, sodaß der Diener um Hilfe angegangen werden muß:)
Anton, komm, bekunde deine Ritterlichkeit!

DER DIENER:

(trottet gemütlich hinan und entgegnet:)

Ich bekunde sie, o Herr!

DER HERR:

(Nicht wahrnehmend, daß der Diener hin und wieder eine Heckenbeere schleckt:)

Welch ein Gewinn, sich frei zu fühlen! Frei von der Schmach der Gelderjagd! Frei von der Pflichtenlosigkeit eines leeren Daseins! Frei von den Fesseln des Mammons!

DER DIENER:

(fährt erschrocken zusammen, glaubt nicht recht gehört zu haben und fragt:)

Des Geldes? Des Geldes haben Sie gesagt?

DER HERR:

(lächelnd und im selben Tone:)

Des Geldes, ja! Geld ist die blinkige Gesinnung des Unedlen, die sich stofflich äußert. Ein Jeder kann sie durch Schiebung erwerben. Sie gleißt vor den Augen der Welt, verursacht dem Fiskus unnütze Schreibereien und läßt den inneren Adel einfach Hungers sterben.

DER DIENER:

(durchwühlt vergeblich alle Taschen:)

Allein sie vermittelt ein wunderbares Gefühl der inneren und der äußeren Zufriedenheit.

DER HERR:

(etwas wegwerfend und sehr vornehm in der Redeweise:)

Wahre Zufriedenheit ist das Trotzdemlächeln der Armut; wirkliche Heiterkeit gibt sich als die Strahlkraft der wunsch- und gierdelosen Seele zu erkennen.

DER DIENER:

(den Kopf schüttelnd)

Herrlich wär's, wenn Ihre goldenen Worte zu Tausendfrankenscheinen würden! Sie prägten sie, ich läse sie auf, und es wäre keine Kunst mehr, zu leben.

(Er schlägt den Esel um die Ohren.)

Nicht wahr, Dickerchen!

DER HERR:

Die Kunst des Lebens besteht darin, daß ich mit Wenigem existieren kann. Viel Geld zu haben, ist ein Problem für Zuckerkranke, die unter doppeltem Regime aus goldenen Mündern seufzern.

DER DIENER·

(seufzert tief:)

Doch keines zu besitzen, eine unfehlbare Todeskur am leeren Magen!

(Im Vorüberreiten holt er sich einige Äpfel von den Bäumen am Wege herunter und setzt kauend seine Rede fort:)

Ich halte es nicht länger aus. Achtung, Herr!

(Mittlerweile haben sie ein Dörfchen erreicht, dessen Kinder ihnen johlend und schreiend entgegengerannt kommen; der Herr gibt sich einen Ruck und betrachtet nichts als den fernen Horizont.)

DER DIENER:

(klopft, in beiden Händen Äpfel haltend, dem Grautier begütigend auf den Hals und sagt:)

Nein, nein, du irrst, mein Dickerchen! Deinesgleichen sind sie wirklich nicht, es scheint nur so.

(Die Reiter werden von den Kindern umringt, welche den Tieren in die Zügel fallen oder sich an den Schwänzen nachschleppen lassen. Der Herr zieht unversehens den Reisestock wie ein Schwert aus der Rocktasche und bringt ihn in Fechterstellung.)

DER DIENER:

(Reißt, weniger elegant als der Herr, einen abgetragenen Regenschirm aus der Satteltasche und dringt damit auf die auseinanderstiebenden Kinder ein:)

Zurück, Gelichter, ehe mir das Kampfesblut zu kochen anfängt!

DIE KINDER:

(schlagen einige Kreise um die beiden Gestalten, lachen, ziehen sich seitwärts etwas zurück, heben die Zeigefinger empor und singen nach Kinderart:)

Trab, trab, trab, ein Klepper spielt,
Ia, ia, ia, ein Esel schreit.
Kommt nicht da, hoch aufgestielt,
Ritterlein Hans Ohnezeit?
Hinter ihm, o grau auf grau,
Wichtig Anton Nimmersatt.
Fingerlein, sag uns genau,
Wer den schönsten Vogel hat!

DER DIENER:

(vermag nur schwer, seinen Ingrimm zu verbergen; er droht mit dem Regenschirm hinter den Kindern her und ruft:)

Wenn ich eins erwische, so drücke ich ihm die Knochen entzwei!

DER HERR:

(hat den Stock, immer noch wie ein Schwert, mit der Spitze an die Schulter angelehnt; das Lächeln ist ihm zurückgekehrt:)

Zorn? Nein, mein Lieber, Zorn ist ein Gefühl, das nur der Gemeine zu äußern wagt. Wir aber, die Ritterlichen, müssen es bezwingen, um nicht nur groß zu scheinen, sondern um es auch zu sein.

DER DIENER:

(verbissen im Tone:)

Wenn es mir heiß in die Adern steigt, so muß es auch in Hitzigkeit zum Ausdruck kommen. Ich bin weniger für die Größe und mehr für die Breite.

DER HERR:

(in belehrendem Tone:)

Mit Takt, Anton, mit Takt erreicht man Alles.

DER DIENER:

Vorausgesetzt, daß dieser Takt nur die skandierende Einleitung zu einer klingenden Maulschelle ist.

DER HERR:

Anton, Maß halten ist die erste Ritterpflicht.

DER DIENER:

(Plötzlich heiterer werdend:)

Maß halten, ja, das ist das rechte Wort. Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich jetzt eins halten dürfte.

DER HERR:

(entsetzten Tones:)

Ach, schwer ist's, den, der unten aufwuchs, in unsere lichten Höhen.....

(Er hält im Reiten inne. Sie sind inzwischen in eine Biegung gekommen, die den Blick auf eine Anhöhe freigibt. Auf dem Hügel erhebt sich eine Windmühle, deren Flügel sich träge nur bewegen. Des Ritters Reisestock ist jählings von der Schulter nach vorne abgefallen und ruht, wie eine zum Stoße angelegte Lanze, über dem Ohr des Pferdes.)

DER HERR:

(hat sich vornüber gebeugt und flüstert, gespannten Sinnes:)

Da, siehst du?

DER DIENER:

(kommt langsam angetrudelt, blickt um sich, kann im Anfang nichts bemerken und nimmt auf einmal eine junge Frau wahr, die in einem nahen Ackerfelde arbeitet:)

Wo? Was? Ja, ja, ich sehe.

DER HERR:

(die Blicke an die Windmühle geheftet, leise vor sich hin sprechend:)

Ferne, dunkle Erinnerungen....

DER DIENER:

So fern und dunkel finde ich sie nicht.

DER HERR:

Mir ist, als habe ich das irgendwo schon gesehen und dabei etwas Großartiges erlebt....

DER DIENER:

Mir auch.

DER HERR:

(wie spielend den Reisestock vorlegend:)

Mit festem wohlgezielten Schlag....

DER DIENER:

(die flache Hand zum Schlag erhebend:)

Mit festem wohlgezielten Schlag....

(Im Eifer der Hingegebenheit an seinen dörperhaften Gedanken ist seine Hand niedergesaust auf den Rücken des Esels, welcher vorsatzt und den Reiter abwirft.)

DER HERR:

(reißt sich zusammen und steckt den Stock wieder ein:)

Doch nein, mir rät eine dunkle Stimme, meinen Weg zur Höhe fortzusetzen.

DER DIENER:

(sich hochrappelnd und aufsteigend:)

Schade!

(Der Herr reitet nachdenklich weiter, der Diener schaut noch einmal hinter sich und wiederholt die Bewegung der niederklatschenden Hand. Nach einer kurzen Zeit hebt der Herr wieder zu lächeln an, während der Diener lustig zu pfeifen begehrt.)

DER HERR:

(versucht eine Weile, die Melodie mitzusummen, bis er sich anders besinnt und ausruft:)

Anton, der Adel pfeift nicht!

DER DIENER:

(sich unterbrechend:)

Vielleicht nicht immer, Herr.

DER HERR:

Niemals, sag' ich dir.

DER DIENER:

(pfiffigen Gesichtes:)

Manchmal doch, aber dann auch nur auf einem, nämlich auf dem letzten Loch.

DER HERR:

(erschrocken:)

Aber Anton, das ist doch nur eine Metapher.

DER DIENER:

Eine was?

DER HERR:

Me - ta - pher! Das kommt vom Griechischen her und heißt soviel wie....

DER DIENER:

(unterbrechend:)

Pleite sein! Ja, ich verstehe. Wenn die Herren mit der besseren Bildung etwas Unbequemes auszusagen haben, so erinnern sie sich immer des Griechischen und des Lateinischen.

DER HERR:

Anton, das verstehst du nicht recht. Hör einmal her! Doch was ist das?

(Mittlerweile haben sie ein Wäldchen erreicht und nehmen zwei Reiter wahr, einen Herrn und dessen Diener, die ihnen, hintereinander reitend, aus der andern Richtung entgegenkommen und prachtvolle Renner ihr eigen nennen. Plötzlich reitet der Kleppermann auf den Unbekannten zu, fällt dem ersten Pferde in die Zügel und begrüßt den verdutzten Besitzer in einer recht lebhaften Weise. Etwas plumper handelt Anton desgleichen mit dem Begleitmanne.)

DER HERR:

Sei mir gegrüßt, hochedler Ritter! Welche Freude, endlich wieder einen echten Mann von Adel zu erblicken. Noch

also lebt der große Geist des Mittelalters unbehindert fort. Ich neige das Haupt vor meinem edlen Bruder.

DER FREMDE:

Van Campen!

ANTON:

(zum andern Diener:)

Was du nicht sagst? Ein wirklicher «Von»? Mit einer Krone in jedem Nastuch? Sehr noble Leute! Und wo liegt das Schloß?

DER FREMDE DIENER:

Wir wohnen in einer Villa.

ANTONS HERR:

Villa? Wieso Villa? Wo ein Ritter haust, da ist eine Ritterburg, mit Türmen, Fahnen, Zug- und Hängebrücke. Im Schloßhof geht der Hörnerruf. Am Erkerfenster winkt das schöne Schloßfräulein. Hundegebell, Hufeschlagen, und hinaus ins Freie braust mit Halali der stolze Zug. Sie haben doch.....

ANTON:

....eine große Meute?

DER FREMDE DIENER:

Einen Affenpintscher und.....

VAN CAMPEN:

....einen Bernhardiner.

ANTON:

Und einen mächtigen Weinkeller mit verstaubten Boutelljen haben Sie auch und eine Küchenfee mit....

ANTONS HERR:

....Wunderbaren Augen, in denen sich die Reinheit des Herzens und die Tiefe der Seele spiegeln. Ja, ich sehe das

Edelfräulein, ein Engel auf Erden! Und dann erst die hochedle Rittersfrau, wert der Lieder eines Walter von der Vogelweide.

DER FREMDE DIENER:

Nein, wir sind Junggesellen. Das heißt, ich nicht, aber der gnädige Herr.

ANTON:

Ei, sieh mal an! Und wie nennt sich die gnädige Frau des gnädigen Herrn Dieners?

VAN CAMPEN:
(sehr ungehalten:)

Ich weiß noch immer nicht, was Sie eigentlich wollen!

ANTONS HERR:

Nur sprechen wollte ich Sie, um zu fühlen und zu hören, daß es noch Geister gibt, die mir verwandt sind und die mit mir der Väter Erbe heilig halten und von Kind zu Kind hinüberreichen wollen in die kommenden Jahrhunderte.

ANTON:

Nein, ein Kind hat er noch nicht, aber das wird sich regeln, sobald die Sache mit der Frau geregelt ist. Wir sind nämlich auf der Brautschau, mußt Du wissen. Eine schöne Frau, von wunderbarem Herzensadel. Einen Namen trägt sie, welcher klingt wie ..... wie .... na, wie der einladende Klang einer aufgestöpselten Champagnerflasche.

(In einer jähen Überblendung ändert sich das Bild: im Dunkel der Überleitung vernimmt man den Knall einer geöffneten Sektflasche und dann den)

RUF:

Rita!

(In einer Schankstube: die junge modern gekleidete Wirtin gießt den Inhalt der geöffneten Flasche in zwei Gläser, von denen eines

dem Funktionär überreicht wird. Ein Doppellachen ertönt, die Gläser werden erhoben und Prostwünsche hörbar.)

DER FUNKTIONÄR:

Auf Deinen Verehrer, Rita!

RITA:

Auf den edlen Ritter!

DER FUNKTIONÄR:

(lachend:)

Wie kommt er eigentlich zu Dir?

RITA:

(dem Lachen Echo gebend:)

Wie kommt der Nachtfalter zur Sonnenblume?

DER FUNKTIONÄR:

(sich schüttelnd vor Fröhlichkeit:)

Sonnenblume! Nachtfalter! Sonnenblume! Herrlich haben Sie das gesagt.

(Die Wirtin fangend:)

Sonnenblume! Und wann gibt er sich wieder die Ehre?

RITA:

Ja, das wissen die Götter. Oder vielleicht weiß es auch Ida.

(Ruft)

Ida! Idaa!

(Eine Weile herrscht Stille, dann antwortet eine träge Stimme:)

Nee, rennen kann ich nicht.

(Nach etlichen Sekunden erscheint die junge Köchin und begehrt zu wissen:)

Wo brennt es denn?

DER FUNKTIONÄR:

Doch in der Küche, Liebste!

IDA:

Oder auch in Ihrem Kopfe, wo ja ohnedies alles trocken liegt.

RITA:

Ida, weißt Du zufällig, wann der Ritter wieder erscheinen wird?

IDA:

Zufällig weiß ich es nicht. Anton hat nur gesagt, er kehre neuerdings hier ein, wenn es wieder Leberknödeln gäbe. Ob dann aber der Herr dabei sein wird, das hat er nicht verraten.

RITA:

Er wird schon nicht fehlen. Wann gibt's denn wieder Leberknödeln?

IDA:

Mittwochs, gnädiges Fräulein.

RITA:

Mittwochs? Aber heute ist doch Mittwoch!

IDA:

Natürlich, da es heute Leberknödeln gibt.

RITA:

Also wissen wir Bescheid. Ich danke, Ida.

IDA:

Schön, Fräulein Rita. Ich decke also im Gastzimmer?

RITA:

Wie immer, natürlich.

DER FUNKTIONÄR:

So, so, im Gastzimmer? Dem Herrn Ritter wird die Schankstube wohl nicht fein genug sein!

RITA:

Ich bitte Sie, ein Herr Ritter!

DER FUNKTIONÄR:

Ein Ritter! Daß ich nicht lache! Wenn Einer einen lahmen Gaul besteigt und gleich ein Ritter ist, so bin ich es mindestens dreimal schon gewesen. Allein er ist doch immer nur eines Gutsverwalters Sohn, der es zum Doktor, aber zu keiner Professur, zu drei mächtigen Schmökern über die sogenannte Renaissance des Rittertums, aber zu keinem Heller gebracht hat. Brot hat er keines, doch einen Reitknecht muß er halten, Ihr Herr Ritter! Wissen möchte ich, wovon er lebt.

RITA:

Der Diener? Na, der hat's wahrlich gut bei meiner Ida!

DER FUNKTIONÄR:

Gott, nein, ich meine den Herrn Ritter.

RITA:

Der lebt doch seinem Ideal, das ihn vielleicht ernährt.

DER FUNKTIONÄR:

So oder so, ich gratuliere zu Ihrer Eroberung. Vielleicht macht er Ihnen bald einen Antrag. Weshalb nicht? Frau Doktor klingt immerhin besser als Frau Unterbürochef.

RITA:

Oho, Herr Unterbürochef! Mir scheint, Sie haben doch ernstere Absichten?

DER FUNKTIONÄR:

Absichten, ja, und dazu zehntausend Franken Monatsgehalt.

RITA:

Das ist gewiß nicht übel, allein Sie müssen wissen, daß ich Ansprüche an das Leben stelle. Ich bin eine Frau meiner

Zeit und lasse mich nicht in die Küche einsperren. Zuerst und vor allem verlange ich ein schneidiges Auto.

(In einem jähen Wechsel ändern Raum und Umstände. Ein pfeifender Ton wird hörbar, ein Auto saust die Steigung hinan, auf dessen Höhe die beiden Reiter auftauchen.)

ANTON:

Herr, die rasende Maschine!

DER HERR:

Ruhig Blut, Anton! Wir werden auch dieses Ungeheuer zu bezwingen wissen.

ANTON:

Herr, es wird Sie überrennen!

DER HERR:

Mein Sohn, Du verkennst noch immer die Stärke des echten Rittertums. Vor ihm muß alles halten, was unedel ist und den Geruch des Gemeinen hinterläßt.

(Er reitet in die Mitte des Weges und ruft dem heranfahrenden Wagen entgegen:)

DER HERR:

Ich gebiete Dir, Du ratterndes Eisentier, halte an vor den Vertretern einer größeren Epoche, welche durch den Unverstand und die Unritterlichkeit einer unkultivierten Menschheit vergessen, aber nicht getötet werden konnte. Du kannst mir....

(Der Wagen hupt andauernd, sodaß die Worte im Lärm verklingen. Da hebt der Herr den Reisestock empor und hält ihn gebietend dem Auto zu. Dieses aber weicht aus und fährt vorbei. Eine Frauenstimme schreit:)

DIE FRAUENSTIMME:

Heilloser Lümmel, Sie!

(Das Pferd macht einen Satz und wirft den Reiter ab.)

DER HERR:

(über dem Niederstürzen:)

Pöbel!

DER DIENER:

Kommen Sie, Herr! Sie sehen, daß Sie nichts auszurichten vermögen. Denn mächtiger als Sie oder Ihr Pferd, ist das Auto.

DER HERR:

Anton, Anton, Kleingläubiger, Du! Ich sage Dir, daß das übelriechende Sauseding mir bereits hat ausweichen müssen. Und der Tag wird kommen, da es vor mir zurückweichen muß. Denn die Ritterlichkeit, siehst Du, wird alles Niedere überwinden. Laßt uns weiterreiten.

(Nach einer Weile langen sie vor dem Gasthause an, das allein an der Kreuzung zweier Verkehrsstraßen liegt. Der Herr betritt das Gastzimmer, der Diener dagegen die Küche.)

ANTON:

(In die Töpfe guckend:)

Leberknödel! Liebste, Du!

(Er umarmt die Köchin flüchtig und befiehlt)

Melde Deiner Herrin, daß der Herr soeben angekommen ist.

IDA:

(Im Herrenzimmer meldend:)

Der Anton ist .... Eh .... Der Herr Ritter ist da!

DER FUNKTIONÄR:

Sieh mal an! Der Herr Ritter hat sich eingefunden.

RITA:

(Vor dem Spiegel sich die Haare zurechtkämmend.)

Ich komme sofort.

(Sie betritt das Gastzimmer und nickt dem Reiter lächelnd zu:)

Ach, guten Tag, Herr Doktor!

DER HERR:

Seid mir gegrüßt, vielholde Frau! Herrlicher als der Glanz der Himmelsleuchte um die Mittagsstunde ist die Sonne Ihres Antlitzes. In Ihrer Nähe blüht meine Seele auf, und mein Herz möchte singen unter der Nachwirkung Ihres erglühenden Blickes. Wie die Blume lechzt nach dem wohltätigen Tau, so....

RITA:

....Ihre Zunge nach einem spritzigen Trank, nicht wahr?

DER HERR:

Wie Sie mich, hochedle Frau, verkennen! Vor Ihnen schweigt doch jeder Wunsch nach den gemeinen Dingen; alles will empor ins Höhere, und mein Geist....

(In der Küche sitzt Anton am Tische und verzehrt mit Eifer sein Lieblingsgericht.)

ANTON:

....wird so weit wie dieser Leberknödelhügel. Wie ist das schön und mächtig gewölbt! So stelle ich mir den Himmel vor!

IDA:

Den Himmel? Wo aber sind die Sterne?

ANTON:

Sterne? Ja, die Sterne! Siehst Du, die Sterne, das müßte ein perlender Wein in kristallenen Gläsern sein. Aber Wein und Gläser habt Ihr wohl nicht?

IDA:

Wieso nicht? Sieh mal her!

ANTON:

Herrlich! Ei, wie das funkelt! Danke sehr.

(Er trinkt, atmet auf und ruft:)

Ach, wie ich Dich liebe!

IDA:

Mich?

ANTON:

Ja, Dich auch! Ich muß da übrigens an meinen Herrn und Meister denken, der jetzt Deiner Herrin einen hübschen Antrag machen wird. Glaubst Du, daß er günstig....?

IDA:

Ja, das weiß ich nicht. Der Herr Ritter ist kein übler Mann, allein er ist nicht nach meinem Geschmack.

ANTON:

So, so! Nicht nach Deinem Geschmack? Und was ist denn Dein Geschmack? Etwa ein Briefträger?

IDA:

Ein Briefträger wär nicht übel. Ein Verwalter aber könnte mir noch besser gefallen.

ANTON:

Ein Verwalter? Warum ausgerechnet ein Verwalter?

IDA:

Weshalb ausgerechnet kein Verwalter? Ein Verwalter, das gefällt mir so.

ANTON:

Ich bin nun leider kein Verwalter, doch hoffe ich, daß..

(Im Gastzimmer kniet der Herr vor der lachenden Wirtin und ruft:)

DER HERR:

....Sie meine Herzensflamme nicht auslöschen werden. Wenn ich des großen Walter wortbeschwingte Zunge hätte, so würde ich in feingezählten Jamben jetzt die Glut meines Innern offenbaren und sie hinüberschlagen lassen in Ihr eigenes goldenes Herz.

RITA:

Warum so komisch, Herr Doktor? Wenn ich Sie recht verstanden habe, möchten Sie mich zu Ihrer Frau machen?

DER HERR:

Daß Sie nicht nur den Sinn meiner Worte, sondern auch die Sprache meiner Seele erfassen, weiß ich wohl. O, zusammen mit Ihnen, Hand in Hand, ja Herz im Herzen über die blumenreiche Lebenswiese wandeln und von Zeit zu Zeit mit erschauernder Seele....

(In der Küche dringt Anton auf Ida ein und gesteht:)

DER DIENER:

....an die wunderbaren Leberknödeln zu denken, die Du so götterlich zuzubereiten verstehst. Wäre es nicht herrlich, wenn Du..?

IDA:

Weg da! Nein, so rasch....

DER DIENER:

Was hast Du nur? Komm, ich will....

(Er will nach der Köchin fassen, sie aber ergreift einen Eimer mit Wasser und gießt ihn über den verdutzten Diener aus. Dann verschwindet sie lachend. In dem Augenblick ertönt aus dem Gästezimmer ein ähnliches Lachen. Anton lauscht, rafft sich zusammen und tritt triefend auf den Gang hinaus, wo er mit dem Herrn zusammentrifft, welcher sich in derselben Verfassung befindet. Wortlos blicken sich die beiden an, dann erstrebt der Herr vor dem Diener das Freie und besteigt das Pferd. Mit einem Male tupft der Herr an Antons Kleid und fragt:)

DER HERR:

Anton, glaubst Du nicht, daß es regnet?

DER DIENER:

(tupft das Kleid des Herrn ab und erwidert:)

Ja, ich glaube, daß es regnet.

DER HERR:

Und die Menschen sagen, die Sonne schiene über Tal und Berg.

DER DIENER:

So irren halt, die Menschen, Herr.

DER HERR:

Die Menschen irren immer, Anton, merk es Dir! Die Menschen sind Gottes großer Irrtum, welcher heute Auto fährt. Die Menschen lachen, wenn es zum Weinen ist. Die Menschen rasen, wenn es zum Verweilen schön ist. Die Menschen haben bei ihren Motoren den Sinn für jede Ritterlichkeit verloren. Die Wahrheit hingegen, lieber Freund, sitzt hoch zu Roß und wird sich doch die schönere Welt erreiten. Wir sind berufen, sie hinauszutragen in das sinn- und ziellos gemachte Leben. Komm, unsere Aufgabe ruft. Und ferne ruft auch Marietta! Leih mir den Schirm, bis uns die Sonne wieder lacht!

(Er spannt den Regenschirm auf und überdacht sich. Mühsam und rappelig traben die Reittiere davon, bis sie im Dunste des aufsteigenden Abends verschwinden.)

Dialog

über Kunst und moderne Malerei

I.

DER MALER:

Von dir stammt das peinliche Wort, der Maler unserer Tage habe oft, wenn nicht zu oft, die wachsende Wildheit der Atomzertrümmerer in einer form- und liniensprengenden Manier, deren Sinnlosigkeit nicht mehr zu überbieten sei, bunt und grell zum Ausdruck gebracht.

Ich habe, um mich von der Realität der ungeheuerlichen Anklage zu überzeugen, die in einem solchen Satze gegen unser Streben ausgesprochen wird von einem Menschen, der in artibus als Freund, in litteris als Mitschöpfer doch die Liebe zu den Werken kreatorischer Kollegen zum Gesetze der Gesetze hat erheben wollen, drei- und mehrmals das Geschriebene überprüft, den Sinn der Aussagen abgetastet, um am Ende immer in derselben Enttäuschung ja, in der gleichen Erschütterung den Glauben an deine Ehrlichkeit im Ausdruck zu verlieren.

Bitte, nein, es kann nicht meine Absicht sein wollen, dich im Herzen oder gar im Geiste zu verletzen, damit du, als Verwundeter, dein Urteil zurücknähmest und, nach einer vertiefteren Einschau in die Gestaltungen unseres Willens wie ins Wollen unserer Darstellungen, selbst das Befremdende in allen neuen Malereien als ein Element der künstlerischen Zeitdeutung verstündest. Du bist nicht nur ein aneifernder Begleiter des Mannes gewesen, der dich hier so voller Aufregung überfällt, sondern auch, in den besseren Jahren des Vorkrieges, ein offener, was sage ich, ein öffentlicher Förderer des Artistenstandes in der Heimat. Etwas hat sich inzwischen gewandelt und etwas hat dich selber so verändert, daß dein Wohlwollen plötzlich als das

Gegenteil uns zukommt, während deine Entschlossenheit mit einem Male hin ist und in einem wachsenden Unverständnis die Taten von damals zu verleugnen sucht. Das hat mich anfangs, bei der ersten Feststellung, in der Seele geschmerzt und dann, als die Symptome deiner Feindschaft sich mehrten, im Herzen betrübt. Nun aber, nach dem großen Ausfall deiner Feder, der in der eigenen Künstlerehre mich getroffen hat, bin ich, mit vielen andern Kameraden, stutzig geworden und zur Überzeugung gelangt, daß an deinem negativen Einsatz nicht ein Vergehen auf unserer, sondern ein Mangel auf deiner Seite schuld ist.

Du hast nicht Schritt halten können mit den Schaffenden, die aus dem Sturm der Gegenwart die Lust, die Kraft, die Form und auch die Idee zu ihren Werken schöpfen, dein kontemplatives Temperament hat dich auf den Ruhebänken einer überholten Ästhetik festgehalten, und seit mehr als sechzig Monaten schreitest du bedachtsam, aber außerhalb der Masse, die wir aus Gesinnung und Erkenntnis gebildet haben, hinter unserer Jagd einher. Es fehlt dir nun, verzeih mir diese Offenheit, die Voraussetzung der ersten Fähigkeit, die uns begreifen könnte: die Klarheit aus dem Mittendrin oder zum mindesten aus dem Mitdabeisein!

Als wir, beschwingter in der Entwicklung und rascher in der Umstellung als du selber, dich unverhofft verließen, gingst du uns verloren. Vielleicht ist die Schärfe im Ton der Stimme, die du heute hören läßest, Ausdruck deiner Erbitterung gegen die Eiligeren, wenn der Gifthauch im Atem deiner Sprache schon das Auswehen der Verachtung sein möchte, die uns zu erniedrigen trachtet, da du nicht länger uns erhöhen darfst.

Ich leide an der Härte, die zum Kleide meines Vorwurfs geworden ist, aber deine unziemliche Anschuldigung fordert meine gerechte Empörung und damit meine energische Widerrede heraus.

DER DICHTER:

Und ich leide, dich also leiden zu sehen. Allein ich nehme sofort den oratorischen Zweikampf an, entzückt schon von der Aussicht, in einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung, die wahrscheinlich ausmünden wird im Zueinanderstellen zweier Leidenschaften, jene Enthüllung des Gefühls und der Gedanken vorzunehmen, aus denen meine Feindschaft, wie du sagst, zu deiner Kunst und eurer Malerei herausgewachsen ist.

Ich gestehe dir in diesem Streite jedes Wort, sogar das schärfste zu, sofern es Kind der wirklichen Überzeugung und nicht Afterwesen zur Tarnung deiner Überraschung, deiner Bestürzung oder deiner Beschämung ist. Ich selber werde mir die gleichen Freiheiten erlauben, weil es sich hier — und damit möchte ich beginnen — um das herrlichste Geschenk der Freiheit handelt, nämlich um die wahre Kunst, die ist und bleiben wird das strahlendste Zeichen menschlicher Vollendung, wenn sie wirklich, im Ersten wie im Letzten, von Anfang bis zu Ende, auf den Gründen der Wahrheit stehen und aus ihnen emporwachsen wird in die Fülle des Lichtes, als die wir immerdar die Schönheit preisen.

DER MALER:

Ich sehe schon, wohin du steuerst. Nicht im Zirkel dessen zu bleiben, was wir als unser Sonderreich gegen sämtliche Gebiete, selbst verwandter Schöpferdisziplinen, abgrenzen, ist dein Bemühen, sondern gleich beim Anbeginn der Aussprache den Grund zu meiden, auf dem ich, meiner Stärke eingedenk und schon des Sieges sicher, das Fachliche in kühler Sachlichkeit beleuchten lassen möchte.

Du willst es anders, o, ich verstehe deine Hast, der Mitte des Problemes fernzubleiben, wo doch allein die Zuständlichkeiten meiner Gestaltung nach den Umständen des Wirkens wie nach der Wirksamkeit des bevorzugten Genres beurteilt werden können. Es ist deine Absicht, aus der Tiefe der Faktenbetrachtung in die höhere Höhe der

Abstrakta zu steigen und von obenher mein Schaffen den Erleuchtungen deiner eigenen Kunstgattung auszuliefern. Wenn deine technischen Vorkenntnisse nicht zureichen, flüchtest du mit allen Waffen der Dialektik in die Philosophie und stehst, gepanzert bald und bald unnahbar, aber immer überlegen scheinend, vor der Simplizität des Widersachers, der nicht deiner, sondern seiner Liebe hatte ergeben sein wollen. Ich stelle mich und biete dir die Stirn; du wendest dich und fällst mir in den Rücken. Bleiben wir bei dem, was uns vereint hat, um uns zu entzweien, bleiben wir beim Thema!

DER DICHTER:

Wir tun es dadurch, daß wir uns dahin begeben. Denn das Thema ist von dir in eine Ferne geschoben worden, die von uns eine Annäherung nach den Gesetzen der Bedachtsamkeit und des Bedenkens fordert. Etappen kennzeichnen unsern Gang zum Ziele. Eine von ihnen, die erste und zugleich die wichtigste, heißt Philosophie, und wir werden ihr nicht entrinnen können. Sie ist, in allen Toren zur Erkenntnis, der offene Raum, durch den wir schreiten müssen. Es mag wohl mühsam scheinen, ihren seltsamen Forderungen nachzugeben, um dann auch den seltsameren Pfaden nachzugehen, die sie weist. Doch wir wollen, wenn das Größte in der menschlichen Existenz zur Deutung steht, nichts übersehen und nichts vergessen von dem, was uns zu helfen vermöchte.

Bringt uns die Philosophie ein Stücklein weiter, so werfen wir uns der Philosophie an die Hand! Führt uns die Geschichte besser, so habe uns, noch inniger als die der Gegenwart, die Stromwucht der Vergangenheit! Ich kann zum demütigsten Diener jeder inneren und verinnerlichenden Macht werden, welche in dieser wie in jeder andern Frage mir zu geistigen Diensten ist.

In den Bereichen der Kunst und ihrer Gnaden bin ich ohne Schwanken, — hier kann nur sie und kann am Ende

bestenfalls die Theologie die letzten Unterscheidungen erlauben.

DER MALER:

Nein, ich widerspreche vor dem Abmarsch: Tummelplatz deiner Überlegungen sei die moderne Malerei, da laß sie tanzen! Habe ich dich gestellt, um dich zu fangen, so werde ich dir auch die Möglichkeit verstellen, eine Flucht in Regionen, wo ich Fremdling bin, zu wagen und durch rhetorische Finten gelingen zu lassen.

Wir haben uns auf jenes Kräftemessen geeinigt, das deine Theorie an meiner eigenen erproben wollte.

DER DICHTER:

Gut. Ich beuge mich vor deiner Unbeugsamkeit und bin dennoch der festen Überzeugung, daß wir, eher als du denkst und rascher als du befürchtest, in jene Richtung werden abgedrängt worden sein, nach der ich hatte ausziehen wollen, um in der denkerischen Ordnung aller Untersuchungen zu bleiben.

Schon dein letztes Wort gibt mir Gelegenheit, den Kampf nach meiner Art fortzuführen und sofort mit einem Zweifel deine Sicherheit zu erschüttern. Du hattest glauben lassen, Kunst, nein KUNST, in Majuskeln ausgesprochen, sei dein Besitztum und in ihr sei deine Seele und dein Geist daheim, nicht anderswo, nicht etwa in einer Meinung oder in einer, eben deiner Philosophie, doch schon verrätst du dich im Eingeständnis, du habest eine Theorie, von der ich wohl denken darf, was du von meiner eigenen denkst.

Sobald wir nämlich die wunderbare Voraussetzung der Kunst, die Gnade, vernachlässigen, um nur Doktrinen gelten zu lassen, so hast du mir in artibus, außer einer handwerklichen Fixigkeit, nicht allzuviel voraus. Du leugnest a priori mein Verständnis; ich nehme deines als naturgegeben an und stelle nur die Gültigkeit deiner sogenann-

ten Theorie in Frage. Das ist meine Art, die Gründigkeit und die Begründung alles Seienden festzustellen: indem ich sie zuerst in Frage stelle! Und also frage ich auch hier: ist nicht das der Fehler, daß bei uns die meisten Kunsttätigen viel eher eine Theorie der Kunst als diese selber haben?

Das ist mein Thema jetzt, für eine Weile wenigstens, das ich gleich einzuleiten wünsche mit der Aussage, daß, wenn die Theorie eines Kunsttätigen falsch ist — und das wird sie meistens sein bei Denen, die nach den Bestimmungen einer strengen Lehre eigener Erfindung schaffen möchten — es um der Kunst willen besser wäre, sie bündelten Schweinsborsten und klebten Farbenetiketten.

DER MALER:

Ja, das i s t deine Art, zu diskutieren: hat der Partner sich, im Eifer für die gute Sache, die er ernsten Sinnes zu verteidigen gedenkt, enthüllt, erklärt und ausgeliefert jedem Gegenschlage, so greifst du unverhofft zu jenen Waffen, die, als deine anerkannten Gaben, wohl am tiefsten in die Seele eingehen und sogar im Geiste am nachhaltigsten zu verletzen pflegen. Du wirst ironisch, nein, du wirst sarkastisch, übersteigerst eine Beiläufigkeit in der geraden Aussage deines Gegners, stellst das Aufgebauschte als das Zentrum des Gespräches vor und bettest alles in die widerchristlichste der ätzenden Substanzen. Du fängst zu spötteln an, verwandelst dich im Wandel der Idee und forderst, als Satiriker, Beachtung für den blitzenden Ausdruck, der, wie eben, deine Verachtung für die Schaffenden entlarvt.

DER DICHTER:

Das, mein Lieber, ist schon, ohne die Zugabe des aufheiternden Elementes, als welches immer noch die Ironie, diese verkümmerte Schwester des Humors, zu gelten hat, in sieben halben Sätzen eine furchtbare Anklage wider mich und meine Weltanschauung und ist zugleich, in

deinem eigenen Munde, ein Beweis für den fundamentalen Irrtum in der allzurasch dahingeworfenen Behauptung, die Satire sei ein Donum, ein Geschenk doch wohl des Himmels, und dennoch die strahlende Versündigung an den Forderungen meines Glaubens.

Ich gebe gerne zu, daß, im Fühlen dessen, der die Spitzen ihrer Ausschleuderungen wie die Spritzen ihrer Bitterkeiten an und in sich trägt, unmöglich scheinen mag, die Furchtbarkeit der höhnenden Attacke mit dem ewigen Gesetz der Liebe in einen vollkommenen Einklang gebracht zu sehen, allein ich möchte doch bedenken lassen, daß die natürliche Regung der Ironie und ihrer Steigerung als Gabe, wie du sagtest, nicht des Teufels sein kann, da der Teufel ja nichts Wesentliches zur Bereicherung des gotterschaffenen Menschen beiträgt, und also auch im Einsatz, im Gebrauche, in der guten Wirkung, in der schärferen Beleuchtung der entwusteten Wahrheit nämlich, nicht der Christlichkeit meiner Haltung a priori widersprechen kann. Die Züchtigung ist niemals Ausdruck eines Hasses, sondern schmerzliche Betätigung der Liebe, die der Zucht, im Handeln hier und dort im Denken, zu den äußersten Ehren verhelfen möchte.

An meinen härteren Worten erkennst du, daß ich dich und deine Freunde verachte! Ich aber sage dir, daß sie nichts anderes als die Höherachtung euerer Kunst zum Ziele haben.

DER MALER:

Ich will, bis ich an einem frecheren Beispiel deiner Angriffslaune eine solche Dialektik widerlegen kann, das Wort als Zeichen der Versöhnlichkeit zur Sicherung und zur Fortsetzung des Zwiegespräches gelten lassen, um dann stracks, nach dieser weiten Abschweifung, zu unserm eigentlichen Thema zurückzukehren.

Deine These ist, der Maler habe Schöpfer, nichts als Schöpfer zu sein, und das Bemühen, auch als Theoretiker

das Wesen seiner Kunst in einer wissenschaftlicher Weise zu erfassen, mache ihn unfruchtbar und erlaube —

DER DICHTER:

Erlaube, daß ich unterbreche, noch bevor dein Wort mir zugesprochen hat, was ich dann mühsam wieder leugnen müßte! Wir wollen lieber vorsichtig in der Wiedergabe dessen sein, was Gegensatz zu unserer eigenen Meinung ist, damit die leichteste Entstellung von Gedanken und Empfindungen nicht gleich die stärksten Stellungen des Partners untergrabe!

Zuerst und überhaupt: die kleine Digression um die Bedeutung der Satire in den rednerischen Kämpfen hat ihren prinzipiellen Wert gehabt. Es wird gut sein, das im Anfang festgelegt zu haben, um die Möglichkeit dieser fesselnden und weitdrängenden Gesprächsführung abzustecken und auch dieses aufpeitschende Mittel auf den Wegen zur Erkenntnis einzusetzen. Gebrauche es, sofern es deine Gabe ist, und sei bereit, auch meinen Erwiderungen dann und wann die Schwungkraft eines Lachens zuzugestehn.

Doch möge selbst mein Hohn dir alle Sinne der Gerechtigkeit erhalten! Meine These ist nicht: der kreatorische Mensch könne kaum ein Kritiker seines Schaffens sein, meine These ist auch nicht: ein guter Kritiker habe von Natur aus nicht die Gnade, selber schöpferisch zu wirken, sondern meine These ist, daß jeder Mann, der erst die Theorie der Kunst, wie er sie sieht, erfindet, um dann, nach den Regeln eines starren Schemas, als Gestalter in Erscheinung zu treten, durchwegs dilettantenhaft zu wirken pflegt, weil ihm zum einen oder zum andern, vielleicht zum einen und zum andern, die Gnade fehlen wird. Denn das Erste ist, wir wollen das nicht vergessen, die Gnade, hier und dort und immer wieder, es geht nicht ohne sie, und alle Kunst ist ihrer Tat allein.

Über das aber wollen wir uns klar sein, jetzt und fürderhin, daß die Doppelbegabungen große Ausnahmen sind, daß

man wohl die Gnade zur Schöpfung im höchsten Maße und daneben eine unbändige Liebe zum ausdeutenden Nachschaffen haben kann, daß aber diese Liebe selten die Fülle der zweiten Gnade, weil in der Regel Widerschock der ersten ist. Das gilt für mich und gilt für dich. Mit einem gesunden Zweifel an unserm zweifachen Besitztum wollen wir weiterschreiten. Denn es ist besser zu zweifeln, alsdaß wir uns des eigenen Könnens überhöben, um dadurch weder uns noch unserer Kunst zu dienen.

DER MALER:

Ich möchte nun wirklich satirisch werden und dein Bemühen, unsere Malergilde als eine Sammlung spintisierender Wesen zu betrachten, denen der trivial gewordene Ernst des Lebens etwas Muße zur Belästigung der Musen zugestanden habe, als eine Tätigkeit, wenn nicht schon eine Tat deiner geheim gehaltenen Verrufungsabsichten also anprangern, wie sie das verdiente. Nur der Ernst, mit dem ich, ohne Unterlaß, mein Ringen um den reifsten Ausdruck innerer Gesichte in der vollendeten Wiedergabe aller Ängste und Bekümmerungen, jeder Not und jeder Sehnsucht bedenke, untersagt mir die Anwendung eines Tones, der die Ehrlichkeit unsers Willens mehr in Frage stellte als bejahte und vielleicht nicht scharf genug das Totale in unserer Hingabe gegenüber dem akzessorischen Betrieb der Weekendmaler zu erfassen erlaubte.

DER DICHTER:

Ich bedauere die Verhaltung dieses kaustischen Ausflusses, der mir, wenn im rechten Maße strömend, auch die stärkste Verhöhnung unserer prämiierten und sich selber endlos prämiierenden Liebhabergestalter ermöglicht hätte. Denn es gibt, obschon die Kunst doch jedenfalls die Ausgeburt der Liebe ist, hienieden keine Macht, die tödlicher als die Lebendigkeit der braven Mittelmäßigkeiten auf die natürlichen und also gesunden Empfindungen des Volkes einzuwirken vermöchten und, in der merkantilen Ausbeu-

tung einer Unerfahrenheit, die nicht die Grenzen zwischen Echt und Unecht, zwischen reiner Würzigkeit und süßlicher Verpantschung, zwischen Widerkitsch und Überkitsch zu ziehen weiß, erschreckender als jede gute Meinung aller honesten Auch- und Mit- und Nebenkünstler im weiten Reiche des Geschmacks zu wüten verstände. Merkwürdigerweise beruft sich diese, deinem Beispiel folgend, auf die Güte ihres Willens, und ich darf nicht einmal, weder da noch hier, am Ernste dieser doppelten Beschwörung zweifeln. Das Übermaß an Ernst bringt mich zum Lachen. Nein, Verzeihung! Es brächte mich gewiß zum Lachen, wenn mir nicht bewußt wäre, daß ihr beide in der Wahrheit seid, freilich auf verschiedenen Stufen, da die Wahrheit, gleich dem Geiste, eine ganz gewaltige Landschaft ist mit unübersehbaren Steigungen, die oben in der höchsten Intensität verlaufen. Begnügt der Dilettant sich unten mit dem Wissen, daß er eben drinnen sei, so möchtest du, ich weiß, dem Gipfel immer näher kommen, um aus der Fülle auch dieser Forderung, weil immer, überall und atemselig aus der ganzen Fülle, zu gestalten. Allein ihr beruft euch beide, trotz der Unterscheidung in den Höhentrieben und trotz den Unterschieden in den Beigaben der Berufung, auf die gleiche Unerschütterlichkeit des lauteren Willens. Das enttäuscht mich, und ich packe hier dich unerbittlich, um mit Gewalt dich deiner eigenen Größe zu erschließen. Denn nicht im guten, nicht im besseren und auch nicht im besten Willen ist das Schöpferische daheim, es mag darin der Stolz, der Hochmut oder eine ähnlich eingemummte Leere hausen, doch nie die kreatorische Fähigkeit, weil die, Geheimnis immerdar und nicht zu greifende, wenn auch ergreifende und hebende, erschütternde und überwältigende Unbegreiflichkeit, aus der Gnade, einzig aus der höheren Eingebung kommt.
Niemals wird sie eine Funktion des Menschen oder gar die Manifestation einer körperlichen Gegebenheit sein können, denn sie ist nicht da, sie wohnt dem Kopf, dem Herzen oder der Seele ja nicht inne, nein sie kommt, geschickt von

einer Liebe, gezogen auch von einem Dufte der Bereitschaft, immer weht sie her als Gnade, kommt, wie eine Biene zu den Staubgefäßen der erschlossenen Blume, rührt die eingeborenen Dinge an, und dann, erst dann ist auch der Wille aufgerufen, das Seine, nun das Seine ganz zu tun. Denn er, der große, o der größte Wirker nach der Gnade, ist der unermüdliche Wälzer, der das Geschenkte seinen höheren Bestimmungen entgegenrollt. Und dort, wo er die Norm der durchschnittlichen Regsamkeit beharrlich überschreitet, reißt er der Gnade Weltentore auf und läßt das Größte sich in Wucht vollenden: das Genie!

DER MALER:

Nun habe ich, vor allen andern Kenntnissen, erkannt, daß man Geduld, Geduld und siebenmal Geduld haben müße, um das gesteckte Ziel mit dir auch nur von ferne zu betrachten. Allein ich brenne darauf, den Dingen an den Pelz zu greifen, die am Eingang unseres Streites herüberglühten. Du gehst im Kreise um die Mitte, welche unser Thema ist. Kommen wir ihm endlich näher! Ich setze, was du willst, voraus, um nur die Auseinandersetzung um das Eigentliche zu beginnen. Oder sprichst du mir, obschon die Anerkennung meiner Begabung dir nicht sonderliche Schwierigkeiten zu bereiten scheint, das rechte Maß Vernunft zur Fassung und Erfassung deiner Selbstverständlichkeiten ab?

DER DICHTER:

Nichts abzusprechen, ist mein Wunsch, mich aus- und so vielleicht dich anzusprechen, meine Aufgabe. Des Ewigen Einfall in das Zeitliche, als welchen ich den Wellengang der Gnade zu begreifen mich erkühne, in den feinsten Schauern, in der innersten Erschauerung des Auserwählten festzustellen, das, ich meine, will zum mindesten, verlangt erneut und fordert immer wieder Zeit. Wir schreiten bedächtig um eine Mitte, ja! Die Mitte zieht uns an, sie lockt und läßt uns nicht, bis wir, im rechten

Abstand nur, erstaunt zuerst und dann erbebend, dieses Zentrum als das Mittenziel der ersten wie der letzten Dinge erfühlt haben. Es geht um nichts anderes als um dieses Einzige, auch wenn wir um alles Andere zu gehen und das Notwendigste zu umgehen scheinen.

Setzest du voraus, was du willst, so setze ich zurecht, wie es von Anfang her gewollt ist. Ich bejahe demnach deine Vernunft und verneine zugleich, daß sie die Quelle deiner Kunst sei.

Muß ich denn dauernd, trotz der heftig gegen mich erhobenen Anklage, feindlicher Verkleinerer der Malerei zu sein, die wahre Schöpfung gegen einen wahrhaftigen Schöpfer in Schutz nehmen, die verborgenen Herrlichkeiten jeder Werkwerdung offenbaren und am Ende, schon erschöpft vom Spiel des Klärens und Erklärens, selbst die tiefsten Unterlagen eueres Seins ins Licht des Tages heben? Ach, was tue ich nicht alles, um die Kunst als divinatio und mehr erscheinen und die Träger als die Erstgeliebten der divinitas verehren zu lassen!

Der Verstand an sich ist eine unendliche Gabe, die sich leider täglich nun, wenn nicht gar stündlich am Unendlichen, welches er nicht ganz begreifen kann, im Frevel seiner Selbstvergöttlichung vergreift, allein die Kunst ist mehr als sein Erzeugnis. Denn sie ist, vor jedem Werk, ein blitzhafter Akt oder ein müheloses, aber jahrelanges Werden der Empfängnis, die dem innigsten Hauche des Menschlichen ein unwägbares Teil der Seligkeit vermählt und aus der Vereinigung die geistgewordene Einheit hervorbringt, vor welcher sich die Ganzheit des Betrachters, also Geist und Herz und Seele, in der höchsten Begeisterung verneigt. Ihre Wirkung läßt sich nur im Bilde aussprechen: sie stößt ein Fenster auf und gibt den Blick in Überwelten frei!

Ihr Wesen ist der Ausblick aus den Zeiten, der sich, in der Schau, zum Einblick wandelt in die Zeitenlosigkeit.

DER MALER:

Du hast dich ausgesprochen, ich aber muß nun Atem schöpfen. Hatten wir nicht gemeinsam einen Punkt gewinnen wollen, der uns die schärfste Überprüfung der modernen Malerei ermöglicht hätte? Und nun verlierst du dich und mich und unsere Absicht in der Wirrnis philosophischer Erörterungen! Statt fortzuschreiten, kehrst du an den Abgangsort des Dialogs zurück — und hast dich doch inzwischen ins Gebiet der Theologie erhoben, um da feierlich zu verkünden, meines Treibens sei, fast unbewußt, allabendlich den letzten Transzendenzzöllnern Tribut zu zahlen.

DER DICHTER:

Ich möchte, nicht einmal im grimmigsten Humor, das Bild gebraucht haben, das einen geraden Gedanken derart schief zum Ausdruck bringt. Doch hast du gut empfunden, was ich dir sagen will: jawohl, die Kunst hat ihren Nähr- und Wurzelgrund im transzendierten Können, wie uns die Philosophen bedeuten würden. Die Idee hingegen, die mir aufstößt, sobald ich sie betrachte, kommt aus dem natürlichen Erkennen. Zwischen dort und hier verläuft ein Abgrund, aber hier und dort kann Einer stehen, der die Ars in ihrer Seele ausgespürt, erforscht, geliebt und voller Lust für alle Erdenzeiten umarmt hat. Drüben hebet an und vollendet sich alles in der Gnade — nein, ich komme niemals los von ihr — und hüben beginnt und endet alles in der Philosophie, die wohl auch im Wesentlichen gesegnet ist, doch keineswegs das Mysterium von innenher, in der genauen Temperierung des Einwohners, in der warmen Gläubigkeit des Innegewordenen, im festen Glauben des Eingeweihten, nach außen kehren, und das heißt: im Werke sicht- und fühlbar machen kann.

DER MALER:

Ich beginne jäh zu ahnen, wo du hinwillst, und die Furcht, die mich befällt, erkühnt sich, noch in Angst vorm

Eingeständnis vor sich selber, deinen bedrohlichen Schlußfolgerungen zu widersprechen, noch ehe sie ausgesprochen worden sind. Du willst doch nicht behaupten, daß die Kunst im Letzten —

DER DICHTER:

Doch, ich will und werde es, weil es mich zwingt. Kunst, die stehen und bestehen wird, ist Spiegelung der anima naturaliter religiosa, die weiß, wo das Gute liegt, von wo die Schönheit leuchtet und was die Wahrheit wert ist. Der Künstler: ein demütiger, ergebener und hingegebener Knecht der steten Macht, die, innerlicher als er selber, in ihm sich rührt, ihn aufrührt, bis er sie nach außenhin entläßt, damit sie dort die Fühlenden und Sichtigen rühre. Das ist mein Thema nun. Von ihm aus läßt sich alles klären.

DER MALER:

So hat es endlich eingeschlagen! Ich werde dann erst deiner Verehrung sicher sein, wenn ich zuvor als Kirchengänger und als Kirchensänger mir einen Namen werde erobert haben. Es war ja, bei deiner Konstitution, ein gewisser Endeklat zu erwarten, allein auf ein solches Finale bin ich doch nicht gefaßt gewesen. Die Kunst- als illustrierte Kirchengeschichte, zu lesen als das schönere Brevier! Welch ein zügiger Gedanke!

DER DICHTER:

Wahrlich, gut geht dir die Ironie vom Munde! Du lernst im Lehren, und mich selber zwingt die Auseinandersetzung, Schritt um Schritt zu neuen Reichen vorzudringen, wo das Gewußte weiter, das Gefühlte bestimmter und das Geahnte farbenreicher wird. In der besonderen Beleuchtung des Augenblicks entpuppt sich manche Stimmung von gestern als die vorausempfundene Beigabe einer Erkenntnis, die mich innerlich entriegelt. Die Größe dieses Vorgangs läßt den eigenen Spott, der hinter meinen Lippen lauert, herzhinab versintern.

Ich bin nur Ernst, der vor der Wahrheit niederfällt, um in der Demut zu wachsen. So entkräfte ich deinen Einwurf durch die entbitternde Fähigkeit meiner Replik. Hunderte — oder sind es Tausende? — liegen vor der Gottheit auf den Knien, in den einfachsten Kapellen wie in den herrlichsten Kathedralen, und sind der Ewigkeit in alldem ausgeliefert, was sie zu Menschen und zu Kunstversehrten macht, ohne jemals, nach der Anrufung des Himmels, Hand und Herz zur Ausgestaltung einer Kreation zu haben. Wohl erleiden sie die Macht der Kunst, doch niemals wird die geliebte sichtbar werden als Erlittenheit im fertigen Werke. Denn es fehlt ihnen die Gnade, diese heimliche Gewalt, die nicht nur die Natur des Beschenkten, sondern auch das Sein des Schenkers mit sämtlichen Attributen des Unendlichen voraussetzt.
Aber Tausende — oder sind es Hunderte nur? — sehen die Heiligtümer des Herrn erst dann von innen, wenn eine Meisterschöpfung an den Wänden, in den Mauern, aus Holz und Stein sie lockt, für eine Weile vor den roten Ampeln der Bewunderung und ihr allein zu leben. Sie, die scheinbar Gott entfallen sind, obschon der Ewige dauernd mit der Gnade, welche Er wohl auch zu Seiner Peitsche macht, in ihre tiefere Erinnerung einschlägt, haben, ob sie es wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht, den allzeit wachen Sensus für die geringsten Regungen des Außerweltlichen.
Dieser nennt es, wenn er's deuten muß, die Sehnsucht nach dem Wunderbaren, Jener, der im gewöhnlichen Lichte, welches ist der müde Schimmer des Gewöhnlichen, plötzlich einen Beiglanz andern ferneren Quellen entfließen sieht, erklärt, er fühle sich dem Rufe des Geheimnisvollen hinter den Dingen hingegeben, und der Dritte sagt, sein Drang, sein Trieb, sein Hang und seine Schaffensfreude hießen ihn der Wahrheit, immer nur der Wahrheit klare Bilder mythischer und mystischer Gewalt erfinden.
Erfindung! Nein, es ist, in allen Regionen schöpferischen Daheimseins oder langenden Vagierens, sehnsüchtiger Er-

wartung oder zweifelvoller Selbstzerquälung, ein Fund, ein blindes Haschen nach dem Ausgeworfenen, ach, ein ernstes, fast ein heiliges Spiel mit Dem, der das Genie erschaffen hat, damit es bis zum Ende weiterschöpfe.

DER MALER:

Man merkt in Allem, was du sagst, im Tone, den du steigerst, wie im Jubel, den du kaum verhältst, daß hier ein Dichter sich vom Worte, das an seinen Stichen anschwillt, haltlos dahintreiben läßt. Ich aber bin, sobald die Sprache zur alleinigen Verkünderin meines Denkens wird, der nüchternste Geselle Gottes, der nur vorgestellt werden kann. Meine Sätze möchten wohl dem Geiste geben, was dem Geiste gehört, doch ohne trunken vor Begeisterung zu werden.

So sehr mich deine schöpferische Lust im Banne unserer Sonderkunst beglücken mag, so nachhaltig will ich unsere Wirklichkeit geachtet und beachtet wissen. Deine Deutung fesselt, doch sie übertreibt. Du blickst in unserer Richtung, doch du über-siehst uns, da du über uns nach oben schaust. Wir stehen, Freund, mit beiden Füßen, die in Fleisch und Knochen mehr als Blut und Mark zu tragen haben, auf der Erde. Was unsere Hände greifen, möchte unser Pinsel begreifen. Wir interessieren uns, in Farben, wenn du willst, für das, was Hülle hat. Die Schleier fallen lassen! Das ist unser Ziel.

DER DICHTER:

Nun müßte ich, nachdem ich die Kunst gegen den Künstler verteidigt habe, auch das Verbum vor dem Prosaiker des Lebens in Schutz nehmen, um, auf andern Wegen, mit der gleichen Leidenschaft, die erhabene Herkunft des Wortes und den geheiligten Sinn der Sprache darzulegen. Es wäre ein hinreißendes Beginnen, schon im schlichten Aufriß dessen, was ihr Wesen ausmacht, doch es führte uns zu weit. Es führte uns so weit, daß wir das erste Thema vergäßen und dennoch, in der Mitte des zweiten, plötzlich

zurückgekehrt wären in die Bezirke des Geheimnisvollen, wo alle Kunst, die stumme wie die redende, die leuchtende wie die klingende, zuhause ist.

Du aber hast es eilig, denn du möchtest, in der Niederung alltäglicher Artistenkämpfe, an den Exempeln deiner Zunftgenossen meine Auslegungen ad absurdum führen. So eilst du schon, daß du vor Eifer, mich zu fangen, meinen Konklusionen die besseren Wege bereitest und dem Bedacht vorwegnimmst, was er mühsamer hatte beweisen wollen. Um mich zu schlagen, gibst du eigene Festungen auf. Ich nehme sie ein und sage:

Ja, ihr seid verirdischte Gesellen Gottes, aber keine Künstler mehr nach allen höheren Begriffen. Denn ihr habt, im Säkulum der Säkularisationen, euch derart ungeheuerlich verengert, daß ihr zu darstellenden Wissenschaftlern geworden seid, die selbst den Menschen als ein Ding an sich betrachten. Ihr enthüllt das Eingeschleierte und potenziert die Nacktheit, an der schon Keiner mehr vorbeikommt, — außer jenem Künstler, der entschlossen in das Geheimnisvolle vorstößt, welches hinter dem Enthüllbaren seinen Anfang nimmt.

DER MALER:

Es wäre Vieles zu behalten, damit zu Vielem ich die Stellung eines höllisch aufpassenden advocatus artium bezöge. Denn du gibst für drei Behauptungen einen einzigen Beweis. Doch ich möchte aus dem Dickicht der zahllosen Nebenthemen heraus, um im Hauptthema den entscheidenden Fortgang des Gespräches zu stimulieren.

Vielleicht ist deine Absicht gewesen, durch die Überfülle des Beiläufigen, durch das hingebungsvolle Verweilen bei den Simsornamenten eines denkerischen Hochbaus mir den freien Blick für die Wucht in der Wohlausgewogenheit des Ganzen zu rauben. Vielleicht erstickst du kalt das bessere Verständnis für die neue Malerei in jener unausgesetzten Bohrung nach der äußersten Bedeutung eines simplen

Akzidentes, welches wieder Zufälligkeiten, Inzidente und Inzisionen zur Folge hat, die bald als die gröblichste Verbohrtheit in Erscheinung treten muß.

Hier aber, wo du unsere Talente in Abrede stellen möchtest, darf ich nicht länger zögern, hier greife ich ein, um herzhaft zuzupacken und in dir den Herrn der hundert Verneinungen durch die Erfolge unserer Taten zu beschämen.

DER DICHTER:

Aber röter als dein Rötel wirst du selber wahrscheinlich zurückbleiben. Denn ich bestreite nicht die Könnerschaft, auf die du stolz bist, ich bejahe sie und hebe sie, durchaus und gerade s i e , als Merkmal eines Niedergangs hervor. Die Wahrheit ist, daß die allermeisten unter deinen Palettenbrüdern Könner sind, ja, fixe Könner, wenn du das zu hören wünschest, pracht- und temperamentvolle, strebsame, wagemutige Könner, aber — eben nur Könner. Ihren Taten, die zum Teil auch jene sind, auf deren Erfolge du dich so laut berufest, fehlt der Flatus der geläuterten Menschlichkeit im Hinhauche des Überdinglichen. Wohl, es liegt nur eine schmale Grenze zwischen Künstler und Könner, manchmal kaum zu unterscheiden, Dieser scheint der Andere und Jener Dieser noch zu sein, da mangelt es auf der einen Seite am Zuschuß des Unwägbaren, und auf der andern fließt er mit, — im Nu ist alles geändert, und die feinsten Differenzen treten doch zu Tage: der Könner m a c h t , der Künstler s c h a f f t etwas! Dieser transzendiert das Objekt vor seinen Augen unter der sicheren Führung seines Pinsels oder seines Stiftes, jener bindet es noch plumper an den Leib der Erde. Läßt Dieser das Gesehene schweben, so Jener das Betrachtete zur Last werden. Gestaltet Dieser für das Verstehen aller Fühlenden, so gibt Jener Fakten undurchleuchtet zur Kenntnis. Bietet Dieser, nach der Selbstbeglückung in der Qual des Wirkens, «a thing of beauty» als «a joy for ever», so unterbreitet Jener Dokumente zur Bedrückung.

Denn Dieser bringt ein Werk hervor, an dem das Wärmere und Wärmende ein Teilchen seinerselbst ist; was er ausdrückt, hat ihn ausgepreßt. Und Jener macht, vom eigenen Willen aufgefordert, etwas Kältliches und Kühlendes, das immer «außen» gewesen zu sein scheint. Jener ist ein meisterlicher Handwerker, welcher gibt nach seinen Kräften, und Dieser ein Gesegneter, der über seine Eigenkraft hinaus verschenkt.

In diesem Mehr ist alles enthalten: die Gnade und die Inspiration, der Geist und die Begeisterung, der Mut und das Gemüt, die Seele und die Seligkeit. Was noch? Was nicht? Um solche kleinen Fragen ließe sich die Größe der Idee errichten, welche letztlich unserm Thema zugrundeliegt.

DER MALER:

Für dich, gewiß! Drei Schritte noch, drei Worte nur, und deine Beredsamkeit wird ausmünden in der erstaunlichen Feststellung, unsere Stärke sei ein Mangel und unser Vermögen eine Leere.

DER DICHTER:

Erstaunlich ist, daß wir uns plötzlich verstehen. Deine Ironie will zwar das Bett, in dem sie Wellen wirft, als Ausdruck des Unmöglichen erscheinen lassen. Allein das Unmöglichscheinende ist erhöhte Wahrheit: euch fehlt etwas, das ist der Instinkt für den sakralen Charakter des Schöpferischen! Nein, noch mehr! Die Fähigkeit, von Keats, dem Kunst doch Anfang, Mitte und Ende aller Liebe gewesen war, die «Negative Capability» genannt, der intuitiven Gewißheit treu zu bleiben, die an der Vernunft vorbeiwächst, um jäh als Wahrheit in der Schönheit auszubrechen.

Die Schönheit, möchte ich behaupten, sei sekundär, denn sie ergäbe sich, als Ausstrahlung des Guten in der Wahrheit, nebenbei, als ob, wer Wahrheit suche, um sie auch zu

finden, Schönheit als Geschenk dazu gewänne, — wohl ist sie unerläßlich, aber nicht das Erste.

DER MALER:

Ich will nicht hoffen, daß auch du mit den Philistern nun erklärst, im Schönen, nur im Schönen, in der angenehmeren Bilddarbietung oder im gefälligen Schmuck der ausgemalten Flächen offenbare sich die Kunst. Es wäre kein Eselskinnbacken hart genug, dir diesen grauenhaften Irrtum aus dem Kopf zu schlagen.

DER DICHTER:

Wiewohl, deiner augenblicklichen Laune entsprechend, dringlicher sein dürfte, mir die Leidenschaft zur Rückführung aller Werte in das Wesentliche, aller Unter- oder Überordnungen in die große eine, allgemeine Hierarchie, die dort sich kundgibt, wo das Ganze wie das Einzelne geschaut wird sub specie aeterni, aus dem Geiste zu schlagen! Doch hast du recht, das Glatte und Gefällige nicht als das natürliche Gesicht der Künste anzuerkennen, denn meistens ist es Maske einer Künstelei, die ebenso von der Geschmack- wie von der Gedankenlosigkeit des Volkes profitieren möchte, um sich vor den herberen Auswüchsen der vom Himmel berührten und von obenher befruchteten Phantasie die Liebe besserer Kitschnarren zu gewinnen. Jawohl, der Phantasie! Ich hole diesen Ausdruck wieder, wiederhole ihn und lasse ihm, mit Absicht, o, mit voller Absicht, das Gewicht des Tones zukommen, das er seit eh und je, bis neunzehnhundert fast, besessen hat. Was ihr auch tun, was ihr auch sagen möget, kann mich nicht beirren: die Begnadung erfüllt sich in der Phantasie, und das Mysterium der Kunstwerdung vollzieht sich in der aufblühenden Imagination, die mit einem Mal, für eine wundervolle Weile, für eine einzige Sekunde voller Wunder, der unfaßbaren Glorie bewußt wird, als welche das allerreinste Vor-Bild der Imago Dei, die vor Glanz und Güte in der Urschönheit ewiger Wahrheit verhüllt ge-

bliebene Unbildbarkeit erscheint, am Ende der Ahnung und also schon am Anfang der Gestaltung, die rasch zur Ungeduld der Fertigung und gleich danach zum Leide des Verlierens und zur Geißelung des Gedächtnisses geworden ist.

Ihr schaltet sie aus, weil sie zu oft die zerebralsten euerer Berechnungen mit bunten Kreuz- und Querstrichen ziert, — das ist euere Erbsünde, und alle Abirrungen, die sich des Könnens — wieder nur des Könnens — rühmen, außerhalb der Gnade, wenn nicht gegen sie, das Überraschende zu bilden, haben ihre Quelle hier: im Hochmut des Geistes, welcher allen Eigenheiten des Schöpferischen und zuerst dem Danke, der Ergebenheit in klarster Demut widersteht, um den luziferischen Traum von der absoluten Malerei, dem Schöpfertum aus eigener Machtvollkommenheit, realisieren zu wollen!

In diesem Augenblick berühren und begreifen wir — vielleicht, man soll sich nicht verheischen, in den Sphären des Geheimnisvollen sicher gehen, sicher sehen, sicher unterscheiden zu können! — die andere Seite der Schönheit, die gefährliche und verworfene der Auflehnung wider DIE Schönheit in aeternum, die äußerliche der gefallenen Engel, welche wohl im wahren Künstler wahre Kunst zu werden vermag, wenn sie, genau wie die zum Menschen gehörende Häßlichkeit in der satanischen Ausgestaltung des Lebens, im Lichte der Pulchritudo, dieses Ausflusses währender Glückseligkeit, gestaltet wird.

Nicht immer aber, ach, nur selten wird die Gnade Gottes nicht im freien Willen des Erschaffenen vergewaltigt, sondern eingesetzt zur Lockung und zur Führung Derer, die niemals empfangen können, denn die trotzigeren Naturen unter den Erdbewohnern haben, da sie ausgezeichnet wurden mit der Gabe, kreatorisch in der universalen Schöpfung fortzuwirken, das «Eritis sicut Deus» auf sich selber anwenden wollen und so das unbeschreibliche Geschenk zur Verlockung und Verführung gebraucht. Die

Schönheit, welche sie vorstellen, ist nicht Lächeln der Wahrheit, sondern Grimasse der Falschheit. Wenn die hübsche Tarnung der Lüge sie zu langweilen beginnt, werfen sie die Masken hin und stellen, mit der Meisterschaft der Ganzentbrannten, die Häßlichkeit in allen Sicht- und in allen Undurchsichtigkeiten dar, und nur die stärksten Geister erkennen, daß die fortundfortgesetzte Spiegelung des Häßlichen — die furchtbare Selbstbespiegelung des hassenden Menschen — eine offenkundige Manifestation jener mörderischen Bosheit ist, welche sich noch wohlfühlt, wenn sie ihrem abgründigen Widerwillen gegen die Ordnung, gegen die Harmonie und gegen die Symmetrie den härtesten Ausdruck sichert.

Das ist die Tat der revolutionären Antireligiosität, die sowohl die Pervertierung der gesetzten Ordnung als auch die Perversion der reinen Seele, nach den Einflüsterungen einer geistigen Perversität, in der Verkehrung aller Linien als ein Faktum vorzustellen sich bemüht.

Ich möchte nicht behaupten, daß ihr diesen herrischen Vernichtern des Glaubens durch den blindgewordenen Glauben an die allein beseligende Kraft der Kunst in irgendeiner Weise glichet. Nein, ihr seid gedämpftere Epigonen dieser Umgestalter, die das All, vom simplen Ding bis zu den höchsten Äußerungen des Menschen, als Ungestalt erklären möchten und nichts anderes erreichen als die Entleerung des Seins in der progressierenden Entklärung des Universums, dessen verborgene Schönheit sie, zur Lust des Teufels, immer mehr verdecken.

Der Unseligkeit ihrer Tat, die nicht in einer Nacht geschah, wenn auch die Nächtigkeit zur dauernden Ursache unseres Bedauerns zu machen unternimmt, laßt ihr die kleinen und die kleineren Untaten der Entseelung folgen. Euere verflachende Areligiosität spricht sich in flachen Farbentönen aus.

Und alle Kunst ist wüst geworden wie die Welt vorm ersten Tage.

DER MALER:

Selbst wenn ich der Floskel im Endsatze deiner erregten Darlegung wie dem Pathos in der oratorischen Bemühung um einen überzeugenden Effekt die Absicht nachsehe, mit allen Mitteln der Durchschauerung mich einzuordnen in den Rhythmus deiner eigenen Ergriffenheit, so kann ich doch nicht dem Zwange deiner christlichen Ästhetik zustimmen, die unsere besondere Macht mit einer Servitüde der Ewigkeit belegt.

DER DICHTER:

Da, siehst du? Genau das ist, was an diesem Ort in diesem Augenblick zu sagen war: ihr wollt, mit euern reichsten Gaben — und ich sage Gaben, um den Geber nicht zu unterschlagen oder unterschlagen zu lassen — allein sein, um in strengster Unabhängigkeit zu wirken und nach etlichen Erfolgen für die ästhetische Autonomie des Bildes einzutreten.

Was aber tut ihr wirklich, Freund? Ihr geht, um euch nach allen Richtungen abzuschließen — bloß nach unten nicht, ihr überseht, so wie ihr Vieles überseht, das Einfallstor der Abgründigen — unter einer Käseglocke mit euch selber zu Rate, verliert, in dieser splendid isolation, den Kontakt zur frei herflutenden Essenz des Daseins und verfolgt, mit sämtlichen Symptomen der Entrückung, den grandiosen Prozeß der Verwesung, den ihr getreulich, nach den Gesetzen euerer Kunst, registriert.

DER MALER:

Halt, mein Lieber, denn nun hab ich dich! Du hast uns schon einmal als darstellende Wissenschaftler zu verdächtigen geruht, und nun erklärst du gar, es mache unser Streben aus, die langsame Entwerdung der Umwelt koloristisch festzuhalten. Das widerspricht zum mindesten der stets verkündeten und immer durchgeführten Tendenz unserer besten Maler, das Seiende als eine Werdung, Anderswerdung, Neuwerdung und Wertewerdung in reflektieren-

den und reflektierten Kompositionen zu illustrieren. Wie kommst du nun an unserm kompositorischen Willen vorbei?

DER DICHTER:

Indem ich die Absurdität des Begriffes an euerer wirklichen Einstellung entlarve! Ist nicht des Willens nachgeordnete Rolle in einer früheren Entgegnung aufgezeigt worden? Nun wohl, ich lasse ihn in jenem Regnum, das ihr ihm geschaffen habt und affirmiere oder konfirmiere euer Wollen, einen neuen Stil zu schaffen, der, zum ersten Male, fürchte ich, der geheiligten Erfahrung zuwiderliefe, Stil sei eine schöpferische Haltung, eine ausgereifte Frucht der Zeit, gewachsen in der Einheit des gemeinschaftlichen Erlebens und geworden aus der unbewußt, weil wahr und selbstverständlich, gänzlich und spontan betriebenen Verinnerlichung der Menschen gleichen Schlags, sodaß die dinglichen und sinnlich wahrnehmbaren Expressionen dieses geistig-seelischen Habitus als bleibende Erinnerungen an den Wegen solcher Entwicklung stehen!

Wo ist der euere? Zeige mir den Stil, von dem ihr behaupten dürft, er sei der euere! Ja, ich sehe Stil an Stilchen, aber keinen Ausdruck der massiven, konzentrierten und aus dem inneren Überdruck nach außenhin ausbrechenden Seinsempfindungen der Gesamtheit Mensch von heute. Ich sehe chaotische Erscheinungen — und ich will gerechterweise zugeben, daß ich diese auch im Leben wie in andern Künsten wirklich festzustellen habe — allein ich kann und kann nicht einsehen, daß das Chaos Kunst sein muß.

Nun kommt wohl hier und kommt auch dort ein holder Einfaltspinsel, der uns die allerneueste der Schönheiten verkündet: nicht die Natur sei ihre Trägerin und nicht der Mensch an sich, sie schlummere — Gott sei's geklagt! — im Kreator Künstler, der in ausgeklügelten Formentstellungen und angepaßten Linienverrückungen ihren Sinn ergreife und kompositorisch ihr Aussehen vor die staunenden Augen der Unbegabten stelle.

Die Unbegabten sind entsetzt — es gibt kein schlimmeres Argument zugunsten der Unechtheit euerer Malerei als das des allgemeinen Widerwillens gegen ihren Ausdruck! Kunst ist immerdar nur anziehend gewesen; das Gefühl der Abneigung, das die Gemälde vielzuvieler Neutöner hervorrufen, spricht durchaus nicht für die Schöpfer, aber deutlich für das Feinempfinden der Enttäuschten —, und ich selber flüchte vor dem Zunftpropheten, der den Graus zum Augenschmaus verlangt, zum Wirklichen Geheimen Rat von Goethe, der uns beide noch belehren könnte, wie das Genie über Kunst zu denken und der Dichter über die Komposition zu urteilen wagt. Ich lese dreimal nach, was er zu Eckermann gesagt hat:

«Komposition .... es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen zu verdanken haben, und das wir so bald wie möglich wieder los zu werden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen «Don Juan» komponiert! Komposition! Als ob es ein Stück Kuchen und Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus e i n e m Geist und Guß und von dem Hauch e i n e s Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, sodaß er ausführen mußte, was jener gebot.»

Das ist, was ich fühle, und das ist, was ich meine, wenn ich sage, daß die Zeugen eueres Schaffens sich in zwei getrennte Lager teilen und vor den kompositorischen Exerzitien der totalen Maler, die kaum noch ihre totalitäre Gesinnung verbergen, entweder zu entschiedenen Gegnern des Neuen werden oder sich kampflos von den Bestrebungen deiner experimentierenden Gilde lossagen. Da sie nur noch dazu mißbraucht werden, hinter wirren Zeichen, schreienden Farben und torkelnden Strichen einen Sinn zu suchen, der nicht da ist, und vor den un-

durchsichtigen Konstruktionen — das Merkmal allen Übels ist die Undurchsichtigkeit, Kunst ist Klarheit in der Wahrheit — vergebens auf die Wärmewelle warten, die sie im Gemüte treffen könnte, fühlen sie nicht nur, daß ihnen die Kunst von Künstlern verleidet wird, sondern daß sie selber, durch den ausgestellten Krampf und durch den Snobismus, den er nebenbei erzeugt, in ihrer Menschlichkeit vermindert werden.

Hat vorzeiten das Meisterwerk unsterblicher Gestalter an alle gesunden Sinne des Geschöpfes appelliert, so wendet sich das moderne Machwerk — hier trifft das Wort die Sache in der Mitte — an Einen nur, von dem es wünscht, daß er der krankeste von Allen sei.

DER MALER:

Um das Maß meiner Enttäuschungen voll zu machen, dürfte deine Diagnose nun in der Erklärung ausmünden, wir seien allesamt gepackt und litten längst am Morbus Pingens. Das sei eine verderbliche Epidemie des zwanzigsten Jahrhunderts und habe ihre Opfer nur in unsern Reihen.

DER DICHTER:

So habe denn die Fülle aller Dezeptionen, denn ich sage: Ja! Ja, ihr seid befallen von dem Übel eines rationalistischen Jahrhunderts, das immer resoluter Ahnung, Gnade, Inspiration, Seele und somit das Kreatorische verneint, um die öde Spielerei des Zufalls und den harten Homo Faber in den äußersten Bezirken geistiger Betätigung zu stärken und zu übersteigern. Ihr seid das erschreckende Ende einer Wandlung, die vor Jahrzehnten begonnen und, immer rascher, immer unbarmherziger, — auch die Unbarmherzigkeit ist ein Charakteristikum der Werke, die ihr anbietet, denn sie schinden den in rauher Wirklichkeit realiter geschundenen Menschenkörper noch geistig nach, bis er der Brutalität des Entstalters in einer furchtbaren Karikatur zum Opfer fällt; in der niederen konzentratio-

nären Welt haben wir die Henker teilweise überwunden, in der höheren finden sich noch Gefolterte, die ihre Glied- und Seelenverrenker lobpreisen und nichts zu sagen wissen gegen die Inhumanität der Auserwählten, vor deren konsequentesten Expressionen selbst dem Teufel grausen müßte, wenn die Tortur der Gotteskinder nicht ganz nach seinen höllischen Lüsten wäre — jenem Punkte des Verfalls genähert hat, wo die Auflösungserscheinungen mit jedem Tage deutlicher aus Form und Inhalt in Erscheinung treten.

Wohl weiß ich, daß ihr nicht allein die Träger und die Förderer einer Entwicklung gewesen seid, die mit Verspätung aus den Bildschöpfern kleine Psychoanalytiker — welche nicht mehr an die Seele glauben! — und größere Psychopathen hatte werden lassen, allein das Faktum, daß auch Musiker denselben Steilhang, vom Gottesgesang zum Mordjazz, hinabgefallen, und daß den Dichtern, über Joyce und andere Sprachvernichter, sämtliche Entzauberungen des Logos bis zur grauenhaften Peinlichkeit gelungen sind, entschuldigt euere Akte nicht — und welche Akte! —, die mit nacktem Spott der Einheit und mit souveräner Verachtung der Kontinuität im Opus Veritatis, das zugleich ein wahres Kunstwerk ist, zu begegnen pflegen.

Schon zweifle ich an euerm Vermögen, einer erhabenen Stimmung also fähig und einer überragenden Idee so zugänglich zu sein, daß ihr sie gestalterisch zu Ende führen und in einer mehrfachen Geschlossenheit — wie eines, das sich fertig weiß und deshalb Jedermann die Stirne bietet — zum Ausdruck bringen könntet. Was ihr vor uns hinstellt, ist der Versuch, die Vorgänge eueres Innern zu inventarisieren, — nach Art des Lyrikers, der Tintenkleckse, Lesereminiszenzen, Groteskzeichnungen, Punkte, Striche, Ziffern, Interjektionen, Zuluschreie und sprachliche Abkürzungen in bunter Folge aneinanderreiht, um uns dann einzureden, unser Staunen sei der sichtbare Aus-

druck einer Ergriffenheit und unser Schreck der Anfang einer Reverenzbezeugung vor ihrer Leistung.

DER MALER:

Wenn ich deinem Vorwurfe eine andere Fassung gäbe, hieße das, wir malten nicht mehr nach dem Leben, sondern gegen die Kunst! Von allen Torheiten, die uns zugesprochen worden sind, ist das die größte.

DER DICHTER:

Aber nicht die letzte! Denn ihr bleibt nicht stehen, da die Furcht vor der Entlarvung euerer Täuschungsmanöver Unrast wird; ihr setzt die Entgeistigung noch emsiger als die Entseelung fort und höhnt schon längst der Alten, die an eine Katharsis geglaubt hatten, wo ihr selber nichts anderes mehr zu suchen scheint als die billigsten Effekte der Verblüffung.

Ursache solcher Wirkung ist doch wohl der Bluff, nicht wahr! Und der Bluff, mein Lieber? Ja, beinahe wirkt ihr wie der Hexenmeister, der, als Prestidigitator, glauben lassen möchte, jede Taube, die er aus dem Hute zaubere, sei eine Eigenschöpfung und aus Nichts gemacht. Ihr aber habt nur aus Natürlichkeiten und Natur die Unnatur und dann, im Fortschritt der Verheerung, das Widernatürliche in der Gestaltung gewollt. Ausgeliefert, bis zum Kerne, der technisierenden Haltlosigkeit der Existenz, ist sie, die Kunst, von euch zu einem komplizierten Motor der Schaudererregung erniedrigt worden. Nun möchtet ihr die funktionierende Erfindung auch zu andern Zwecken gebrauchen, von denen der uneingestandene wohl sein möchte, mit seiner Hilfe algebraische Lösungen und geometrische Aufgaben bildlich zu lösen.

Sie ist, ihr spürt es selber, das ungeeignete Medium für solche Missionen, da sie, wohl der Logik und der nüchternen Vernunft auf andern Ebenen ergeben, plötzlich das Verschachtelte verwirrt und über dem Verworrenen das letzte Licht aus höheren Regionen verliert. Den finalen

Sinn, sofern ich hier, wo alles sinnlos, formfern, rhythmenlos und glanzlos wird, das Wort gebrauchen darf, welches Helle, Ruhe, Klarheit und Besonnenheit voraussetzt, den Schlußsinn also euerer modernen Werke erfaßt vielleicht die Deutung, alles, was da linien-, punkt- und strichhaft durcheinander wirbele, sei die Spiegelung eines übermäßig schwingenden und fast total zerrütteten Nervensystems, das, ich will's nicht leugnen, wirklich in der Gegenwart erschreckend oft den Gang der Ereignisse bestimmt.

So weit wären wir gekommen: von der Seele zur Fiber, vom Innersten des Geistes zur Haut des Fleisches! Ich glaube, hier dürfen nun die Kunsthistoriker ihr Finis schreiben.

DER MALER:

Und wir leben weiter? Und es werden Andere uns ablösen?

DER DICHTER:

Ihr seid noch da, und diese Andern schreckt nicht euer Beispiel. Nie noch hat das Schicksal der Verlorenen die Lust der Kommenden getötet. Jedem Ende folgt, solange nicht das Universum selber vernichtet worden ist, ein neuer Anfang. Schon zählt ihr einige, die Fluchtversuche aus der Verzweiflungsenge eures Schaffens unternehmen. Gelangen diese nicht noch obenhin in die Größe, so kehren jene nach untenhin ins Primitive zurück. Das Naive fängt sie ein, das Kindliche fesselt sie, und kindisch, ach, und kindischer erklären sie der lernenden, progressierenden, erfindenden und gelehrten Welt die Dinge ihrer schöpferischen Laune.

Hier wird die Scheide zwischen Zweien schmal, das Unzulängliche will sich dem Verrückten übergeben, — nein, das geht schon über meine These hinaus, hier schließe ich ab und gebe dir das letzte Wort.

DER MALER:

Ich glaube nicht, daß du mir das letzte überlassen wirst. Ich habe dir zugehört bis zum bitteren Ende, ja, ich habe

dir — es sei in aller Offenheit verkündet, — gerne zugehört, noch dort, wo deine Sprache härter wurde und dennoch leicht das Vereinzelte ins Generelle übertrug. Manches hat mich betroffen gemacht und Vieles mich getroffen. Doch dies und jenes ist, ich habe es empfunden, mehr als Ansicht oder Sentiment bei dir gewesen. Hat dein Wort auch Gift enthalten oder Ätze, so doch, im schärfsten Augenblicke noch, das Fludium der Ehrlichkeit, die mich zu einem Widerrufe zwingt.

Nicht dem Unverstande entspringt die Quelle deiner Gegnerschaft, ich verbessere mich, um dich als besseren Betrachter zu begrüßen, sondern jenem eigenartigen Verständnis, das aus andern Höhen oder überhaupt von höheren Positionen her das Schöpferische zu erfassen und den Gestalter als eine Art lumen ex Lumine zu begreifen sich bemüht.

Ich selber möchte nicht den Raum des Profanen und die Gründe des Weltlichen verlassen, um mich dauernd an den Konkreta unserer Kunst wie an den Realitäten des Lebens zu versündigen. Bin ich, noch in den seltsamen Eingebungen, von denen du in Ehrfurcht sprichst, auch terra incognita vor mir selber, für die Verehrer und über den Unbegnadeten, so bin ich doch, in Leid und Lust, in Not und Reichtum, terra, also Erde, Irdischkeit, vom Strome der Zeit durchzogen und vom Sturme der Gegenwart gepeitscht. Das fällt mich an und rührt mich, reißt mich auf, verführt mich, fängt und spiegelt sich in mir und will zuletzt meiner Reflexionsfläche nicht die Fratze glauben, die es ahnungslos und unbewußt zu schneiden pflegt.

Du verlangst, daß ich zum Schmeichler werde, hier ein wenig dämpfe, dort ein bißchen betone und mit den Mitteln eines Maquilleurs das Angesicht der Zeit verzärtele. Denn du bist, von Geburt her und aus Berufung, der Romantiker, dem alles sich zur Schönheit wenden muß. Mit offenen Sinnen und erschlossenen Poren stellst du dich hinein in die Natur und lässest dich von ihr und ihren Regungen über-

wältigen. Wir aber treten vor sie hin und meistern sie so sehr, daß wir sogar die Züge ihres jahreszeitlichen Aussehens vergessen dürfen.

Ist das keine Macht und Stärke, wenn wir ihre unüberwindlich geglaubten Gesetze außer Kraft setzen? Dort zum mindesten, wo wir die Welt nach unserm Willen vorstellen?

DER DICHTER:

Vielleicht hätte ich geschwiegen, um die Replik, die du mit mehr Elan als Sicherheit begonnen hast, zur Gänze auszulauschen und dann im Schweigen, einfach in der Stille, deine Zweifel weiterreden zu hören. Denn du bist der Zweifel voll, ich weiß es, allein du versuchst, an ihren Selbstbehauptungen vorbeizukommen. Deine Frage erlöst dich, da sie mich zur Antwort zwingt, die wieder nicht dein Herz befriedigen wird. Sie soll vielmehr, vor deinem Herzen, deinen Geist beleidigen, da ich das, was du so freudig zum Ausdruck einer Fortitudo erhebst, als Zeichen eines Trotzes vor der endgültigen Verzweiflung anprangere oder doch, sofern der Trotz des eigenen Dünkels überdrüssig geworden ist, als Zynismus in der Gleichgültigkeit gegenüber den äußersten Forderungen der Kunst mit einer rhetorischen Anklage bedenke.

Ich kann wohl euern Werken alles verzeihen, was zwischen Barock und Byzantinimus und über das hinaus, nun rechts, nun links, nun rechts und links, das Traditionelle restlos vernichten möchte, aber niemals darf ich ihr das Wesentliche nachsehen: daß sie alle Farben und Linien einsetzt, um das Dasein einfach als eine Fülle von Problemen in verzwickten Aufgaben und noch vertrakteren Lösungsversuchen darzustellen und nicht länger, in der vollendeten Klarheit der Wissenden, die mit dem besonderen Blicke für die Mysterien begabt worden sind, die Wirklichkeit der Geheimnisse an jedem Dinge spürbar zu machen, das ihre Hand, ihr Herz, ihr Geist und ihre Seele gemeinsam berühren.

Euere Enthüllungen, welche durchwegs festlich vorgenommene Entkleidungen des Körperlichen sind, haben mehr vor dem zuschauenden Auge des Publikums verborgen als die nüchternsten Philister mit gesundem Empfinden noch ohne euere Mitwirkung zu sehen vermögen, nämlich die Sphäre und die Atmosphäre des Sakralen.

DER MALER:

Du kommst nicht davon weg und zwingst dich immer selber in den alten Kreis zurück: Kunst sei religiös aus Bestimmung, und am sichersten vollende sich der Auserwählte in der Kirche! Wer schaffen wolle, müsse eintreten in die beata solitudo, wo ihn der Himmel also kläre, daß ein Schein der Erleuchtung immer wieder verklärend falle auf den Stoff, den seine Hände formten!

DER DICHTER:

Du sagst es, doch du glaubst es nicht. Ich aber habe keine größere Gewißheit als diese und keine stärkere Scheu als jene meiner Seele, die im Nu, sobald sie eingeht in die Innenheit des Geistes, wohin sie etwas treibt und zieht, das weltliche Wort verliert, um hinter dem Schweigen und in der Finsternis der Stummheit plötzlich das Andere zu finden, das sich drang- und glutvoll ausspricht und in der Formung, im Verklingen, in der Erinnerung erst mich selber am tiefsten überrascht, am innigsten einstimmt auf die Stimmungen außer mir und außer dem Geschaffenen und zuletzt auch mich vor allem, mich vielleicht allein beseligt.

Ja, das ist es! Mehr vermag ich nicht zu deuten. Nimm es an! Verwirf es! Komm oder geh! Es bleibt. Es bleibt als Wissen und Gewissen. Ich habe Alles damit ausgesagt.

DER MALER:

Ich aber möchte Vieles noch hinzufügen, wenn das Wort gefügig wie die Farbe wäre. Das Wort ist meine Schwäche, doch die Farbe könnte mir zu Hilfe kommen. Ja, das ist's: ich werde dir mit Werken replizieren.

Zuende ist der Dialog. Nun fang in Tönen ich zu reden an.

II.

DER DICHTER:

Nun gehen wir ins vierte Jahr, das uns vom Tage trennt, an dem wir unser erstes Zwiegespräch über die geliebte Kunst, beinahe mittwegs zwischen der Ergriffenheit und dem Begreifen, unterbrochen hatten. Du weißt, daß sein verheißender Ausklang ein Versprechen aus deinem Munde gewesen ist. In deiner stummen Prunk- und lauteren Prachtsprache wolltest du, zu deinen Gunsten, die Entscheidung erzwingen. Wohlan, ich habe, auch nicht ruhend, diesen Augenblick ersehnt, der mir erlaubte, noch zu klären, was da unklar geblieben war, und endlich ganz zu deuten, was sich bisher mit einigen halben Approximationen hatte begnügen wollen. Die lange Zeit, an welcher sich so leicht der Wunsch entzündet, alles Ungeliebte und Gefährliche für immer ablegen zu dürfen, hat mich nicht mit einer Vergeßlichkeit zu schlagen vermocht, die unser doppelt reiches Weiterspiel verhindert hätte. Ich melde mich, wie einst, zur Stelle und begehre deine Antwort zu hören.

DER MALER:

Mir scheint, mein Freund, du hast nicht recht gelauscht, als ich, nach meiner Art, zu replizieren unternahm. Ein Weilchen liegt das freilich schon zurück, allein die Nachschwingungen meiner Entgegnung sind noch irgendwo, entweder als Geistesanregung oder als Herzenserschütterung, zu vermerken. Herrlich ist's: ich klinge, und du hast dich abgestellt!

DER DICHTER:

Spielst du etwa auf die öffentliche Schau an, welche deinen Werken bereitet worden ist, so hast du, sanft ironisch werdend, wohl die schlechteste Waffe gewählt, mit der du mir entgegentreten kannst. Denn ich habe diese Ausstellung besucht und mir die Floskeln deiner neuen Redemittel

angehört. Auf sie zu antworten, könnte leicht fallen, wenn ich dem Triebe gehorchte, den du meinen gewöhnlichen Satirismus nennst.

DER MALER:

Ich bezweifle nicht die Möglichkeit, daß dir ein Ausfall wider mich und meine Malmanier gelänge, doch ich leugne deine Fähigkeit, in ausgedehntem Maße mich dem Hohne auszuliefern, der nicht zugleich eine absolute Verneinung des Schöpfertums enthielte.

DER DICHTER:

Das, mein Lieber, spräche mir die Voraussetzung zur kreatorischen Lust am Kampfe, nämlich den Enthusiasmus des Gesegneten ab, der über zwei verschiedene Wege der Kunst zu dienen vermag: obenhin durch einen ernsthaften Aufstieg in die Sphäre des Übernatürlichen und untenhin durch einen Clownssprung ins Absurde und Groteske.

DER MALER:

Und jenen wolltest du vermeiden, um diesen zu wagen?

DER DICHTER:

Beinahe wird die Wahl mir aufgezwungen, da ich festzustellen habe, wie erschreckend selbst die bestgeglaubten Künstler jetzt die seltsame Vergöttlichung des Stoffes nur deshalb unterstützen, weil sie den innersten Kontakt mit dem Divinen verloren haben.

DER MALER:

Das hast du, nichts als das, in meinen Bildern aufgespürt? Ich möchte gar zu gern die Regeln kennen, die dein Urteil bauen.

DER DICHTER:

Regeln? Ja, ich dürfte etlichen gehorchen, wenn der kuriose Expositionsmagister, dem ihr alle unterworfen seid,

mich zum Narren seiner Launen halten möchte. Von vielen nenne ich, zu deiner und zu meiner Erheiterung, nur drei.

DER MALER:

Zu lachen bin ich immer gern bereit. So gib die Formeln preis! Wie spricht in dir der Judex?

DER DICHTER:

Ich habe mir die Offenbarungen der neuen Kunst angesehen und versucht, ihren Sinn und ihre Folgen zu begreifen. Es ist nicht leicht, allein es geht, glaube ich, wenn man die folgenden Regeln beachtet:

Erstens: nimm die Sache ernst! Laß denn gleich am Eingange deine Normalauffassung vom Leben und deine Durchschnittsansichten über Kunst und Künstler zurück und merke dir, daß der Geist, der innen herrscht, spekulativ im philosophischen Sinne ist!

Deine erste Frage sei demnach nicht mehr: «Was stellt dieses Bildwerk dar?», sondern nur noch: «Was ist ein Maler?» Ich antworte dir, mit sämtlichen Exegeten des Surrealismus: Ein Maler ist ein Mensch, der vom kreatorischen Bedürfnis beherrscht wird, seine geistigen und seelischen Erregungen in ein- oder mehrfarbigen Linien und Figuren auf einer planen Oberfläche auszudrücken. Das Ding an sich, das vor ihm steht, interessiert ihn nicht, er betrachtet es kaum durch sein besonderes Temperament, soweit es außerhalb seiner Gefühlssphäre liegt, nein, er hat nur Sinn für seine besseren Emotionen, Launen, Lüste und Gefühle, die in ihm mentale Bilder erzeugen. Sie allein stellt er dar. Er kopiert sie keineswegs, so wie ein Sonntagsmaler seine Landschaften wiedergibt, er schaut sie nicht einmal als Fertigkeiten, sondern erkennt sie bestenfalls in ihren Konturen und Tönungen im selben Maße, wie er sie auf der Leinwand materialisiert. Nicht die Lust an der gelungenen Gestaltung ist für ihn das Wesentliche, sondern die Freude an der Entdeckung neuer, nie zuvor gesehener Dinge. Das einzige Problem, das in Leid und Sehnsucht

ihn beschäftigt, heißt in seiner Sprache: Wie gelingt mir am besten, das innere, durchaus verschwommene Bild meiner augenblicklichen Stimmung in ein äußeres zu verwandeln, welches bleibt, sobald es mich befriedigt hat? Begreifst du jetzt, daß seine Schöpfung weder Abklatsch einer äußeren noch Wiedergabe einer inneren Realität sein kann? Sie ist, wenn du willst, ein lebhafter Austausch zwischen der Außenwelt von Jan und Jedermann und der Vision eines Malers. Und sie ist noch mehr, weil der Austausch sich fortsetzt zwischen dem Werke des Künstlers und der Vision von Jan und Jedermann, die es betrachten. Was es bietet, gibt sich nicht als Zustand, ausgeruht und bewegungslos, sondern als ein doppeltes Zwiegespräch, das die natürlichen Mittel der gewöhnlichen Aussprache, Wort und Klang, durch seine eigenen, Bild und Farbe, ersetzt. Der Zweck des Dialoges ist, den Menschen mit sanfter Gewalt aus der Welt des Gewöhnlichen zu reißen und für eine Weile an die Stelle der ordinären Visionen seiner Umwelt extraordinäre zu stellen, ihm neue Horizonte zu zeigen, die sich hinter allen Horizonten der Wirklichkeit, jenseits der utilitaristischen Daseinsbetrachtung dem umgeschulten, für neue Schönheiten und ungeahnte Harmonien geschärften Auge erschließen, ihm den Wahnglauben auszureden, der Maler ahme die Natur nach, und ihn dafür zu überzeugen, daß der Künstler die Kraft besitzt, in jedem seiner Werke neue Naturen zu offenbaren, weil er Conquistador, optischer Forscher und pikturaler Entdecker ist, in einem Worte, daß er, in Furcht und Ehrfurcht, seine Tätigkeit als ein geheimnisvolles Sakrament betreibt.

Zweitens: nimm die Sache nicht seriös! Laß sofort vor den seltsamsten Grotesken und Phantastereien deinen gesunden Menschenverstand erkennen, daß der Geist, der in ihnen herrscht, spekulativ im kommerziellen Sinne ist. Das Geheimnis des wahren Künstlers wird von gelb- und geldsüchtigen Pinselschwingern, welche nebenbei die Entlarvung ihres Unbewußtseins und Unterbewußtseins durch

Selbstverrat betreiben, zu einem einzig bunten Erschrekken und Entsetzen gemacht, das sich im Sturme alle Snobistentempel erobert. Hier ist der Fauvismus eine Waffe, der Kubismus ein Schutzwall und der Surrealismus eine Tarnung für die schmierigste Talentlosigkeit und für die rücksichtslosesten Konjunkturritter. Die erledigt man nicht mehr, indem man den Ernst blank ziehen läßt, sondern dadurch, daß man dem lautesten Lachen freie Bahn schafft.

Wer hat denn heutzutage nicht ein Ohr für das heimliche Spottlied, das die Profiteure der neuen Kunst hinter unserm Rücken zu singen pflegen, sobald ihre geheimsten Träume das äußere Bild eines gültigen, an allen Kassen einlösbaren Zehntausenders gewonnen haben?

J'irai, ohé, me griser ce soir,
pour voir tout le monde en rose.
Et demain, olà, en bleu, blanc et noir,
je vous peindrai mes métempsycoses.

Drittens: nimm auch das nicht tragisch! Wenn sämtliche Empfindungsfibern in dir stumm bleiben vor soviel farbenen Schreien oder stumpf werden unterm Drucke der surrealistischen Eindrücke und der überneuen Ausdrücke, so flüchte zu Rembrandt, Dürer, Memling, Michelangelo oder zu den Freskomalern des Trecento. Vergleiche nicht! Genieße! Die Kunst ist Seelenspiegelung! Nun miß die Strecke des Fortschrittes zwischen Da Vinci und Weinberg aus: damals ist die Seele eine verklärte und durchwunderte Ruhe in unendlichen Tiefen gewesen, und heute stellt sie sich als zuckendes, rastloses, sinnlos auf einer planen Oberfläche flackerndes Nervenbündel vor!

DER MALER:

Das ist, für mich und meine Kunst, zu viel an Worten und zu wenig an Erklärungen: ein Ernst im Anfang, der den Spott nicht ahnen, und eine Ironie am Ende, welche das Seriöse lügnerisch erscheinen läßt! Du definierst, um Klar-

heit zu verbreiten, und verwirrst die Formeln wieder, um gewisse Trübungen im Spiegel deiner Sprache zu überdecken. Einmal redest du von mir und zielst dann gleich auf die gesamte Künstlerschaft. Den Einzelnen verdammst du mit der Allgemeinheit und behaftest gleich das Generelle mit den Privatschwächen des Individuums. Glückt das nur halb, so wagst du denkerische Sprünge, die verschiedene Zeiten, zwischen denen sich Jahrhunderte erstrecken, schwesterlich gesellen möchten. Nennst du solche Mätzchen der Dialektik Mittel der Fairness in einem Spiele, welches, über unserer Eigenspannung, noch jene Menschen fesseln will, die der Kunst, als Schöpfer oder als Genießer, ergeben sind? Ich wünsche, wie beim ersten Male, dich aus den Dunstwolken des Sentimentalen, worin sich sehr gemütlich vagieren läßt, auf den Boden des Sicht- und Greif-, des Wirk- und Deutbaren zurückzureißen, damit wir hier, in einer dem Objekte verpflichteten Unfeierlichkeit, die dann und wann doch auch der Majestät des Gedankens zu opfern versteht, am Seienden das Gemeinte und am Verwirklichten das Erreichte ausdrücken. Mir ist die Sache heilig, die du plötzlich, durch die Art der Fragestellung, mit dem unverdienten Fluche der Fragwürdigkeit zu belasten scheinst.

DER DICHTER:

Heilig, ja! Mir kann sie das nicht weniger als dir und deinen Freunden sein. Allein ich habe, von den Verehrern gerade deiner Werke, damals wohl die gröbste Enttäuschung hinnehmen müssen, als sich unter Vielen Keiner finden wollte, den die angeschnittene Frage sozusagen am eigenen Fleische geschmerzt hätte.

Wohl spann sich, halb und halb, der Ansatz an zu einer Weiterführung des begonnenen Zwiegespräches zwischen dem, der es mitverursacht, und dem Freunde, der, zur Klärung widerstrebender Gefühle, es mit Lust gefördert hatte; doch schon im zweiten Satze und am dritten Worte versagte die Begeisterung des Auchherausgeforderten, und

am Ausgange wurde dem Versuch das Schicksal aller spekulativen Untersuchungen zuteil: er erzeugte keinen Glauben, da in der Mitte bereits der letzte Beurteiler lieber nach den wilden Klängen einer Jazzbande als nach den milden Überlegungen eines närrischen Kunstenthusiasten lauschte. Man produziert Malereien, doch man möchte nicht die heimlichen Gesetze wahren Schöpfertums bedenken. Man stellt sich staunend vor die kuriosesten Exempel zeitgemäßer Farbgestaltungen und hat den just zuvor gesehenen Boxmatch oder das kommende Eselsrennen im Sinne. Das Hirn ist müde, und die Phantasie versiegt. Es gibt nur einen wachen Sensus mehr, den können wahrlich nicht Gedanken kitzeln.
So wurde denn der Dialog zum Monologe, verschwinden mußte der einzige Mitbetrachter, der geblieben war, weil er der Welt der Imagination entstammte, und einen mutilierten Abschluß fand, aus der splendid isolation fortgesetzter Einschau in das tiefere Wesen aller Kunst, die Deutung dessen, was sich heute als das Wunder räsonierten Schaffens anzupreisen pflegt! Ich war allein und redete an allen vorbei, das Wort, das ich suchte, galt nur mir, und die Klarheit, der ich zustrebte, durfte sogar mich selber widerlegen. In aller Liebe zu den kreatorischen Dingen blieb ich Mensch, der irrte. Vielleicht ist meine Sprache damals allzu scharf gewesen und mein Urteil ohne Güte; vielleicht hat sich dem Blicke des Prüfers, der ich sein und bleiben wollte, manches Rätsel nicht enthüllt; vielleicht ist Vieles falsch geschaut und schlecht geäußert worden, ja, vielleicht hat sich die vorgefaßte Meinung an der reinen Wahrheit nur vergangen, um mit rednerischen Spielereien einen Sieg auf meiner Seite vorzutäuschen. Ich setze alldas, vor mir selber, als eine Fülle von Möglichkeiten voraus, die noch einmal, in Ruhe und Gehaltenheit, bedacht sein wollen. Ach, da schwanke ich, da halten mich die Zweifel, und ich traue nicht länger dem eigenen Urteilsvermögen. Alles Gesagte möchte sich plötzlich verneint sehen, und ich weiß nicht recht, warum?

Denn wo fängt das Unrecht an, das ich mir vorzuwerfen hätte? An welcher Stelle begann ich fehlzudenken? Und in welchem Augenblicke verließ ich die Ebene des exakten Empfindens? Wer weist mir nach, daß ich mich an der Schönheit des Neuesten versündigte? Etwa einer der Visierten? Nein, sie schweigen und setzen ihre Untaten fort, alsodaß ich, zur eigenen Beruhigung, die erste Quelle wieder aufsuchen müßte.

DER MALER:

Dein Wort wirkt wirklich überraschend, Freund; so nahe wohnen in dir Härten und Erweichungen, daß du, im gleichen Atemzuge, dem Fluche einen Segen folgen lassen kannst? Ich habe stets geglaubt, du seiest Hämmerer und Zertrümmerer im Reiche jener Mittelmäßigkeiten, die du bedrängst und schlägst und geißelst und erledigst. Nun aber höre ich den Klang einer tieferen Empfindung, die in Skrupeln aufstößt, um die Reue vorzubereiten, und muß darum das Widerwort entschärfen, das mir aus der Bitterkeit zu springen drohte. Es ist vielleicht nicht gut....

DER DICHTER:

Es ist, im Gegenteile, gut, daß du meine wahre Beschaffenheit entdeckst und allmählich zu spüren anfängst, wie rastlos ich mich selber anfalle, um den Drang zur Unerbittlichkeit zu hemmen und den Sturz auf Schwächen und Vergehen zu mildern. Wohl liebe ich das schwere und geballte Wort, das Wucht und Fülle hat und also, wo es auftrifft, jede Hohlheit knickt und sämtliche Halbheiten bis auf den Tod verletzt. Allein ich fühle unausgesetzt auch die Nachwehen einer schroffen Rede dort, wo das Gewissen die Frage nach der Güte in der Forschheit und nach der Wahrheit in der peremptorischen Behauptung stellt. Das hat mich äußerst vorsichtig gemacht, ja, so prudent schon, daß ich, wo die Sprache Mittel eines Urteils wird, den ersten wie den letzten Ausdruck mehrmals überprüfe und nicht einmal der Entrüstung eine Übertreibung erlaube, die den Verdacht

der Unaufrichtigkeit erwecken könnte. Meine Ausführungen scheinen Spielereien mit Substantiven, Verben, Adjektiven und Adverben zu sein, doch meistens sind sie die glutenden Folgen eines Leides, das sich verbirgt, um die wohlgeordneten Expressionen als Offenbarungen einer schöpferischen Leidenschaft vorzustellen.

DER MALER:

So sieht und schmeckt es freilich nicht das liebe Publikum. Das hört mal hin, verlauscht sich und beginnt zu lachen.

DER DICHTER:

Das liebe Publikum ist blind für alle Untergründigkeiten und im Geiste taub. Den andern Sinn betätigt es, mit einigem Erfolg, nur dann, wenn die Objekte, die jener greifen und begreifen muß, gebratenen Hähnchen ähneln. Ich habe es schon mitgemacht, als wir uns noch nicht kannten. So wirst du wenig wissen von dem Lachen, das du soeben, wider Willen fast, beschworen hast. Mir aber klingt es noch im Ohre der Erinnerung nach aus jenen fernen Tagen, da, zum ersten Male, ich zu sagen wagte: Ich schmiede meine Sprache, die ich liebe. Sie muß mir glühen, soll der Stoff, den sie berührt, auch brennen. Es gibt keine Marter, die ich weder ihr noch mir erspare, um sie zu schlagen, auszuläutern und dann auch neu zu prägen. Nur der abhängige Untertan reicht die alten Münzen weiter; er merkt nicht, wenn der erste Glanz verwischt, die Fläche abgegriffen ist, und wenn er's merkt, ist's ihm egal. Ich aber zerschlage die alten Formen und die Formen der Alten, schmelze sie ein und schmelze sie um. Mögen die Worte auch schreien, sie müssen doch durch Qual zu Glanz und Gloria geboren werden. Eines sollen sie sein und ganz das eine: lebendige Zellen der Sprache, also nicht Kleider, die dem Gedanken um das Gerippe schlottern, sondern Haut und Fleisch des Gedankens, der die Seele ist. Jedes Wort, das ich schreibe, kommt aus dem Feuerofen meiner Seele. Ehe es in die Öffentlichkeit geht, ist es drei-

mal durch die Härteglut des Gefühls und dreimal auch durch das Kühlwasser des Verstandes gezogen worden. Ehe ich es lasse, muß es meine Mühe gesegnet haben. Dann aber weiß ich, daß eine unbegreifliche Heiligkeit in ihm wohnt und daß es geheimnisvolle Beziehungen zum Logos hat, der das Herrlichste ist, dem ein Mensch sich weihen kann.

Ein Viertelstündchen, vielleicht auch zwei, an einem einfachen Satze hämmern — ich feile nicht, ich hämmere sie zurecht —, das kann wohl ein entnervendes Schaffen sein, ist aber immer fruchtbar und beglückend, wenn es glückte. Ich hämmere ganze Perioden meines Lebens in einen einzigen Periodensatz hinein, des Lebens Atem, Grund und Seligkeit, seine Qual und seine Liebe. Die Liebe zuerst und immer die Liebe, denn ich liebe meine Sprache, die ich schmiede. Mein Ich ist meine Sprache, und meine Sprache ist mein Ich. An ihr soll man mich immerdar erkennen. Heute bin ich kühler geworden, und wahrscheinlich hat auch sie ein wenig von der Hitze eingebüßt, die ihre Lavaströmung begleitet und gezeichnet hat. Doch in Einem ist sie stärker geworden: im Eifer ihres Staunens wie im Staunen ihres Eifers, Dienerin im höchsten Sinne der Kunst zu werden und ihr Amt als Sacerdotium auszuüben, dann ihre Lust beim größten Zeitenopfer auszuschöpfen und einmal, irgendwo im abgelegenen Winkel einer Gnadenstunde, das Geheimnis der Beseligung in der Herrischkeit ihrer täglichen Schmerzensforderung zu durchdringen!

DER MALER:

Ich bin der Letzte, diese fortgesetzte Quälung deines Geistes zur Belustigung des Nächsten übersehen zu wollen. Nein, laß dem Worte jenen Ursprungssinn, der deine Sache lusterweckend, nicht aber unterhaltend will! Allein ich frage mich — und frage dich — an dieser Stelle, was der wohlgemeinte Exkurs über die Vollkommenheit der Ausdrucksweise mit unserm Thema zu tun hat. Es geht

uns nicht um Wort und Wohlklang, sondern um die stumme Kunst, die zwar in Bildern redet, aber nichts als Form und Farbe ist.

DER DICHTER:

Du bist enttäuscht, weil du dich selber täuschest, Freund! Denn unser Thema heißt, in allen Vorder- wie in allen Hintergründigkeiten, Kunst. Ich habe mich, durch jenes Mittel, das sie mir am sichersten erschließt, in ihre Mitte vorgewagt. Hier stehe ich, hier spreche ich, und alles, was nur sagbar ist, berührt die Wärme ihrer Gegenwart. Kann etwas anderes als Wort und Sprache sie erfassen und derart aus der Verborgenheit des Körperlosen drücken, daß der Ausdruck selber die Präsenz mit einem Male sinnlich wahrnehmbar macht?

DER MALER:

Ich habe, mehr und mehr, das lästige Gefühl, daß wir, das Gleiche meinend, immer weiter auseinander denken. Müßte nicht, bevor wir neue Wege wandern, unser eigentliches Ziel so klar umrissen werden, daß es Keiner aus dem Sinn verlöre? Wie kann nur geschehen, daß ich die Kunst begreife als den endlos wiederholten Versuch, der Imagination das Bild zu entreißen, das am überzeugendsten den geistig-seelischen Zustand des Menschen, welcher immer parsprototo ist, zu Schreck und Staunen veräußerte, während dir ein anheimelndes Dunkel vorzuschweben scheint, das hin und wieder leichte Töne aufzuhellen streben?

DER DICHTER:

So simpel betrachte ich weder die Ursache noch die Wirkung meiner Liebe. Denn ich sehe in der Kunst, die sich verwirklicht, die Verewigung des Augenblicks, der anders brennt als der gewöhnliche und deshalb für Den, der seiner Fülle ausgeliefert ist, nostalgisch glüht, weil sich darin, für eine Weile, das Absolutum der Schönheit offen-

bart, welches jählings Ziel einer unabdrängbaren, besitzheischenden, aber immer unerfüllt bleibenden Sehnsucht wird. Gefühlt hat dieser Auserwählte, vielleicht sekundenlang, die Gegenwart des Unfaß-, Unsicht-, Unhörbaren dem er alles zu opfern vermag: das Wort, wenn er ein Dichter ist, die Farbe, wenn er malt, die Zeit, die Ruhe, die Gedanken, und was er, träumend, als konkrete Wirklichkeit dann mehr und mehr ins Irreale hebt, um es am Ende aus der Sphäre des Sinnlichen in die des Religiösen hinüberzuretten.

DER MALER:

Ha, ich höre dich kommen, Freund! Wie damals, möchtest du den Schöpfer euerer Priestergilde einverleiben.

DER DICHTER:

Und es wäre gar kein Novum, da die Alten den Vergleich schon abgegriffen haben. Der echte Künstler steigt, wenn er die Gnade wirken läßt, unweigerlich über die Stufen der sinnlichen Wahrnehmung und der ästhetischen Spannung in die religiöse Erschütterung empor.

DER MALER:

Ich will in dieser Frage nicht wie damals widersprechen, sondern offen meine Ansicht bekennen, daß du alle Mittel einzusetzen wünschest, um mich auf dreißig Umwegen derart zu ermüden, daß du am Ende, deiner Theorie entsprechend, vorstoßen und laut Viktoria feiern dürftest. Denn das, was dir als wesentlich erscheint, ist nur Detail und Ornament. Ich aber will die Kunst im Hand-Werk packen, nicht aber in der seelischen Gehaltenheit und in der geistigen Verfassung des Schöpfers. Mich selber möchte ich, durch alle eigenen Gestaltungen, seziert und angeklagt, gepriesen oder verworfen hören. Ein einziges Exemplum, scharf beleuchtet, ausgewrungen und vielleicht erledigt, wiegt mir deine abstraktesten Untersuchungen auf.

DER DICHTER:

Ja, merkst du wirklich nicht, daß ich dabei bin, dieses Beispiel bis zum Leidgebären auszubeuten? Mühe ich mich denn vergebens ab, mir Marter über Marter zuzusprechen, damit das Leben selber Zeugnis gebe?

DER MALER:

Du begehrst, an dir das Thema auszuklären?

DER DICHTER:

Ich hoffe, daß es mir gelingen wird. Deshalb reiße ich ja ein, was mich verinseln könnte, zeige noch die Innenfarbe meines Herzens und bekenne Geist von meinem Geiste.

DER MALER:

Aber wie!

DER DICHTER:

Indem ich nicht verschweige, was mir zusetzt, und mein Wort beflügele, auf daß es sich vor deiner Ruhe ganz erschöpfe. Denn ich wiederhole:

Jeder Weg zur Erkenntnis hat seine drei Etappen. Am Anfang steht die Bewunderung, in der Mitte der Kampf und am Ausgang die Ergebenheit. Vom Enthusiasmus über den Zweifel in die Ernüchterung ist die Strecke ungeheuer weit. Allein sie hat uns Alles gegeben: zuerst das Lächeln der Unschuld, dann das Feuer der Empörung und endlich das Lachen der Ungläubigkeit. Über drei Stufen bin ich gestiegen: aus der reinen Lyrik über die sanfte Ironie in die bitterste Satire.

Und nun empfinde ich als meine Mission, die vielen Denkmäler der Überheblichkeit und die Monumente der Falschheit in den Staub zu schleudern. Vielleicht, ich weiß, wird Einer kommen und entdecken, daß ich selber zu zertrümmern sei. Er wird sich seiner Aufgabe unterziehen gemäß den besseren Fakultäten seiner Begnadung und den Mitgaben seiner Auserlesenheit.

Ich kann nicht sagen, daß mein Amt mir Freude mache, nein, ich tue, was ich tun muß, ich leide an den letzten Auswirkungen meiner Taten, allein ich gehorche, auch wenn ich einmal das Schicksal meiner Opfer teilen müßte. Doch manchmal wird die Bitterkeit meiner Berufung unterbrochen. Dann weiß ich wieder, daß es diese großen, erhabenen, hinreißenden und zugleich vermaledeiten Stunden auch in meinem Leben gibt, in denen ich mich herausgehoben spüre aus der Masse. Die Masse fließt dahin, geballt wie die Zeit, ineinsgegossen wie der Fluß, formlos unförmlich wie die Wolken, doch ich allein bin schwebend, ich fliege über dem Strome und außer der Zeit. Ich bin allein und singe, und alles Klingende ist aus mir, und alles Leuchtende kommt aus meinem Lichte. Denn ich bin auserkoren vom Himmel, den Raum über der Erde auszufüllen mit Gedanken, den Augenblick zu halten und in Schönheit zu kristallisieren, die Sekunde mit dem Atem der Ewigkeit zu beschweren und im Worte, das ich aus mir jauchze, die Herrlichkeit des Unendlichen aufblitzen zu lassen.

Außer mir ist die Vergänglichkeit, allein ich bin das Bleibende: Größe und Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit. Denn ich bin Mund vor einem Munde, dessen Stimme meine Stimme verstummen lassen könnte in ihrer wunderbaren Unhörbarkeit, in der Verkündigung ihrer unhörbaren Wunder; doch sie spricht in mich ein, und ich spreche aus, was sie begehrt und wie sie es will. Ich deute für sie das Ziel unseres Fließens und die Mündung der Zeit. In ihrem Klange bin ich erschüttert, und Alles bebt mit mir, denn die Furcht steht vor der Freude bereit, und mich haben beide in ihre Mitte genommen. So fließe ich mit den andern dahin, ein Teil im Ganzen, ein Tropfen im Strom, ach, was habe ich gesagt: ich bin doch auch nur einer von vielen, irgendeiner, nicht der erste, der irrte, nicht der letzte, der getäuscht wurde. Ich gehe die Bahn des Lebens im Bett der Zeit, und drüben, in der übernächsten Biegung, wartet eine Mündung auf mich, in der mein

Mund geschlossen wird, indes ein anderer sich zum Munde vor dem Munde Gottes macht.
Aus Gottes Hand bin ich gefallen, in Gottes Hand falle ich zurück. Denn sieh: das, was wir Zeit und Raum in der Geschichte nennen, ist nur die kleine Spanne zwischen den vorgestreckten Fingern des Herrn, die mich und Alle wie Sandkörner aus der einen in die andere rieseln lassen. Und unser Leben ist nur Fall und Widerfall zwischen den ewig auffangenden Flächen Seiner Hände, in deren Wärme alle Liebe liegt.
Und das ist, was sich auszudrücken treibt, sobald wir selber rechtgestimmte Rezeptionsgeräte sind, die das Empfangene in sich transformieren, um es bald, in Bildern verlebendigt, den Nächsten auszuliefern.

DER MALER:

Schon komme ich mir, vor den Ausschweifungen deines Poetengemütes, dumm vor. Mich lockt der Gestalter hinter dem Geschaffenen, und dich reizt ein blauer Dunst, den du mir vorzumachen strebst. Könntest du ein bißchen deine Lyrik verhalten, um vor den Greifbarkeiten objektiv zu werden?

DER DICHTER:

Ich müßte doch zuvor dein eigenes Wollen, welches bald das Ich und bald die Sache zu erforschen trachtet, in sich selber eindeutig werden lassen. Doch verstehe ich die Ungeduld, die in dir brennt. Es stört dich nämlich längst mein Abstieg zu den Gründen und mein Wiederaufstieg zu den Grundsätzen, nach denen ich bewerte, was aus Menschengeist und Herzensstimmung entstanden ist, weil du weniger die Schau vom Universellen auf das Persönliche als das Schlußfolgern vom Individuellen auf das Ganze forderst. Hier zweigen unsere Auffassungen gänzlich auseinander. So wirst du schon erlauben müssen, daß ich weiter als gewöhnlich aushole, um vom Höchsten und vom Letzten her das verum totum unseres Diskussionsstoffes zu umspannen.

DER MALER:

Ich weiß, ich weiß: die alten Tanten «Wahr» und «Gut» und «Schön» empfinden Sehnsucht nach der Wiederauferstehung! Wir drehen schließlich doch im ersten Kreise.

DER DICHTER:

Wiewohl ich diese viel beschworenen Begriffe nicht übergehen darf, liegt mir ferne, jetzt schon ihren Tenor auszubeuten. Nur im Vorübergehen sei deshalb verraten, daß ich stur die Regel gelten lasse: Nicht immer muß die Kunst die Wahrheit, immer aber muß sie die Wahrscheinlichkeit für sich besitzen!

DER MALER:

Ah, das ist prachtvoll! Denn es lehnt im Nu die Offenbarungsspiele ab, die einer kühnen und befruchteten Phantasie gelingen.

DER DICHTER:

In keiner Weise, bester Freund! Macht es die Pflicht der Muse aus, im ewig uneroberten Raum des Möglichen zu wildern, um das Niegesehene zu finden und das Schonerlebte wieder zu finden, so kann die Erfindung des Ungewöhnlichen nur ein Zeichen ihrer großen Mission sein. Die Überraschung gehört zu ihrem Wesen, wie die Raschheit zur Sekunde und das Über-rasche zu den Wundern, die ich dir geschildert habe. Denn sie nährt sich aus der Sehnsucht, gerade dieses Über-rasche festzuhalten oder wiederherzustellen, was als Wunder sie getroffen hat, damit in der Verwunderung zuerst das eigene Schöpferelement und später, in der unverdeckbaren Bewunderung des gelungenen Werkes, auch der fremde Schausinn sich betroffen zeige. Von allen Einsichten aber fesseln die am stärksten, die das Wahre und Wahrscheinliche in der nie zuvor erreichten Intensität einer neuen Bestrahlung aufhellen, welche umso glorioser wirken muß, je höher jenes in den Sphären des Religiösen entdeckt und beleuchtet worden ist. Dann

nämlich darfst du überzeugt sein, daß der Schöpfer Künstler und nicht Fabrikant gewesen ist, da diesem die Bildsprache des Mystischen ungeläufig bleiben wird auf immer.

DER MALER:

So wie du mit den langen Sätzen mir den Atem abzuschneiden drohst, so haben deine Ausführungen die Gewalt, mir plötzlich auch den Mut zu rauben. Wer wird, als Schaffender, unausgesetzt das sichtbare mit dem unsichtbaren Universum umspannen wollen?

DER DICHTER:

Der Stümper, nur der Stümper! Denn den Begnadeten wird immer treiben, in das kleine und persönliche Opus einen winzigen Teilglanz jenes splendor zu wirken, der dem Sein im Ganzen innewohnt.

DER MALER:

Aha, das Schöne naht! Wenn hunderttausend Fakten täglich uns die Not, das Elend und die Dreckigkeit des Daseins vor Augen halten und in jedem Fühlenden die Fibern des Mitleids über den Strängen des Leides schlagen, stehst du heiter auf und willst, daß wir die Herrlichkeit der Welt in lauter bunten Bildern spiegeln! In uns schriee alle Qual des Kosmos, und die Werke, die wir schüfen, lachten die Geschlagenen aus! Verzeih mir, Freund, allein das schiene mir, als grinsten nur des Teufels Kreationen uns und Gott ins Angesicht. Es wäre Blasphemie, in solchen Tagen, wo die Kenner der Geschichte Tod und Untergang verkünden und die Brüder wie die Schwestern vor der unendlichen Misère ihrer Existenz kein Miserere mehr zu beten wissen, das Lächeln der Dinge als höllisch höhnende Lüge vorzustellen, hinzugehen und für die Spötterei in Farben die Verehrung durch die Gekränkten einzufordern.

DER DICHTER:

Dein Zorn ist edel, gut, ich lasse ihn, noch in der schärferen Entrüstung, mir gefallen. Auch dieser Ausfall kann zum

Anlaß einer Digression werden, die ihren vollen Wert besitzt. So lasse ich mich vorwärtspeitschen, wo du schlägst und sage unverblümt:

Die rückwärtsgewandten Propheten, die als Historiker verschrieen sind, haben ihren vorwärtsschauenden Kollegen, den koronierten Kulturphilosophen, zum mindesten die Unkontrollierbarkeit ihrer Aussagen voraus. Über die Erschaffung der Welt ist wirklich leichter zu schwadronieren als über den Untergang des Abendlandes. Wer will denn nachprüfen, ob die Erzählung der Gelehrten stimmt, die uns mit tausend Einzelheiten ihre Behauptung belegen, Gott habe seine Schöpfung im September begonnen, Adam und Eva an einem Freitag geboren und sein Werk gegen vier Uhr nachmittags mit einem Lächeln der Befriedigung beendet?

Den Weisen aber, der in einer langatmigen Untersuchung zu erklären sich bemüht, die kreatorischen Fähigkeiten des Europäers näherten sich dem Nullpunkte der Erschöpfung, und im Jahre neunzehnhunderttrübundtraurig danke die alte Welt zugunsten einer neuen ab, kann der Bürger dieser Zeit des Irrtums, wenn nicht gar der Lüge überführen. Die Oswald Spengler, die nicht immer Träumer, Spinner oder Märchenformer sind, haben einen schwereren Stand. Sie ähneln ungemein den Ärzten, die mit morner Stimme das nahe Ende ihrer Patienten verkünden und nicht ahnen, daß sie die Aufgegebenen nach zwanzig Jahren irgendwo als lustige Brüder, Clowns der Mitwelt und vergnügte Spaßmacher, wiedersehen werden. Das ist das Schicksal Dessen, der als dunkler Ansager des abendländischen Sterbens gehandelt hat: die europäische Kultur, die er 1918 verfallend wähnte, hat einen neuen Weltkrieg überstanden und, nach einer unleugbaren Akzentverschiebung, frischen Lebenswillen und verjüngte Schöpferkräfte offenbart. Sie ist dabei, in einem gewaltigen Umformungsprozesse, der schon sämtliche Kontinente erfaßt hat, die lokalen Kulturen zu verdrängen und jenes allge-

meine Stadium zu erstreben, das sie dereinst vielleicht den Anfang der Weltzivilisation nennen werden.

Ich weiß, wie Jedermann, daß sich einer solchen Entwicklung noch ungeheuere Schwierigkeiten entgegenstellen, vor allem von der einen uniformierenden Macht aus, die heute, in einem bedrohlich wuchtigen Aufsprung, das alte Zentrum abendländischen Denkens so umklammert hält, daß hier das Fühlen und Gestalten nur noch Folge einer inneren Furcht und geistigen Todesangst sein kann. Vielleicht geht dieser Zustand rasch in Lähmung und Erstarrung über und erleichtert der Bedroherin auf diese Art das grausame Spiel. Das hieße: Europa zählt nicht mehr, die Nacht des Ostens hat sich ausgebreitet über die Urländer der größten Kultur aller Zeiten! Allein er könnte auch das Gegenteil: eine jähe Erneuerung und eine erfreuliche Erstarkung im Angesicht der Gegnerin erzeugen und die vitalen Regungen des einstigen Eroberwillens neu entfachen. Das ließe unsern Kontinent auch weiterhin mitwirken an der Weltbereicherung aus der Fülle christlicher Begnadung.

Ich verwahre mich natürlich dagegen, in dieser undurchsichtigen Frage als Prophet zu sprechen. Nachdem ich an den Epigonen eines Oswald Spengler erlebt habe, was an diesem selber nachzuweisen ist: die Unmöglichkeit einer gültigen und zuverlässigen Voraussage, enthalte ich mich des voreiligen Urteils. Was der Blankenburger Kulturbeschauer als Logik der Geschichte vorgestellt hat, ist keineswegs Gesetzlichkeit und zyklischer Ablauf der normierten Zeit. Wenn die Historie, vom ersten kleinen bis zum letzten großen Brudermord, einer strengen Vorschrift gehorcht, dann nur der einzig unabänderlichen der Illogik. Alles ließ wohl 1918 auf den Niedergang der Geistesdinge in einem Zustande unüberwindlicher Apathien schließen und neue Kriege überhaupt als reinsten Irrsinn oder als totale Unmöglichkeiten erscheinen. Es kam, trotz allem, 1939. Heute sieht die Welt nur eines:

Verderben, Tod und Atomisierung der Erde. Und vielleicht, wer weiß, erzielen wir in der Gefahr, was wir uns am innigsten ersehnen: unsern Frieden. Vielleicht gibt es eine ewige, weil von der Ewigkeit bestimmte Norm, die uns die gefährdete Existenz und das gefährliche Leben zur Voraussetzung unserer Missionserfüllung macht.

Das wäre ein furchtbares Gesetz, gewiß, doch ist die Furchtbarkeit nicht stets die conditio unserer Fruchtbarkeit im besten Sinne gewesen? Kann diese Furchtbarkeit nicht hier und dort zum jähen Zusammenbruche des Erbteils führen, das wir «die» Kultur zu nennen pflegen, auch wenn es nur ein Bruchstück, ja, ein Bröckelteilchen Dessen ist, was seit Jahrtausenden die Welt unheimlich still, unheimlich sicher und unheimlich unzerstörbar überzieht?

Darf ich auf diese Fragen Antwort geben? Darf ein Mensch versuchen, alles Ungewisse auszurotten? Wohl, er darf es wagen, und wir wagen es in allen Stunden, die wir durchatmen, und in allen Tagen, die wir durchleiden. Was ist am Ende unser Befund? Die einzige Erkenntnis, daß wir hinausgeschleudert sind in die Unsicherheit, hineingeworfen in die Unbeständigkeit. Nur diese sind uns überliefert worden. Alles Sein ist Abenteuer seit Beginn. Ungewißheit fordert unser Wagnis. Eines ist, das uns erretten kann: gefährlich leben! Ein großes Paradoxon, das noch größer wird, je mutiger wir ins Unbekannte vorstoßen! Und in der Fülle unserer Menschlichkeit uns nackt entdecken, um dann ins Göttliche, beseligt und erhoben, einzugehn!

DER MALER:

Verzeih, wenn ich, nach dieser polemisch angetönten Deutung, länger als zulässig geschwiegen haben sollte. Das alles klang, fürwahr, nicht schlecht. Ich bin der Erste, dir das Zeugnis auszustellen, daß ein Fall, ein kleiner schlichter Fall in deiner Nähe, ob nun Einer stolpert, wo er gehen müßte, oder Einer fehlt, wenn er die Ehre blank zu halten hätte, dir zu hundert hübschen Einfällen noch

über siebzehn Ausfällen verhilft. Doch ich vermag den Zweck der Abschweifung nicht zu erfassen. Was willst du eigentlich durch sie beweisen?

DER DICHTER:

Ich bin noch immer nicht bei Dem, was einer Demonstration im Sinne der Logiker bedürftig oder fähig wäre, denn ich fahre fort, das eigentliche Zwiegespräch so einzuleiten, daß ich später nur auf diese Worte, welche Zustandsschilderungen oder Prämissen, Gesetze oder Wahrheiten ausdrücken, zurückzuweisen brauche. Auch die länglichsten Ausführungen werden dem Ganzen dienen. Denn das Ganze brennt mir immerfort vor jenem Sichtsinn, welcher nicht erlauben darf, daß ich die Verwirklichungen deiner Gestaltersehnsucht kinematographisch schaue und also die Exzerpte gelten lasse als abgeschlossene opera in se, die ohne jeglichen Zusammenhang mit Dem sind, was ihnen vorausgeht, und mit Dem, was ihnen folgt. Auch sie sind Dinge, unserm Raum und unserer Zeit verhaftet, die ihre Eingeschlossenheit nicht leugnen können. In der Umfaßtheit unterliegen sie dem Drucke der Gegenwart, als deren Ausdruck sie erscheinen möchten. Ich betrachte sie und forsche in den Zügen der Zeit, vergleiche rasch und ziehe meinen Schluß.

DER MALER:

Der wäre? Nein, ich mag ihn jetzt nicht hören, denn er käme mir, nach den weit ausbiegenden Einleitungssätzen, derart unerwartet, daß er niederschlüge.

Ich möchte vorerst wieder dort anknüpfen, wo ich, zum zweiten Male, die Regung eines Widerspruchs gespürt und doch nicht Wort und Zeit gefunden habe, ihren tieferen Ursachen nachzugehen, da du Dürer und Leonardo da Vinci erwähntest, um sie in einer nachfolgenden Äußerung wieder übersehen zu lassen.

Die alten Maler aber sind, in ihren großartigen Schöpfungen, vor welchen Keiner mehr Staunen aufwendet als

ich, Vollender einer Entwicklung gewesen, die, von einem bestimmten Punkte aus, in einer Schnurgeraden ihren zwangsläufig erscheinenden Weg genommen hat, obschon nicht ausgeschlossen ist, daß vom gleichen Zentrum aus unnennbar viele Geraden nach andern Richtungen ausgezogen werden könnten. Was darf uns am Versuche hindern, einen Neubeginn mit umgesteckten Zielen zu wagen?

DER DICHTER:

Den wahren Künstler, der, nach meiner Definition, ein kühner Abenteuerer ist, wird kein Sterblicher abhalten dürfen, das zu unternehmen, was das Herz befiehlt, wenn es der Geist nicht ablehnt. Jeder Auserwählte fängt von vorne an, und jedem Berufenen stehen hundert oder tausend Pfade offen. Er wählt und geht. Vielleicht kehrt er einmal oder zweimal um, dann aber hat er, im sicheren Ausschreiten, die Gewißheit seiner Sendung nach dem Gipfel, den er zu ersteigen wünscht.

Wer aber Tag für Tag die hundert oder tausend Möglichkeiten bedenkt, erst diese und dann jene, wieder diese und darnach die nächste zur eigenen machen möchte, wird niemals in die Höhe kommen, sondern in einem fortgesetzten Wandel der Unschlüssigkeit die besten Kräfte aufzehren.

Wiewohl ich manchmal das Gefühl habe, als wechselten zu viele unserer sogenannten Künstler endlos ihre «Richtung», um in der Rastlosigkeit der Umstellung sich selber wie die liebenden Nächsten durch eine Beweglichkeit zu täuschen, die kein Fortschritt und kein Steigen, nein, ein notbetontes Treten auf der Stelle ist, möchte ich über dieses peinliche Affenspiel im Käfig der bewußten und der unbewußten Schmöckerei hinweggehen, um der leichtherzig vorgebrachten Behauptung, Dürer sei das Ende einer aparten Kunstevolution, für eine Weile nur mein Augenmerk zu schenken. Hier, wo der Nachweis, daß der

Schöpfer des «Rosenkranzfestes» irgendwie zu übertreffen sei, allein dem stärkeren Genie gelänge, darf ich, Fremdling, wenn auch Freund im Reiche deiner Wahl, kein Urteil fällen. Und ich darf dennoch die Meinung äußern, daß auch deine Ansicht irren könnte, weil nicht ausgeschlossen ist, daß morgen oder übermorgen Einer, den wir nicht erwartet haben, die Darstellungsweise des Nürnbergers um einen vollen Wertgrad höher treiben wird.

Allein nicht das, nicht einmal das ist, was mir wesentlich in dieser Auseinandersetzung dünkt, da ich, so hier wie anfangs, die Besonderheit der Kunst in einer ruh- und endlos wiederholten Fesselung des Flüchtigen entdecke, welche eher mißlingt als gelingt, und das Talent an der Beharrlichkeit erkenne, mit der es dem Verwerdenden eine Haftung, eine Bleibe, ach, ein ungezwungenes Verweilen im durchsonnten Werden eines Werkes sichert.

Jedem Schöpfer bietet sich, damit er es gestaltend halte, das Sondermilieu an, das seiner Zeit und seiner Tat, wenn nicht auch seines Atems ist. Bin ich Ohr und Fang des Pulsschlages, der in diesem Raume durch unsere Stunde geht, so bist du Aug und Hand der rhythmischen Erschütterung, die ein Beben in den Seelen weckt und ein Zittern über alle Körper jagt. Dürer konnte verewigen, was ihn umgab und was, im Geiste und im Herzen, ihm wie allen Zeitgenossen eigen war. Vom Kommenden durfte er nur wenig vorausahnen. Dir aber, der du vielleicht dem Gewesenen nachzuspüren vermagst, um dann doch nur das blattbewegende Auswehen eines kosmischen Sturmes bedenken zu können, bleibt, in gewandelter Form mit kondensiertem Inhalte, die gleiche Domäne des Lebens überlassen. Hic Rhodus, hic salta!

DER MALER:

Und ich springe wirklich! Ja, ich spränge, wenn der fesellose Tanz und nicht die unbewegte Kunst des Amtes wäre, dem ich, aus Berufung, meine Liebe vorbehalte, um ihm täglich meine reinsten Kräfte zu schenken. Denn endlich

kommst du meinen Wünschen entgegen und näherst dich zugleich dem Reservat, in welches ich dich hatte treiben wollen. Selber gehst du, sozusagen blindlings, in die Falle, die von mir zu stellen war, und fängst dich, noch bevor die eigene Bemühung angefangen hat, in einem Raume, der dich nicht mehr lassen wird.

Nur auf diesem Boden können wir, als Säer der Gedanken, einen Dialog befruchten, dessen Sätze Samen der Verständigung zu sein begehren. Gestehst du ein, daß die Malerei, gleich jeder andern Kunst, das innere Antlitz einer Zeit versichtbaren und versinnlichen soll, so wirst du, eher übel als wohl, auch zugeben müssen, daß die Werke eines schöpferischen Geistes Taten jenes Dranges sind, der in Form und Farbe die Seelenzustände einer fiebernden Epoche weniger spiegeln als begreifen möchte. Wir sind, trotz Goethe, Deuter mehr als Bildner. Dürer hat für die primären Bezirke des Sinnlichen gearbeitet. Unsere Anstrengungen wünschen, den Akzent so weit zu verlegen, daß sie, durchbrechend, in den Kern des Intellektes vorstoßen.

DER DICHTER:

Es bleibt zumeist ein frommer Wunsch, nicht etwa weil die Sehnsucht überall den kreatorischen Gewalten überlegen sei, sondern weil die plötzliche Manie, das Sein in Strichen und Figuren, Kreisen oder Farbflecken zu erklären, die Malerei zu einem Refugium für Unzulängliche, wenn nicht für Bluffer macht.

Wohl darf ich mit dir einig sein in der Erkenntnis, daß die geistigen Nachkommen Dürers das sinnliche Weltbild so vernachlässigen, daß die Abwendung einer protestierenden Verneinung ähnlich sieht, allein das ist, als Haltung, keine denkerisch erarbeitete Einsicht in das höhere Wesen der Kunst, sondern nur eine unbewußte und daher rücksichtslose Reaktion gegen die humanistische Weltauffassung mit ihrer universellen Ordnung und ihrem himmelwärts erschlossenen Sinn. Ich spüre gut den Willen in den Wer-

ken Derer, die vom Gefühlsbetonten sich entfernen möchten, um irgendwo ins Geistige emporzulangen, doch ich fühle kaum die Präsenz des Geistes, weil niemals über oder hinter dem Keuchen dessen, der sich zerebral bemüht, das leichte Schweben und Erheben jener spirituellen Mächte, die mit uns wie mit sich selber sprechen.

Auf deinen Vorwurf, in sämtlichen Dingen der Malerei ein närrischer Liebhaber ohne Verständnis und ohne Fundus, weil ein simpler Bücherwälzer und verbildeter Gemäldebetrachter zu sein, bin ich so sehr gefaßt, daß ich den Ausdruck scheulos wiederhole, der mich sagen ließ, ein großer Teil des neuen beweglichen und eingerahmten Wandschmucks sei die purste Manifestation einer künstlerischen Hochstapelei, die zudem von literarischen Snobs und von kritisierenden Windbeuteln zu geistigen Flibustierzwecken ausgenutzt werde.

DER MALER:

Das ist eine furchtbar scharfe Anklage, der ich laut und feierlich, im Namen aller Freunde, widerspreche. Du versündigst dich nicht minder an der Ehre des schaffenden Menschen als an der Empfindung des Schöpfers, den das Werk zu adeln pflegt.

DER DICHTER:

Sofern das Werk gelingt! Hat der Gestalter auch, zu Recht, seinen natürlichen Stolz, den ich am wenigsten ihm abzusprechen wage, so legt sich mancher deiner sogenannten Freunde einen falschen zu, der Hochmut in der Leere und Überheblichkeit vor den Lügen eines ästhetischen Materialismus ohne Geist und ohne Größe ist.

Ich habe schon versucht, dir klarzumachen, wie die Maler von heute einer «Revolution», einer «Umkehr», einem «Neubeginn» zu dienen glauben, wenn sie die gute alte Darstellungsweise, die zum mindesten das zeichnerische Können aller Künstler in der klarsten Offenheit als unerläßliche Voraussetzung der Vollkommenheit hinzustellen

wußte, bagatellisieren, belächeln, verlachen, verachten oder ablehnen, um, als Saboteure des Durchsichtigen und Verständlichen, weil Ausgeläuterten und Durchsonnenen, die Geschlossenheit der Gestalten aufzulösen und in der schreiendsten Unreife das Unerfreuliche anzupreisen. Ich kann und darf mich, dir zuliebe, jetzt nicht blind stellen, damit mir diese nihilistische Neigung oder diese Begeisterung zur Annihilierung des Erprobten verborgen bleibe.

DER MALER:

Das hieße, unsere Kunst sei anarchisch und deshalb....

DER DICHTER:

Erlaube, daß ich dich unterbreche, um einen Irrtum an der Quelle zu bereinigen! Ich spreche hier, wo leicht zerredet und verletzt wird, mit den extremsten Wörtern der Vorsicht. Meine Expressionen packen nur das Teilchen und das Angenommene, denn ich sage niemals, die Kunst überhaupt und alle Künstler zusammen, sondern enge ein, umzirkele und grenze ab: etliche, manche, einzelne, verschiedene, mehrere, viele! Also habe ich nur die Auswüchse oder die Verirrungen im Sinne, die hinab- und hinübereichen in die Domäne jenes hemmungslosen Subjektivismus, der die notwendigsten Bindungen zum Nächsten und zum Volke zerstört und selbst den Menschen, als das Bild des Höchsten, anfällt, um den letzten Schein von Schönheit, Licht und Güte ihm zu rauben.

DER MALER:

Du hast schon verkündet, daß er, wo sein Stift zu charakterisieren und sein Pinsel zu formen und zu tönen habe, einer diabolischen Lust zu Willen sei.

DER DICHTER:

Ich sage mehr, denn ich behaupte, daß von dem, was uns als zeitgemäße Malerei, bald hier, bald dort, gelobt und angeboten wird, nicht wenig Ausfluß einer mentalen Indisposition ist.

DER MALER:

Ha, Verrückte nennen sich Kollegen eines Tizian!

DER DICHTER:

Ich mache dich für diese Generalisierung verantwortlich. Wiewohl gewisse Experimente bewiesen haben, daß Geisteskranke, die sich irgendwie, durch einen kreatorischen Prozeß von ihren Zwangsvorstellungen zu befreien suchen, Werke zustande brachten, die ein Picasso oder ein Van Gogh ganz ruhig hätte signieren dürfen, will ich keineswegs die Schöpfungen der Zeitgenossen als manische Offenbarungen einer Paranoia hinstellen. Allein es gibt in euern Reihen einen Snobismus — und du kennst ihn gut — der des geistigen Verbrechens fähig ist, für seine Zwecke selbst die auffallendsten Kundgebungen einer Dementia auszubeuten und als eigentliche Äußerungen euerer Kunst in die Geschichte eintragen zu lassen.

DER MALER:

Du schreitest vor, als glittest du über Eier hin. Denn behaupten möchtest du in einer Weise, welche später den Protest ermöglichte, du habest nichts gesagt, obgleich in jedem Falle etwas hängen bleibt.

DER DICHTER:

Und das soll es — aber dort, wo ich zu treffen wünsche.

DER MALER:

Doch du schlägst die Nichtvisierten mit.

DER DICHTER:

Es wäre das die kurioseste Auswirkung eines Zielens, eines Hebeldruckes und eines Schusses, die sich denken läßt.

DER MALER:

So nenne Namen, und die Attacken verlieren die Erbärmlichkeit, als welche hier die Anonymisierung erscheinen muß!

DER DICHTER:

Eben weil ich Erbarmen mit den Gemeinten habe, versage ich, so dir wie mir, die Lust, polemisch und satirisch Die zu geißeln, denen ihr, die echten Könner, jede Anerkennung zugesteht. Zudem könnte die Aufzählung niemals vollständig sein, da ich meine Untersuchung über unsern nationalen Raum hinausdehne, um auch die Schreier und die Überschreier von draußen einzuschließen und darnach, wenn es möglich ist, den Kampf der Klargebliebenen und Gesunden gegen das Krankhafte zu entfesseln, dem am Ende, wenn mein Wunsch bestimmen darf, die Größe einer allgemeinen Revolte gegen das Absurde zukäme.

DER MALER:

Irrsinnig, sinn- und seelenlos! Du bleibst dir konsequent im fühlbaren Behagen, die meisten unserer Werke nur als Symptome einer epidemisch auftretenden Geistesstörung zu erklären und deinen eigenen Mangel im Begreifen als ein intellektuelles Versagen Derer zu vergröbern, die du nicht lieben magst.

DER DICHTER:

Nicht zum ersten Male geschieht, daß du mich des schlimmsten Unverständnisses zeihst und meine fleißig akzentuierte Unwissenheit derart mit den Ausmaßen des Kolossalen bedenkst, daß ich, in deiner Überzeugung wie im Auge der Welt, die simpelsten Daten über die Venus von Milo ignorieren müßte und gar nichts wissen könnte, weil, den permanenten Bemühungen um die Kunst und ihre höchste Kenntnis, um die Maler und ihre besten Meisterwerke zum Trotze, meiner Liebe nicht gelänge, was in deinem Berufe jedem Flegel (oder sage ich hier besser: jedem Pinsel?) leicht fällt: der Einbruch in das Wesen des schöpferischen Vorgangs und die Aneignung jener Grundregeln, nach denen der Auserkorene gestaltet, lebt und über alle Ungesegneten hinauswächst! In diesem

aber weiß ich, was ich weiß, und weiß auch, welcher Hingabe ich unausgesetzt erliege, um das Mysterium der Künste auszuschöpfen, nicht in der Enthüllung ihrer tieferen Geheimnisse, sondern in der täglichen Bestätigung meiner ersten und gebliebenen Empfindung, daß die nichts anderes wollen können, als fort und fort, zur Freude der Verwunderten wie zur Erschütterung der Bewunderer, Geheimnisse anzudeuten und Geheimnisse hervorzurufen. Nun hat es freilich keinen Sinn, der Kunst in dieser oder jener Form auf den Grund steigen zu wollen, wenn der eine Partner stets dem andern mißtraut und sein Wort verdächtigt, wider das Gebot der Ehrlichkeit zu klingen, oder dauernd glaubt, den Schönheitswert der Schuhe könne nur der Schuster und den feineren Geschmack der Suppe allenfalls der Koch erkennen. Erhebst du diese Ansicht zum Axiom, so habe ich nichts mehr zu tun, als das Bedauern über ihre Primitivität zu äußern und in meinen eigenen Bezirken heiter und gelassen etwas Seelenkunde nach dem Leben zu betreiben. Zum Abschied dürfte ich dann eingestehen, daß ich wirklich, vor der Kohle, vor der Staffelei, vor der Leinwand und vor dem Farbkasten absolut versage: ich bin unfähig, dich in Strichen festzuhalten und einer Tafelszene oder einem «Angelus» das Kolorit zu geben, das sie gleich von einer «Bankierssitzung» oder einem «Mitternachtsgewitter» unterschiede. Und dennoch fühle ich mich stark genug, in den geometrisch geformten Abstraktionen zu völlern, welche heutzutage «Neue Kunst auf höherem Plane» vortäuschen, und in «surrealistischen Gestaltungen» derart ironisch aufzumucken und das Universum so chaotisch, wahn- und widersinnig in Erscheinung treten zu lassen, daß nur die Stallesel meinen Übungen die Identität mit Werken anerkannter Meister nicht zuzutrauen wagten.

DER MALER:

Nun wirst du bitter und in diesem Zustande ungerecht. Denn ist es nicht verständlich, wenn ich die Äußerungen,

in denen du zu irren scheinst, dem Faktum zuschreibe, daß du unsere Disziplin nicht wie die eigene erlernt hast, um sie von innenher, als Praktiker, zu schildern?

DER DICHTER:

Das ist dein Irrtum, Freund, den ich bereits hervorgehoben habe. Du denkst nur handwerklich, ich denke aus der Mitte der Idee, des Sinnes und der Atmosphäre, die mitgestaltet worden sind, sofern die Kräfte nicht an ihnen versagt haben. Du frägst: «Warum?» Ich frage «Wie»? Du bleibst dir der Begeisterung im Schaffen bewußt, mir geht die Freude im Genuß des Fertigen ein. Wir betrachten das gleiche Bild, sehen dasselbe Objekt und schauen doch verschiedene Werte. Im kreatorischen Spiele von der Ursache aus zur Wirkung hin sind wir Pole, die sich widerstreben.

DER MALER:

Allein mein Urteil beruft sich immer auch auf die historische Entwicklung....

DER DICHTER:

....die ich, gleich dir und deinen Freunden, con amore durchforscht habe, um, wie du, auf sie zurückzugreifen, wenn das Thema ihre Unterstützung anruft!

DER MALER:

Um sie in ihren Episoden anzugreifen, willst du sagen! Soeben hast du eine wagemutige Epoche durch den Spottausguß auf den Surrealismus verdammt.

DER DICHTER:

Jawohl, ich habe, nach den Maßen der Gefährlichkeit, die jener Richtung innewohnt, ein scharfes Urteil gefällt. Das hat nicht weniger der Kunstbejaher als der Malerfreund und Katholik verkündet. Denn die Dämonie, von der ich, in der ersten Diskussion, gesprochen habe, wirkt

in ihr sich aus und bietet der Achristlichkeit ihrer ferventesten Anhänger oder Epigonen die günstige Gelegenheit zur Vertierung des Geschöpfes, das wir gottesebenbildlich heißen.

Ich will nicht hoffen, daß du plötzlich das Mißbehagen jener Atheisten teilst, die nichts anderes erstreben, als radikal die erste und oberste Stellung der Kunst, im wärmenden und nährenden Bereiche der Religion, zu erschüttern, um die geliebte Ars der Wissenschaft und deren möglichem Ersatze zur Seite zu rücken. Denn diese vollenden die Abwendung vom Sakralen im Entordneten, im Sinnlosen und im Häßlichen.

DER MALER:

Im Häßlichen? Als ob das nicht zum Sein gehörte wie der Schatten zum besonnten Ding!

DER DICHTER:

Glückliche Prägung, das! Das Häßliche ist da, gewiß, doch nicht als Wert an sich, der zu erobern wäre, sondern als ein beiläufiges Mittel, dessen sich die Schönheit bedient, um intensiver aufzustrahlen.

DER MALER:

Ah, wir kehren wieder heim zum dreieinigen Verum-bonum-pulchrum, das dich anzieht wie der Glanz die Mücke!

DER DICHTER:

Wie der splendor jede Sehnsucht! Denn wir alle dürsten immerzu nach Dem, was uns am meisten abgeht. Weil unsern Tagen die Patina des Erfreulichen, dieser glorreichen Verbindung von Schönheit, Güte und Wahrheit, fehlt, sind wir erregt, sobald das Manko der gegenwärtigen Zeit beschworen wird. Wir leben nämlich in einer kamouflierten Unordnung, die wir euphemistisch das normale Leben nennen, und empfinden den Drang zur Schönheit

und die Sucht nach dem Heiteren als eine natürliche Reaktion des Geistes gegen die allzulang genossene Einwirkung der Häßlichkeit. Staunend und verwundert buchen wir in den seltenen Stunden der Nachdenklichkeit, die in immer größeren Intervallen die frühere Gewöhnung an die Trauertage der Depression ersetzen, die überraschende Feststellung, daß dort, wo das Sein sich nach den natürlichen Gesetzen auswirken darf, die Schönheit in Fülle gegenwärtig ist.

Der Krieg konnte, als greifbarer Ausdruck eines diabolischen Willens zur Vernichtung, nichts anderes ausstrahlen als die jeden Sinn revoltierende Folge der Verwesung. Die Schönheit aber ist der frohe Wunsch der Dinge selber, zu wachsen und zu werden, sich rucklos zu vollenden und in Glanz und Ruhe, als Einheit atmend oder als Einheit veratmend, zu stehen, während der Mensch, vom Schöpfer hingestellt vor diese Dinge, nur der eingeborenen Sehnsucht gehorcht, vor ihnen, mit ihnen und durch sie zu bestehen, indem er sie ordnet nach den geheimen Ordnungen seines Geistes. Denn das Schöne kann nicht sein ohne den Geist, der seine innerste, von welcher Macht ihm gegebene, seinen Gefühlen immer ein Mysterium bleibende Harmonie in die Umwelt projizieren möchte, um dem eigenen Glanz des Abbildes oder in der Verklärung des Bildes gespiegelten ordo, dem höchsten und vollkommensten, eine Lust und dieser ein Genügen zu finden.

Was ist unsere Angst, die unsagbare spirituelle Furcht der Gefangenschaft denn anderes gewesen als die ehemals nie geahnte, niemals für möglich gehaltene Erkenntnis, daß die engste Unfreiheit der Massen in entsetzlicher, weil in keiner Richtung zu beschleunigender, in keiner Richtung aufzuhaltender Trägheit die Welt im Kerne und von der Mitte her zerstört? Da wird die Schönheit grad- und tönungsweise ausgelöscht, und es ist das Menschliche, das in seinen strahlenden Merkmalen stirbt. Der innere Ruf nach Glorie findet außen kein Echo mehr, die geistig-

seelische Spannkraft hebt sich langsam selber auf, die Ordnung fällt, und bald wirkt der Verfall sich ungeheuerlich im wachsenden externen Wirrwarr aus, der rückwirkend auf die Sinne und von diesen übergreifend auf den Körper, das Leben an der Quelle bedroht.

Wir aber brauchen das frohe Antlitz der Dinge, um zu existieren, denn ihr Glanz ist Nahrung und ihr Leuchten Labung, und was das Lächeln der Objekte — Schönheit ist die Glückung des Versuches, die stumme res an unserer Seite in ebenen Maßen aufzuheitern, im Lichte bewegt und also lebendig zu machen — was dann das Lächeln der Objekte uns wiederschenkt für alle an sie verschwendeten menschlichen Mühen, ist Heiterkeit des Herzens und Beglückung des Geistes, die Nährstoffe unseres spirituellen Werdens sind. Wir leben nicht neben der Materie, wir leben nicht an ihr vorbei, sondern mit ihr, sie ruft nach unserer Hand und unserm Atem, und wenn unser begnadeter, von obenher mächtig und wunderbar gemachter Seelenhauch sie berührt hat, geschieht in einer plötzlichen und erstaunlichen Ausweitung des Unbegreifbaren, daß der recht berührte Stoff uns selbst und unsere Nachkommen für immer rührt. Hier, in dieser unausdeutbaren Wechselwirkung beginnt und endet das Geheimnis der Kunst, die ja die unendlich leise, endlos fremde Sprache der Schönheit ist.

Und diese Sprache reden nur die Auserwählten, da sie allein vom ewigen Pfingstwunder, das nur einmal im Brausen mit sichtbaren Flammen geschah und nun in der Stille sein unsichtbares Feuer verweht, durchbrannt und gesegnet worden sind. Sie verkünden, im gewaltigen Schweigen der Ergriffenheit — und das ist im wahrsten und ursprünglichsten Sinne des Wortes Gepacktsein durch den Hohen, Den sie weder sehen noch hören, aber spüren in der Macht Seines Willens, der sie bewegt, und in der süßen Gewalt Seiner Führung, der sie immer sich ergeben — die eine und einzige Wahrheit in der Güte Dessen, was

uns aufreißt zuerst und dann hinreißt und hineinreißt in einen erhobenen Raum des Gefühls, wo sich jäh unsere Endlichkeit mit dem Ewigen berührt und die Lust und die Freude, die Betroffenheit wie das Getroffensein entlarvt wird als ein Verlangen nach höheren und makellosen Welten.

Nicht zu zählen sind die Gradstufen, die hinaufführen. Doch ganz oben erst sind wir daheim. Denn dort, über allem Menschlichen, ist die Schönheit vollendet, die unsere höchste Sehnsucht ganz erfüllt.

DER MALER:

Und die Häßlichkeit wäre damit ausgelöscht?

DER DICHTER:

Nur gedämpft, mein Freund, und dann gesehen im Lichte des Schönen!

DER MALER:

Und doch verrätst du, unausdeutbar sei das Chaos unserer Tage, unbegreiflich auch die Unordnung der geheiligten Ordnungen und nicht zu fassen der Triumph des Bösen über alle guten Mächte in der Welt?

DER DICHTER:

Das alles läßt sich leicht erklären durch den Einbruch des Häßlichen in unser Leben.

Seitdem wir uns empört haben gegen alles Hohe und gegen den Höchsten selber, da wir das Niedere bevorzugten und das Niederste nicht mehr verabscheuten, haben wir der einzigen Gewalt entsagt, die uns erheben, retten und erlösen konnte. Des Mangels Mangel, in den wir hineingeboren worden waren, schien uns des Segens viel zu viel zu sein; so enthoben wir den glücklichen Zustand seines genitivischen Zwanges. Wir verhoben uns, ach, und blieben im Mangel allein, im Mangel allenthalben, im Mangel ohne Ende klein und erbärmlich zurück.

Das heimliche Antlitz der Schönheit verbarg sich uns, und alle Unendlichkeiten gingen damit zu. Uns blieb der Schmuck, uns blieb die Zier. Uns blieb noch weniger, sobald wir versuchten, den inneren Hunger an der Zierlichkeit zu stillen. Wir verniedlichten unsere Größe, wir effeminierten die Stärke und erkannten kaum im infantilsten Ausdruck unserer schöpferischen Kräfte den Fluch, mit dem wir beladen waren. Nein, wir gingen nirgends in uns, sondern wir brachen gotteslästerlich aus uns aus: unser Trotz schuf die Maschinen, unsere Auflehnung baute sich Wolkenkratzer, unser Haß spaltete Atome. Wir jubelten und sahen uns, im unbändigsten Schwung der kreatorischen Eruptionen, schon die ganze Schöpfung umkrempeln und vom Kerne her erneuern nach unserm eigenen Ebenbilde.

Aber unsere Maschinen blieben kalt, unsere Hochbauten spuckten Nüchternheit aus, und unsere Kunstwerke starben mit dem Tage, der sie geboren hatte. Denn überall, wir merkten es in unsern bis zum Wehsein offenen Sekunden, fehlte die Weihe der Schönheit. Nun wollten wir diese selber betrügen und den Schein zum Gnadenschimmer unserer Schöpfungen machen. Was wir sagten, hatte den Schein der Wahrheit und war doch Lüge. Was wir taten, trug den Schein der Güte und war nur Bosheit. Was wir bildeten, stand im Schein der Schönheit vor uns und war nichts anderes als übertünchte Häßlichkeit. In allem schwieg, aus allem schrie ein Mangel: an Harmonie und Melodie, an Reinheit und Ergebenheit, an Sanftmut und Demut, an Einfachheit und Menschlichkeit. Es gibt ein Wort, das alles das enthält und deutet. Es heißt: die Liebe. Die Liebe ist uns stolzen Protzen fremd geworden und mit ihr die Schönheit. Denn Schönheit ist das Lächeln der Liebe einer lauteren Seele. Wohl, es gibt kein Ding, von uns geschaffen, welches lächelte und liebte. Aber tausend Dinge sind uns täglich vorgehalten, die das Lächeln in den klaren Seelen wecken. Sieh, hier quillt es auf, da fließt es aus, ergießt sich über das betrachtete Objekt und glänzt und

leuchtet! Dieser Glanz im Lichte ist nur die Verlebendigung des Ungreifbaren, jener Liebe in ihrer heiligenden Simplizität als Ausdruck der Begnadung, die der Künstler aus durchfreutem Geiste mit in seine Schöpfung hineingegeben hatte.
Schönheit: Versonnenheit der Sehnsucht, die das Geheimnis der Urschöpfung aus der durchsichtigen Vaterlust des göttlichen Antlitzes erschauen möchte! Nachstrahl eines Blitzes, der das Jenseitige für einen Augenblick, ach, für weniger als einen Augen-Blick, weil für die unmeßbar kurze Dauer nur, in der sich die Weckung des Hungers nach dem Mehr an lichter Offenheit von drüben vollzog, mit einem Male aufgerissen hatte! Steigerung des Lichtes in diesem irdischen Sein, weil sich von oben her ein unverlorener Glanz hinzugegeben hatte! Und auch zugleich ein Hauch von Schwermut, das leisere Mitblinken einer Trauer, die sich nicht verhalten läßt, weil der wache oder aufgewachte Geist, der im Aufstrahl des Ewigen die überblendete Zeit, die belichtete Menschheit und die umschatteten Dinge des Diesseits gestaltet, zu fühlen vermag und schon zu wissen imstande ist, daß der Glanz, den er eingefangen hat, noch in seiner höchstbegnadeten Vollendung vergänglich ist!
Schönheit ist das Lächeln der Liebe, die in allen Werken mit den feinsten Fühlern die Liebesstärke des ewig größeren Schöpfers erspürt.
Gestaltung aus Eigenem oder Nachgestaltung der Natur! Es ist immer nur dasselbe. Ein Spiel der Liebe, die den Überfluß am Dasein, des Mangels Mangel in der Welt entdeckt und vorstellt als ein Überfluten der Farben und ein Überstrahltsein der Formen, das selbst die Steine in der Hinordnung zum Ewigen, die Klänge und die Töne in der Harmonie nach himmlischen Maßen und die Worte in ihrem unbändigen Willen zur Erfassung des unteren und oberen Universums noch berührt und umronnen, durchatmet und belebt zeigt von einer Wärme, die nicht mehr ganz des Menschen ist!

Wir leben im Haße. Wie sollte nicht die Häßlichkeit, des Hasses Ausdruck, das Gesicht der Welt entstellen, welches einmal so unsagbar lieblich, weil Spiegel der Liebe gewesen ist?

Laßt uns in Liebe leben und wir haben die Schönheit wieder!

DER MALER:

Hier kommt der Augenblick, in welchem ich geschichtlich denken und die Entwicklung anführen muß. Denn alle großen Meister haben auch das Häßliche gestaltet. Ich möchte, dieses sagend, nicht einmal Dämonendarstellungen der Primitiven beschwören, sondern ausschließlich auf die berühmtesten Schöpfer hinweisen, auf Einzelheiten etwa des Isenheimer Altars von Grünewald, auf Meister Franckes Schmerzensmann, auf mittelalterliche Themen, die das Jüngste Gericht, die Hölle, die Peinigung der Verdammten, den Tod und die Apokalypse betonten, auf Hieronymus Boschs Stumpfbeiner oder, näher zu uns, auf James Ensors Intrige, auf Rouaults Akt, auf Redons Spinne, auf die Mors syphilitica von Félicien Rops, auf hundert andere, wenn du willst, unter denen unser Landsmann Kutter nicht die unterste Stelle einnähme. Heerscharen dürften defilieren und dir bezeugen, daß der Welt Gesicht nicht engelsam und zuckersüß, sondern unausschöpfbar tragisch ist. Inmitten deiner vielgepriesenen Schönheit spielt sich pausenlos ein Drama ab, aus dem mit einem Male das Difforme vorschreitet, um die Harmonie der Linien zu quälen und, gleichsam unter Maschinendruck, die gutgeformten Dinge und Gestalten zu verzerren oder zu verbiegen. Und dennoch wird dadurch das Abstoßende in der Existenz nicht übermäßig gespiegelt und noch weniger das humane Ideal in seiner absoluten Negation verwirklicht. Blick um dich, Freund, und prüfe jeden Großen! Du wirst, vielleicht entsetzt, entdecken, daß überall die Proportionen gefälscht, die Gesichtszüge entstellt, die Normen überschritten, die Absurditäten ge-

zeichnet, die Vulgaritäten akzentuiert, die falschen Farben betont, die konsekrierten Werte verrissen, die Anomalien bevorzugt und die Unnatürlichkeiten gesteigert worden sind. Nenn das alles Degenerierungserscheinungen oder nenn es Dissonanzen, es ist und bleibt, es wirkt und hat Gewicht!

DER DICHTER:

Ja, das tut es. Aber wie? Der Künstler transfiguriert es durch sein Talent in solchem Maße, daß er, Wunder wirkend nach den Bestimmungen der Gnade, das Berührte schön und also wohlgefällig und erhaben macht.

DER MALER:

Wie können Goyas Deliriumsgestalten, die Zwerge des Velasquez und die Epileptiker von Breughel nur dein Wort bestätigen?

DER DICHTER:

Dadurch daß der Künstler hier die stärksten Leidenschaften und dort die größten Übel in einem Typus zusammenfaßt, packt er Zeit und Welt im Fleische, konzentriert in einem Wesen, das die Kraft des Symbols gewinnt, was ihm an der Masse auffällt, verleiht den Gestalten eine befremdende Form, sublimiert das Geschaute und transponiert es in Schönheit. Was aber heißt das anders, als daß er die Dinge mit irgendetwas schmückt, das einem irrealen Anhauche, halb Schimmer und halb Atem ohne irdisch-menschliche Bezogenheit, zu gleichen scheint?

DER MALER:

Mir klingt das wie lyrisierte Philosophie. Auf welche Weise sollte der Künstler diesen unkontrollierbaren Prozeß erleben?

DER DICHTER:

Er ist wesentlich Verklärer. Alle nackten Objekte stören ihn. Er muß sie schwebend machen, damit sie anders

scheinen, als sie sind. Darum hüllt er sie, dem alten Halt entrückt, in Glanz und Glorie.

DER MALER:

Und zu welchen Zwecken?

DER DICHTER:

Er wittert hinter, wenn nicht in ihnen ein Unheil, gegen das er sich zu schützen sucht.

DER MALER:

Indem er die Materie verwandelt?

DER DICHTER:

Indem er sie, in deren Fehlern und Unvollkommenheiten er die eigenen Schwächen und Gebrechen zu schauen glaubt, aus dem Natürlichen entfernt und dann verschleiert! Er klatscht nicht ab, er bildet um. Doch Bild bleibt immerdar, was er gestaltet, sodaß, wo er verhäßlichte Gestalten präsentiert, der Ursinn seiner Berufung erfüllt wird, wenn auch hin und wieder nur in der Fastnachtsmaske des ewigen Gottesbildes. Wo seine Kunst der Imago entsagt, um nicht mehr mensch- und gesichtsbezogen zu sein, wirkt sie gegen Den, Der aus dem Nichts erschafft und jeden Schöpfer kreatorisch macht: sie ist satanisch!

DER MALER:

Schönheit aus dem Unschönen! Ich verstehe nichts mehr.

DER DICHTER:

Glanz über einer Wasserlache! Ich kann es sehen. Schönheit transzendiert: der Stoff ist weder ihre erste Ursache noch der Anstoß zu ihrer letzten Wirkung, nur das Mittel, in welchem sich die Strahlen fangen und bündeln, um reflektierend zu werden. Nicht jeder fühlt es, weil auch das Schönheitsempfinden seine Grade hat. Es wächst mit dem Maße der Annäherung an Den, Der im Höchsten

schön ist. Ihre Würde wird allein dem Edlen offenbar, der sie im Spiegel des Geschaffenen und Erschaffenen als Abglanz des Überdinglichen betrachtet.

Der Aesthet aber sieht nur das Angenehme, an dem er trunken werden kann bis zu jenem Grad der geistigen Beseligung, aus der heraus der Engländer Keats seine berühmten Verse: A thing of beauty is a joy for ever geschrieben und der Österreicher Hugo von Hofmannsthal die Formel gefunden hat, in der sich der Schönheitstrunkene mit der Ursache seiner geistigen Lust in einer traumgleichen Stimmung vereint:

«Und drei sind eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum!» Hier, wo das Sehen nicht zum Schauen sich vertieft, um hinter der beata visio zur visio beatitudinis und also, über allen Bindungen an das Physische, zur geläuterten Freude in der Betrachtung der causa prima aller Herrlichkeiten zu werden, ist die Propulsionskraft der Schönheit nur in ihren geschwächten Graden ausgenutzt worden. Das sind die Grade der Gefahr. Denn in ihnen wird das Denken gedrosselt, und alle Schwingungen der Seele, die ausgelöst werden durch den Anblick des Gefälligen — «Schön ist, was gefällt!» — schwellen an, ebben ab und vergehen im Raume des Sinnlichen, in dem sie allmählich jene große Sättigung schaffen, welche hüben den Snobismus und drüben den Kult der Venus erzeugt.

In dem Augenblick aber, wo wir die geistige und seelische Sattheit als das hervorstechendste Merkmal der schaffenden und genießenden Künstler feststellen müssen, bleibt uns nur zu sagen, daß die Menschen dieser Periode wieder heidnisch geworden sind und die Hoffnung, welche im Prozeß vom Schauen zum Betrachten der Schönheit sich als das natürliche Produkt des erregten und bewegten Geistes einstellt und nichts anderes ist als das endlose Hungern nach der Zukunft und nach der Erfüllung unserer höchsten Sehnsucht, dieser letzten Virtus der Schönheit, abgelegt oder gar verloren haben. Denn die Hoffnung ist das

Mal, das allen Christen eingeprägt worden ist für alle Zeiten.

Wo sie nicht zugegen ist, bleibt das Leben leer und ohne Trost. Keine Flucht in die Tempel der Schönheit bringt Rettung aus dieser Not. Denn nirgends vermag die Schönheit auf irdischen Wegen zu trösten. Die Sehnsucht, die sie weckt, steigert unser Leid. Manchmal, nein, unausgesetzt ruft sie das Verlangen an, das immer Antwort gibt und niemals ohne Qual und ohne Schmerzen kommt. Trost verleiht allein der Anblick des Leids. Mit solchen Widersprüchen ertragen wir das Leben. Ich lege den Finger an die Wunden der Zeit, stelle Symptome der Entwürdigung, des Niederganges und des Verfalls heraus und führe zugleich, beinahe im selben Atemzug, die Erscheinungen an, die durch ihre verborgenen Kräfte in uns die frohe Hoffnung stärken, daß wir der Genesung entgegentreiben. Das ist kein Widerspruch des diszernierenden Geistes, sondern das ewige Paradoxon der Geschichte, in der sich beide Prozesse simultan entwickeln. Nur unserm Auge ist schwer, die Mächte genau zu erkennen, die hier oder dort im Sieg der geistigen, lebenerhaltenden Kräfte oder im Triumphe der vernichtenden Gewalten das Übergewicht gewinnen. Es geschieht, daß sich mitten im Leid, dem wir ins Auge blicken, plötzlich ein Glanz erhebt, der im Widerschein, da er unser geworden ist, mit einem Male zu wachsen beginnt und den Schimmer des Gloriosen annimmt. Was ist geschehen? Wir sind, obwohl wir litten, durchschauert und erhoben worden. Aus dem Kerker der Schmerzen kamen wir in die Kammern der Hoffnung, und seltsam legte sich über das Leid ein Leuchten, das gesteigerte Schönheit war. Wahre Schönheit ist vielleicht nichts anderes als ein unbewertbarer Lohn für das ertragene Leid.

Doch wessen Lohn? Von wem Demjenigen geschenkt, der ausgetrauert hat?

Da stehen wir an der andern Seite des Mysteriums, wo wir jäh zu ahnen anfangen und dann auch leichter zum

Begreifen kommen, weshalb wir den höchsten Trost in äußerster Not aus dem hohen erhobenen Zeichen der unsagbarsten Passion aller Zeiten schöpfen: aus dem Kreuze! Denn das Kreuz ist die unendliche Hoffnung, die ausgreift nach allen Richtungen, anzieht alle Blicke, die der Erhobenen und die der Niedrigen, in unweltlicher Stummheit aller Schönheiten letzten Ausdruck verheißt und vom Menschen, der sein Gefallen an der vollendeten Herrlichkeit erproben möchte, eine entscheidende Umkehr verlangt: den Gang über den invertierten Weg, nämlich aus der Betrachtung ins Schauen und von dort ins Sehen am Ende, das wohl kein Sterben in Schönheit, aber, gewaltiger noch, ein Sterben in die Schönheit ist.

DER MALER:

Alle deine Ausführungen kehren immer wieder zum Ewigen zurück, das ebenfalls, vielleicht nur dunkler, Ziel des Strebens ist, das mich beunruhigt und mir bestimmte Wege weist. Ihre Richtung aber scheint sich nicht mit jener zu decken, die du als einzig richtige zu verkünden trachtest. Und dennoch habe ich in keinem Augenblick, dich hörend und dem Worte erschlossen, das du sprichst, die Überzeugung, mich künstlerisch von den schöpferischen Mächten abgewandt zu haben, die aus der Religion zu wirken und zu leiten, zu erheben und zu begnaden vermögen, obwohl ich mehr und mehr den Eindruck gewinne, dir sei die absolute Kunst in ihren abstrakten Erscheinungen nur deshalb zuwider, weil sie als Gegnerin des Sakralen aufzutreten pflege.

DER DICHTER:

Es beunruhigte mich, zu wissen, solches dürfte jetzt, wo unser Dialog zuende geht, die Haupt- und Letztimpression des weitgezogenen Gespräches bleiben. Aus diesem Grunde möchte ich auch hier den klärenden Ausdruck nicht verhalten, sondern laut bekennen, daß ich jedem Künstler, der die Gabe hat und auch den Glauben, den Willen und

die Ehrlichkeit, sich vollends selbst der tiefstverborgenen Imagines zu entledigen, Kraft und Größe zutraue, mit Farbschwüngen, die wie Flügelstriche des Genius wirken, und mit geheimnisvollen Strichen, die des Lebens Rätsel an den Wurzeln darzustellen scheinen, den Weihecharakter der Kunst zu steigern oder zu vollenden. Nicht aber will ich, daß gemeint werde, meine Ansicht breche damit durch und offenbare unsern Modemalern, auch die geheiligteren Farb- und Formschöpfungen hätten sich, auf jeden Fall und immerfort, den wechselnden Verhältnissen der Zeit zu fügen, alsodaß die nächsten Launen eines trunkenen Geistes als die neuesten Bedürfnisse des Augenblicks die frischste Umstellung erzwingen dürften.

DER MALER:

Nicht das ist, was ich gemeint habe, sondern eher die unabweisbare Furcht vor der Unerschütterlichkeit deiner Gegnerschaft zum «neuen Stil», zum «entsentimentalisierten Gemälde» und zur «antiphotographischen Darstellungsart». Du zielst in allem nach dem Transzendenten. Ich möchte, in abstrakten Gestaltungen, denselben Zwecken dienen und das Unaussprechliche andeuten oder das Unfaßbare dem Wahrnehmen näherbringen. Die überkommene Darstellungsart vermag mich dazu nicht im gleichen Maße wie die neue anzuregen. Diese aber lehnst du ab, obschon du nie versucht hast, ihren höheren Sinn auch nur von ferne zu verstehen.

DER DICHTER:

Ich habe mehrmals im Verlaufe dieser Unterredung vom Glauben gesprochen, das ist wahr, ich habe desgleichen oft und gerne hingewiesen auf die jenseitigen Dinge, nach denen sich, für mich, die Diesseits-Existenz zu richten hat, — ich darf es nicht mehr leugnen. Allein ich habe nie behauptet, daß der Maler nur aus christlichem Gemüte jene Werke zu vollenden vermöge, die mir, als frommem Katholiken, Satisfaktion, und die mir wieder, als rechtem

Schönheitsfanatiker, Genuß verschafften. Es kann Einer, den der Himmel ausgezeichnet hat, nicht wissen, wie die Kirche seines Viertels innen aussieht, und dennoch in der Fülle das zum Ausdruck bringen, was wir «sentire cum ecclesia» nennen. Ein Künstler ist nämlich mehr als Einer, der vorübergeht und einen bunten Schimmer hinterläßt; denn in ihm finden tausend oder hunderttausend Regungen und Quellungen der Welt sich zusammen, die, mit einem Male, als ein Sammelborn geheimnisvoller Flutungen und dunkler Fließungen, in seinen Schöpfungen zum Vorschein kommen. Dann wird zumeist die Menschheit durch den Ausdruck einer Haltung überrascht, die, absolut, das Wesen eines religiös gestimmten Menschen so vollendet wiedergibt, daß die Gläubigen zuerst die Größe der Gestaltung empfinden, an welcher unbewußt das sinnlich Faßbare für das Überweltliche transparent gemacht worden ist.

Denn so begnadet ist der Maler, daß er, mit den unendlich verfeinerten Organen des Empfindens und des Ahnens, sämtliche Wehungen einer Sphäre auffängt, in die nur einzudringen vermag, wer sich rühmen darf, ein Auserkorener zu sein.

Hier kehren wir zum Urbeginn des Gespräches zurück, hier rühren wir erneut an das maximale Donum des Talentes, das wohl alles ist, allein von uns nicht abgewiesen oder umgedeutet werden kann. Hier also lasse ich dich endgültig, nicht ohne auszusagen, was du mir verschweigen möchtest: daß ich, redend oder widerredend, deinem besseren Wissen unterlegen sei! Die Liebe, der ich lebte, um die Kunst zu fördern, könne nie genügen, um das doppelte Geschenk der Begabung und der Erfahrung aufzuwiegen, welches dein sei! Und widersinnig scheine mein Bemühen, mit dem Kopfe eine jonische Säule erweichen zu wollen!

Es ist ein altbekannter Vorwurf, den ich hören und quittieren muß, bevor ich ihm mit Worten meiner Wahl

begegenen darf. Ich habe ausgesagt und wiederhole freudvoll:

Wo die auserwählte Einbildung eines Volkes sich als Bildungselite der Nation vorstellt und ihre intellektuelle Wochennahrung aus einer hebdomadär gefüllten Müllkiste der Intellektualität bezieht, weil ihr, bei aller Sinnenhaftigkeit der Leidenschaften, jeder leidenschaftliche Sinn für Ehre, Wert und Würde des spirituellen Lebens unterm ehernen Gesetze der Wahrheit abgeht, wird bald das bißchen Geistesdasein erstickt werden. Man könnte ihr vielleicht noch rechtzeitig zurufen, sich selber, bevor es zu spät sei, vor das Tribunal des eigenen Gewissens zu zitieren, damit sie den Verfall im Innern als die nefaste Folge einer moralischen Karenz durch die Ausschaltung des Glaubens erkennte. Doch den amikalen Imperativ: Richte selber! verstünde sie falsch und führe fort, das hohle Gerüst zu errichten, welches später für ihre unleugbare Kopflosigkeit zeugen müßte.

Einen Glauben freilich hat sie sich im Kampf gegen die heiligsten Überzeugungen Anderer bewahrt: den an die eigene unfehlbare Größe, die so erhaben ist, daß sie nicht mehr merken kann, wie dem affichierten Credo die Wahrhaftigkeit unter der Deckung der Innerlichkeit fehlt. Dieses Credo ist ein Schrei der Leere in die Raumlosigkeit, wo er weder Schalldach noch Echowand besitzt. Es ist keine handgreifliche Realität, sondern die immer gegenwärtige Fiktion von der Präsenz des Geistes, der doch geflohen ist auf den Flügeln der aufgescheuchten und davongejagten Seele.

Auf dieser gründlichen Verkennung beruhen ihre grundsätzlichen Erkenntnisse, die das Heer der Nachläufer als Dogmen und Doktrinen der freisinnigen Religion in der Kirche des Fortschrittes begeistern und die eine Kultur eröffnen, welche das Christentum, diese immerwache inquietas in allen Sphären der Existenz, bis hinauf zu den Höhen der Glückseligkeit in der ruhelosen Hoffnung, endlich und

endgültig beschließen sollte. Diese Weltlich-Allzuweltlichen mit ihren aufgebrochenen und eiternden Diesseitskomplexen haben ja, von jedem Zwang befreit, die Möglichkeit, die Kultur an sich, in der wir Rückständigen immer noch eine cultura animi animaeque sehen, in Ruhe zu lassen und die letzten Dinge mit der großen Gelassenheit aller Gotteswaisen abzuwarten. Doch wenn sie auch die Ruhe für sich als Kultur betreiben, können sie doch niemals uns, die wir Kinder Gottes bleiben möchten, achtundvierzig Stunden ungeschoren lassen: ihre Überlegenheit stößt sich dauernd an unserer Ergebenheit, und die Fläche ihrer heiteren Lebensansicht möchte unsern Nöten Spiegel sein, damit sie ganz sich freuen dürften, wenn wir vor der Leere des offerierten Grinsens erschrecken müßten. Nun bringen wir sie um diesen Spaß, weil uns die Öde des Grauens schon bekannt war, noch ehe sie die letzte Weite im Ausdruck ihres Sprachgesichtes offenbart hatten. Das aber verzeihen sie uns nie. Zur Not ertrügen sie einen Nachweis, der ihre geistige Unzulänglichkeit wie ihre charakterlichen Brüche aufdeckte, niemals aber die Fixigkeit, die ihres Hohnes Lachbereitschaft um einen Ausbruch betrügt. Die eigene Dummheit drückt, die eigene Lüge schmerzt sie nicht, doch ein billig inszeniertes Schauspiel, das dieser und jener entgeht, trifft sie, wo sie empfindlich sind: am Lebensnerv ihres Philistertums!
Wir haben noch Respekt vor ihrer Impotenz, die sich schwitzend bemüht, den Kontakt mit dem Geiste irgendwo aufzunehmen, sie selber nicht einmal Achtung vor dem Gesetze der Scham, das, bei allen Höllenqualen eines universellen Gelächters, streng verbietet, den inneren Schwachsinn auch publik zu machen. Sie bringen es immer fertig, da sie vorher sich schrecklicherer Übertretungen schuldig gemacht haben, und sofort entsprechen der Exhibition ihres Unvermögens die ästhetische und die ethische Schwerhörigkeit all ihrer Freunde, die den gellenden Unsinn nur als angenehmen Ohren- und Augenkitzel verspüren.

Wir, als Gläubige, sind wandelnde Minderwertigkeiten in ihren Augen. Und seitdem es ein Symptom von geistiger Kraft und seelischer Größe ist, wenn ein kalter Riesenroboter den einfachen, schlichten, schwachen homo erledigt, wissen jene vor Erhabenheit sich nicht mehr zu fassen. So fassen sie nach uns. Es ist ein altes Spiel, allein es gefällt ihnen immer noch: der Plumpsack geht um! Lassen wir ihnen endlich das Vergnügen und tun wir so, als seien wir tatsächlich getroffen. Vielleicht tut es die Kindischkeit der Kindlichkeit gleich, die einschläft, wenn man ihr zu Willen scheint. Dann bleibt uns immer noch Zeit, unser Retterwerk in Ruhe zu vollenden.

DER MALER:

Diese Anschuldigung ist wirklich unverdient. Ich fühle mich getroffen und verletzt und mag nicht mehr....

DER DICHTER:

Ich aber blute längst an Innenwunden, die, von dir geschlagen und von deinen Freunden aufgerissen, dem Dialog die Lust zum Formulieren und die Heiterkeit zum Exponieren geraubt haben. So stark aber leide ich noch nicht, daß mir das Unheil widerführe, dich zu meinen, wo ich Unzulängliche geschildert habe. Dich kenne ich und deine Taten. Deshalb bist du immer ausgenommen mit den Vielen, die dir gleichen, wenn ich geißeln muß. Und habe ich dich Freund am Anfang geheißen, so rufe ich dich Freund am Ende, — zweifach gar, weil du es auf den beiden Ebenen, der menschlichen wie der künstlerischen, jahrelang gewesen bist und jahrelang auch bleiben wirst. Ich hoffe nur, daß es geschehe in derselben Humilität, die den allerletzten Akzent meiner Rede fordert: wir wenigstens wissen und vergessen nie, wie wenig der Mensch, als auserwählter Gestalter, in Schöpfereitelkeiten brennen darf! Mag er viele Fähigkeiten besitzen, so geht ihm dauernd doch die höchste ab: aus dem Nichts ein bißchen

Licht, ein wenig Glanz und etwas Glorie zu erzeugen! Das zu bedenken, könnte Manches wandeln. Es lebe deshalb, wenn die Imago mehr und mehr aus der gesegneten Imagination fallen sollte, die heilende Erinnerung.

Dialog über den Menschen unserer Zeit

DER AGNOSTIKER:

Prost, mein Alter! So sind wir denn in die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hineingesprungen, wie wir aus der ersten herübergehupft sind, ohne Weh, doch voller Sorgen, klein und häßlich hier wie dort, bequem und liederlich, ein bißchen angeheitert und ein wenig angstbenommen! Das soll uns nicht abhalten können, endlich einzuschenken, was allein uns köstlich kitzelt, und dann anzustoßen auf die großartigen Dinge, die uns sicherlich bevorstehen.

Doch mögen die Herren Forscher weiterhin im Wasserstoffzerlegen das besondere Heil der Menschheit entdecken, — mir hat es sich schon längst im Weine offenbart. Wohl knallt auch dieser manchmal, doch er mordet nicht, o nein, er stärkt das Leben und befeuert die Vitalität. Ich bin, seit Bikini, dafür, daß die Laboratorien nur noch aussehen dürfen wie gefüllte Kellereien und daß von jetzt ab bis zum Jahre zwanzighunderteins die Bomben dort nur zulässig sind, wo sie in einer adjektivierten Form die innigste Verbindung mit voll verwirklicht haben und darnach wieder zum Vorschein kommen möchten.

Noch ein Fingerhütchen Sekt, mein Bester! Soo! Zum Wohle, Freundchen! Hoch die bessere Hälfte unseres Säkulums!

DER DIAGNOSTIKER:

Es sei, wie du es wünschest, — aber nur für dich! Halten wir deiner Ausgelassenheit auch viel zugute, so versagen wir uns doch den Zwiegeschmack des Daseins, den du anzupreisen liebst: abends mit geschwollener Brust und morgens mit geschwollenen Haaren aus der Kelter des Weines

für die Presse des Teufels zu gedeihen! Champagner ist ein edler Trank, der will bedächtig und in langen Intervallen inhaliert werden, — genau wie die geheime Lust an der Existenz. Wer die und jenen kübelweise schlürft, muß manchen Katzenjammer mit in Kauf nehmen. Ich bin wohl nicht im Dienste hier und dennoch willig dir zu Diensten, da ich vor dem Eifer warne, der dich hinreißt: deine Körperhitze steigt bedenklich hoch, und in deinen Worten lodert eine Glut, die sämtliche Symptome eines geistigen Fiebers offenbart.

Ich trinke, weil wir feiern; doch ich trinke auf die Mäßigung und auf die Bedachtsamkeit.

DER AGNOSTIKER:

Bravo! Bravissimo! Das nenn ich löblich, und ich bin sofort dabei. Zwanzigmal — oder willst du hundertmal? — heben wir das volle Glas auf die Mäßigung und auf die Bedachtsamkeit. Jawohl, hundertmal und mehr kippen wir es in die Kehle, die das Hohelied der Moderation und der Überlegung singt. Und dann wollen wir uns wieder sprechen.

DER DIAGNOSTIKER:

Ich widerspreche lieber — und ich tue es sogleich, indem ich einmal deinen Standpunkt einnehme und aus der wiederholten Erfahrung, daß du dem reichlich nahen Stadium forcierter Fröhlichkeit nur schreiend oder tobend zu entgehen pflegst, die unbezweifelbare Folgerung gewinne, weder deine physische noch deine psychische Temperatur vertrage ein weiteres Anschwellen, es sei denn, du suchtest den Krawall herauszufordern und möchtest unbedingt mit einem Freunde brechen, den du brauchst, um seine Ruhe zu mißbrauchen.

DER AGNOSTIKER:

Hahaa! Die Erfahrung aber hat bewiesen, daß dir am allermeisten an meinen periodischen Ausbrüchen gelegen

ist. Du förderst geradezu meine üblen Launen, um sie deinem wissenschaftlichen Studium in ihren Explosionen zugänglich zu machen. Ich bin dir bestenfalls ein ungewöhnliches Objekt zur szientistischen Betrachtung. Mit oder ohne Glas, beschwipst oder nüchtern, klaren Hauptes oder brummenden Schädels, — immer tastet mich dein zudringlicher Geist an allen nackten Fasern ab. Und weshalb? Weil ich, sozusagen als ein saufendes Teilchen, jenes süffisante Ganze der Menschheit darstelle, an dem du, wenn es Haare hätte, jede Locke zu entzaubern und die geringste Nüance zu oxydieren dich bemühtest. Denn du hast eine kuriose Theorie, die an mir betätigt werden möchte, um sich eines Tages feierlich bestätigt zu finden: trotz dem Weine, den er in sich eingießt, ist mein Zeitgenosse nur ein verwässertes Geschöpf des Herrn! Je mehr er Labung an dem reinsten Spiritus zu gewinnen scheint, umso weniger hat er Anteil an der spirituellen Essenz, welche ihm doch vorbehalten worden ist.

Bitte, Fräulein! Ein Gläschen Weingeist in der Hand ist noch immer besser als ein Fuder Geistwein überm Kopfdach. Dank! Und nochmals: Prost!

DER DIAGNOSTIKER:

Du machst mir die Sache leichter, als sie es verdient, und überschätzest, in der grauenhaften Unterschätzung deiner eigentlichen Welt, die eigene Bedeutung. Doch das ist ersten wie auch letzten Endes nur die Feststellung vor den kommenden Feststellungen, daß alles, was du unternimmst, wie alles, was du unterlässest, nur auf dich bezogen bleibt. Mittelpunkt des Kosmos, das bist du. Was kreist, ist um dein Ich geschlagen, nicht als Fessel, nein, als Fassung: tief im Zentrum bist du ausgestellt der Achtung, die du vor dir selber forderst! Erhaben in der Nüchternheit oder lächerlich in der Betrunkenheit. — was macht das schon für einen Unterschied vorm Stolze, der für Schwächen keinen Sinn und für Fehler kein Organ besitzt.

DER AGNOSTIKER:

So stolz bin ich nun wieder nicht, daß ich die Anerkennung deiner Fakultäten unterließe und in eitler Ichversenkung die Schärfe deines Blicks für die Schandflecken meines Seins und die Klarheit deiner Deutung im Erfassen unbekannter Erkenntnisse übersähe. Die Enzyklopädisten haben ausdoziert, seitdem deine Augen — äußerer und innerer Natur — mein Wesen ganz durchschaut haben.

DER DIAGNOSTIKER:

Auch der Spott gehört dazu, — ich danke dir, daß du ihn ohne weiteres zur Geltung bringst. Markiert er doch, in deinem tiefsten Fühlen, jene Überlegenheit des Wissenden, der auf der Tatsache reitet und in absoluter Sattelfestigkeit das Faktum peitscht, bis tausend aufgejagte Staubwolken der Evidenz uns wahrhaft Rückständigen die Aufschau ins metaphysische Blau für eine längere Weile verwehren. Und solange nicht die aufgewirbelten Gräulichkeiten sich verzogen haben, glaubst du, daß du vorwärtsschreitest. Denn die Winde wehen — die du weder siehst noch greifest, aber doch als fließende Gegebenheiten vermerken mußt —, und in ihnen treiben die Bakterienkissen munter fort und schützen dich, der du in gleicher Richtung kühn die Nase hebst, vor jedem Überfall des Übernatürlichen.

DER AGNOSTIKER:

Ich stehe eben mit beiden Füßen — Verzeihung! Hoppla! — Siehst du! Ich stehe eben mit beiden Füßen — vielleicht ein klein bißchen zittrig, gut, ich gebe das zu! — doch ich stehe fest auf dem reinen Boden der Wirklichkeit, pflanze meinen Kohl nicht in transzendente Gefilde, sondern in die Ackererde und ernte allemal die dicken, delikaten, greifbaren und nährhaften Krautköpfe, die jeder hungrige Esel zerlegen und einnehmen kann. Ich mache, wenn du willst, aus dem Abblättern eine Wissenschaft oder aus der Wissenschaft die hübscheste Abblätterungsmethode, unter-

suche die Primfaktoren und gebrauche sie nach den höheren Bestimmungen der Natur. Noch im Sauermus von heute darf ich entdecken, daß der Kappus von gestern eine Realität gewesen ist und aus der tatsächlichen Verbesserung der Schmackhaftigkeit auf einen Fortschritt in der Zubereitung schließen. Du magst die Folgen meiner Tätigkeit nicht leiden, weder als Salat noch als Choucroute garnie. Erlaube mir also zu bemerken, daß deine himmlischen Gerichte, die auch jetzo duften wie zu Noes Zeiten, nämlich gar nicht, meinen Hunger nicht zu stillen vermögen.

Ich bin für das Handfeste. Fräulein, noch ein Gläschen!

DER DIAGNOSTIKER:

Das ist nun symptomatisch für dein Handeln, — jawohl, diese rasche Widerlegung deines Wortes durch die Tat! Du redest von der kompakten Materie und hältst dich lieber an das Liquidum. Du stellst die Tatsache als deine einzige Geliebte vor und umarmst die Behauptung, die ätherisch ist.

Doch bleibe, wo du gerne mogelst! Ich komme dir sogar entgegen und gestehe gerne deine Stärken ein. Denn meine Allerliebste ist die Wahrheit, welche immer, bis ans Ende, auch umarmt sei!

Zweifellos hat deine Kohlbetreuung einen Wandel durchgemacht. Eine Hinschau auf deine Plantagen genügt, um die Erfolge einer Umstellung zu begreifen, die mit technisch ausgebauten und maschinell bewirkten Irrigationsmethoden ein quantitatives und mit chemisch wohl gemischten Düngereien auch ein qualitatives Maximum an Früchten hat erzeugen lassen. Deine Kohlkultur hat ebenso erstaunlich evoluiert wie deine ergötzliche Wissenschaft vom Mus. Im Vergleich zu dem, was 1493 in der Kunst der Bemistung gelehrt worden ist, darf die Art von heute fast als Wunder hingenommen werden.

Kolumbus wäre mit den Krautkonserven aus dem Jahre 1951 leicht und sicher siebzehnmal — und immer west-

wärts fahrend — um die Erde gekreist. Und nicht nur das? Du selber dürftest, falls er heute führe, als Matrose mit ihm reisend, fröhlich deine höheren Bedingungen stellen und, beinahe auf Du und Du, mit ihm das neueste Verhältnis zwischen Chef und Untergebenem regeln. Weder der intellektuelle noch der moralische Unterschied, welcher damals noch, als Riesenabgrund, einen Karavellenmeister vom Kombüsenkehrer trennte, wäre nennenswert, — ihr glichet euch verdächtig in den astronomischen, marinen, motorischen, nautischen, sexuellen, psychoanalytischen, finanziellen, kommerziellen und kulinarischen Kenntnissen und betriebet mit derselben Ungeniertheit, hier wie dort in frischentdeckten Reichen, die raffinierteste Auspowerung der Eingeborenen.

Es käme dabei nicht einmal zu übermäßig heftigen Auseinandersetzungen, — er hieße dich einen Schurken, du gäbest ihm den Ehrentitel eines elenden Schuftes, er bestünde auf seinem Vorzugsrange des Oberbefehlshabers, du aber drohtest nur ein Endchen, heimlich, wenn auch bestimmt, mit einer Aufklärung der öffentlichen Meinung, dann wäre der Friede wieder hergestellt, er trüge dir und du trügest ihm nichts nach, doch alle beide gäbet ihr die besten Kräfte drein, um nur noch gieriger die goldenen Beuten heimzuschleppen und den winzigen Zwischenfall über dem Zählen und unter der Waage für immer zu vergessen. Ihr steigertet auf die fortschrittlichste Weise, mit Revolver, Lüge, Aktien und Schwindel, euer Wohlleben und bewieset, mir wie jedem andern Thomas, forsch und unverblümt das neueste Faktum: die unendliche Verfeinerung des menschlichen Sinns für Gleichheit und für soziale Hilfe!

DER AGNOSTIKER:

Nanu, was ist denn los? Soviel Kaustik hätte ich dir gar nicht zugetraut! Da scheint der Wein tatsächlich die verkehrte Wirkung zu erzeugen: er rinnt hinab auf eine Schicht, die bei mir wohl Lustmaterie, bei dir hingegen

Ätzstoff ist. In der Berührung löst der Grund sich auf, und emporschäumt irgendein beißendes Element!

Doch woher die Aufregung und weshalb der Unmut? Ich bin gewiß ein toleranter Bursche, trinke meinen Pinot und laße euch alle selig werden nach der jeweiligen Fasson, die euere Vorliebe besitzt. Von allen möglichen Arten scheint mir deine freilich die unintelligenteste zu sein, doch sie kann mich keineswegs beirren. Sogar der Katholik dürfte, falls er's wäre, meine Hochachtung gewinnen. Doch ob Kolumbus oder du, — ihr seid doch beide außerhalb der Regel, die euch vorgezogen worden ist, er, weil er handelte wie jeder andere Buschklepper auch (dabei wollte ein kurioser Verfolger der Intelligenz ihn heilig sprechen lassen!), und du, weil dir über unserer Auseinandersetzung der Atem der Güte auswehen mußte. Noch mehr, o noch erschreckend mehr: die Menschheit, die du zu verwerfen drohst mitsamt der Zeit, in der sie schuftet, wenn auch schuftig lebt, ist doch, nach euerer schönsten Theorie, das Produkt jener auserlesenen Kultur des Abendlandes, für deren Schönheiten ihr selber verantwortlich seid.

Der Ärger, der dich auszeichnet, könnte zum Ärgernis werden, das euch zeichnete. Als guter Junge gleite ich, mit einem stillen Zug aus diesem blinkenden Gefäß, darüber hinweg und will's nicht wahrgenommen haben.

DER DIAGNOSTIKER:

Gelobt sei die Trinkpause, die mir endlich einen äußerst notwendigen Einwurf gestattet!

Du hast den Akzent auf einen Laut gelegt, der unserm Dialoge eine anfangs ungewollte Richtung zuweisen möchte. Ich lösche ihn nicht aus und gehe resolut den Weg, den er zu fordern scheint. Das wird kein Umweg sein, da hier und hier allein die Straßen und die Pfade der Diskussion, ohne Ausnahme, das eine und das gleiche Zentrum: dich oder mich, in dir oder mir den Menschen überhaupt erstreben.

Wohin wir uns auch wenden mögen (und wie du selber dich auch winden magst!), immer landen wir in dem, was unser Thema darstellt. Wohl flüchtest du gewandt vom Grunde, den ich zu unserm Rhodus ausersehen hatte, um uns, nur uns mit der Schuld an den Zuständen der Gegenwart zu behaften. Doch diese ist, für dich und deinesgleichen, eine culpa felix. Jawohl, ihr freuet euch der Wirkung euerer Lehren, um uns der schlimmeren Folgen jener Weltanschauung anzuklagen, deren Verheerungen ihr nicht vorausahnen konntet. Ihr stelltet, als das Ideal der aufgeklärten Völker, eine Welt von Antichristen vor, bewegtet frech zum Abfall, was noch Gott ergeben war, verlachtet den Dekalog mit sämtlichen Zusatzgeboten, und da nun schließlich alles miteinander aus dem Wirrwarr des entgotteten Daseins zum Teufel gehen will, erhebt ihr beide Hände, schlagt sie über euern ebenfalls erblassenden Glatzen zusammen und predigt feierlich:

«Da! Seht ihr, diese Katholiken! Was für elende Verwirklicher einer großartigen Religion! Wir sind ja, der Vernunft sei Dank, nicht ihrer Art, sodaß uns keine Vorwürfe treffen können, allein die Heuchelei dieser Rosenkranzbrüder schreit doch wirklich zum Himmel und zur Hölle um die schlimmste Rache!»

DER AGNOSTIKER:

Bitte sehr! Ich wasche, wenn du willst, meine Hände in Wein und erkläre, alles Übel sei von mir gewollt. Du aber dürftest, sozusagen als das helle Fähnlein aller Aufrechten, das päpstliche Zingulum schwenken und verkünden, an euch selber sei kein Fehler zu entdecken.

DER DIAGNOSTIKER:

Es ist nun einmal Teil des Glaubens, dem wir uns verschworen haben, täglich dreimal auch die größte Schuld zu bekennen und darnach, zum mindesten als Ehrliche, eine Festigung der bona voluntas, welche nur das Gute will, zu erflehen.

Ich beginne darum auch hier mit einer offenen Anprangerung der eigenen Vergehn, die nicht klein — der Herr verzeihe nach den stärksten Maßen meiner ununterbrochenen Reue! — doch auch nicht größer als diejenigen der Gegner sind. Übersehen aber seien deine eigenen und ins Licht gehoben jene, die mich quälen durch die vielen Stunden, welche das Leid gefüllt und die Verfolgung mit den Blutsmalen der Not versehen hat! Manus Domini tetigit nos! Vielleicht hat sie uns auch nur geschlagen oder schlägt uns immer noch durch die heiße Hand des Teufels. Wir wissen es nicht und fühlen dennoch ohne Unterlaß die Schwere, die uns niederwuchtet.

Wohl bin ich ohne Makel nicht, ich wiederhole es, damit es klar sei zwischen dir und mir, doch möchte ich mich jenem Vorwurf widersetzen, den du vorhin laut erhoben hast: die Schärfe meines Wortes widerspreche hart und unbarmherzig der theologischen Tugend, die wir Liebe nennen!

In deiner Meinung ist die Ätze des Ausdrucks und die Durchschlagskraft des zugespitzten Wortes Merkmal eines virulenten Hasses. Als ob das Widerspiel der Güte nicht gegenteilig wirken müßte: mit der Wucht der Stumpfheit hinterrücks!

Ich aber bin vor deine Herausforderung hingestellt, um, Aug in Aug und Herz vor Herz, ja, Geist zu Geist und Denkgewalt gen Denkgewalt, die Werte meiner Überzeugung zu verteidigen. Und das heißt: ich brenne in der Vollglut des Gefühles, das, dir zugeneigt, schon mehr als schlichte Zuneigung sein möchte. Bereit, dich herzureißen in die Größe einer Anschauung, die mich selber groß macht und in Ungeduld mich harren läßt des Augenblicks, da deine Trägheit sich in meiner Eile auflöst, damit du, einsgeworden mit dem Drange meiner Seele, hinüberzustürzen geruhtest in die Flammen eines Glaubens, der verzehren muß, bevor er läutern kann, vermag ich nicht die Enge deines Abscheus vor dem Wagnis zu begreifen und

noch weniger die Abgründigkeit des Unwissens zu erfassen, das dich, gleich dem Trottel aus der Zeit der Widertäufer, ruhig wiederholen läßt, was Ungelehrte schon im Jahre 50 erklärt, geklärt und ausgedeutet hatten.

Denn das macht leider euere Größe aus: die Unermeßlichkeit der Ignoranz, in der ihr euch gefallt! Dreitausendmal ist rührend widerlegt worden, was ihr als Schwierigkeiten in unsere Wege wälzt. Wir kommen leicht und lächelnd darüber hinweg, bleiben euch voraus und können kaum den heiligen Zorn vor euerer infernalen Faulheit verhalten. Das Verbum wird zur Geißel, die euch vorwärtspeitscht, den Pfad hinan, zu uns empor, hinauf, hinüber in die Wissenheit, in welcher jede Seligkeit beginnt.

Du spürst Skorpionen in den Sätzen, die dich treffen: nie hat der Haß, doch immer nur die Liebe, die da blüht im Grunde der Wahrheit, sie eingeflochten in die Rede, welche endlich, endlich überzeugen möchte.

DER AGNOSTIKER:

Hallo! Hallo! Mir wird zumute wie dem Beichtherrn hinterm kleinen Gitter! Ego te absolvo, Freund! Zur Buße leerst du diesen Kelch und nimmst mein Sticheln weniger tragisch! Hoppla, hopp! Und nun noch eins, mein Lieber: in mir funktioniert wohl eine Kraft, wenn du sie ehrlich anrührst, doch sie wirkt nur nach den kühlen Gesetzen der Ratio!

DER DIAGNOSTIKER:

So denkst du, wenn du denken willst. Allein du denkst nicht weit und denkst nicht tief genug. Denn wärest du, ex radice und bis zum Wipfel, Rationalist und gar nichts anderes, so müßtest du, an der äußersten Grenze der Vernunftbahn, deinen Irrtum entdecken. Verzeih mir, ich verbessere: deine Irrtümer! Was du uns entgegen hältst, das läßt sich leicht verstandesmäßig zurückweisen. Du aber setzest weder deine Vernunft noch deinen Willen ein. Sobald das Christentum berufen wird, gerät in dir ein

mächtiger Komplex in Bewegung. Emotionales kommt allüberall in Schwingung. Dein Gefühl bricht auf. Und Vorurteile wollen plötzlich Richturteile des Intellektes sein.

DER AGNOSTIKER:

Da soll doch Bacchus die geleerten Flaschen schlucken, wenn — ! Wie darfst du, trinkend kühngewordener Jüngling ohne Schnauzbart, derart frech an meiner proben Gesinnung zweifeln? Wenn mir beliebt, deinen Katholizismus abzulehnen, so spricht aus mir allein der gesunde Menschenverstand. Ich bin, also ist die Logik! Und vor dieser, Freund, versagt dein wundersüchtigstes Beharren auf der Offenbarung, auf Mirakeln und auf den jenseitigen Dingen. Was ich nicht sehen kann, das seh ich als ein Unding an!

DER DIAGNOSTIKER:

Die Treue zu dir selber ist erstaunlich, und erstaunlich auch die Logik, der du regelmäßig verfällst! Du siehst nicht und du siehst doch an! Die Kontradiktion verfolgt dich im kleinen wie im großen, — einmal durch das Wort und darnach durch die Tat. Du verdammst, bevor du alle Unterlagen geprüft hast. Die Empfindung ist deinem Überlegen weit voraus. Sobald du von der Kirche sprechen hörst, schwillt dir die Galle an. Als Motor der gerecht genannten Untersuchung funktioniert zuerst das Herz. Später löst der Geist es ab. Doch der Geist kann nicht mehr gut machen, was das Herz verkehrt hat. Aus der Bitterkeit wächst nicht Klarheit, sondern Sinnestrübung. Weil dein Wille zur Wahrheit nur ein kamouflierter und deshalb umso gefährlicherer Wunsch nach der Bestätigung deiner Ansichten ist, kuscht dein Denken vor dem Meinen und dein Glaube vor dem Hasse. Die Erwartung, uns in der Manege nach der Pfeife des Pfaffen hupfen zu sehen, wirkt so intensiv in deinem Innern fort, daß du mit Wissen gleichsetzest, was nur übles Sentiment ist.

Ich werfe dir nichts vor, o nein; ich kenne viele Brüder, die wie Thomas handeln und bereit sind, an den Herrn zu glauben, wenn Er Sich persönlich vor sie hinbemüht und ihnen erlaubt, ihren nikotinisierten, wenn nicht schlimmer infizierten Index in Seine Wundmale zu legen.

Allein ich spreche dir das Recht ab, hohen Muts und hoheitsvoll vom Denken zu reden und die Logik anzurufen für das Kuriosum eines Aktes, der als Faktum voraussetzt, was er eigentlich beweisen müßte. Du kannst dich nicht, allein durch die Schlagkraft deines Räsonierens, von der Unbestechlichkeit meiner religiösen und philosophischen Argumente bezwungen erklären, weil du, a priori, nicht überzeugt werden möchtest. Ein Groll in deiner Brust überwindet auch die Beweise der Evidenz. Und weshalb diese totale Verschlossenheit gegen die Vorstellungen des weltanschaulichen Gegners?

Nein, ich will der Frage keine Antwort zugestehen. Denn hier bewegen wir uns auf einem Grunde, der das Privatissimum der Schuld — jawohl, auch deiner Schuld! — berührt.

DER AGNOSTIKER:

Ei, sieh mal an! Im Augenblicke, wo das Geschwätz sich unvermutet aus den Regionen der Behauptung ohne reale Hintergründe auf das nackte Erdreich kontrollierbarer Dinge begibt, versucht der Herr zu kneifen. Doch so entgehst du nicht den Forderungen Dessen, der die Drückebergerei vielleicht im Leben praktiziert, doch niemals in den Unterredungen zuläßt. Das gilt vor allem, wenn die Sache pikant wird und das Interesse an den eigenen Schwächen weckt. Wie also hat sich das mit meinen heimlichen Vergehen? Schenk mir — denn du weißt, wie ich das liebe! — reinen Wein ein!

DER DIAGNOSTIKER:

Kneifen ist nicht meine Tugend, sondern deine. Immer noch bin ich bereit, die Dinge dort entzwei zu schneiden,

wo die Schnitte schmerzend durch mich selber gehen, wenn du längst die quälende Vertiefung der Sektionskerben aufgegeben hast.

Nicht gerne glaubst du diese Aussage, obgleich dein eigenes Verhalten sie des öftern schon begründet hat. Nun steht das freilich weniger zur Debatte als die Erkenntnis, daß deine Undurchlässigkeit gegenüber den theologischen Wahrheiten nur die Auswirkung einer Furcht vorm Überprüfen deiner Innenheiten ist. Es ist die Bangnis vor der Aufdeckung unfaßbarer Schwächen und zugleich die Angst vor dem Eingeständnis der persönlichen Unzulänglichkeit. Herrlich ohne Maßen wäre die Erdenexistenz, wenn der Sühne kein Vollstrecker mehr erstünde! Morden wir diesen einfach durch die lauteste Verneinung! Wiederholen wir die Negation, bis sie geglaubt wird! Sammeln wir Schüler unserer Doktrin, um in der Masse Gleichgesinnter selbst gestärkt und von außenher beruhigt zu werden!

Das ist deine furchtbarste Schuld — ein Vergehen wider die Vernunft —: du schreist, es gäbe keine Überwelt, vernimmst den vermehrten Nachschrei Derer, die dich hörten und kopierten, glaubst den Fremden, die dein Rufen weitergeben, und ziehst dich dadurch aus der geistigen Patsche, daß du die Prämisse deines Denksatzes einfach übersehen und vergessen läßest.

DER AGNOSTIKER:

Leider vergaß ich weder meine Jugend- noch meine Katechetenzeiten und frage mit der Frage aller Fragen jener Tage: Wie beweisest du solches?

DER DIAGNOSTIKER:

Indem ich dir das Wort erteile und von deinem Scharfsinn jetzt die Widerlegung aller Gründe fordere, die mich Gott und seine Regeln zu bejahen zwangen!

DER AGNOSTIKER:

Das ist simpel und wirksam, — gratuliere! Doch es löst nicht das Problem, vor dem wir stehen.

DER DIAGNOSTIKER:

Gewiß nicht so, wie du es wohl erwartet hast, und dennoch indirekt durch deine Enthaltung. Denn du wirst keinesfalls — ich darf es ungefährdet hier voraussagen — das große Plädoyer führen, um welches ich gebeten habe. Der Gedanke schon, als inoffizieller Apologet des Freidenkertums die Trinität und deren Gebote zu beschwören, ist dir so gewaltig zuwider, daß du rasch mit einem Witzworte über diese Peinlichkeit hinwegzukommen trachtest.

DER AGNOSTIKER:

Umsomehr, als du die blendend leichte Flucht ins Bonmot geradezu herausforderst! Apologet zu sein, ist meines Amtes nicht. Doch kommt mein Geist dir apollinisch vor, so mag von ihm denn auch das Wörtlein gelten, das du eben ausgesprochen hast: Apollo geht.

DER DIAGNOSTIKER:

Er geht? Und hat in keiner Weise Jugend oder Schönheit, Reinheit oder Harmonie bekannt? Sich selber leugnet er noch fort in der Erbärmlichkeit des Kalauers.

DER AGNOSTIKER:

Was willst du, Brüderchen? Ich bin und bleibe Mann des Erdhaften und Vertreter des Begreifbaren: kein Objekt für deine wehmütigen Zerdenkungskünsteleien, sondern frozzelndes Subjekt in jenem unbeliebten Sinne, der dir mißfallen muß, bis du schließlich einsiehst, daß ich wirklich nicht den Menschen unserer Tage verkörpere.

DER DIAGNOSTIKER:

Das wirst du nicht. Nein, ich will doch vorsichtiger sein und behaupten: du wirst es nicht können, wie denn keiner

von uns wagen darf, sich als vollkommene Verkörperung der zeitgenössischen Menschheit zu betrachten. Die Weite ihres Übels behaftet den Einzelnen nur mit Teilmakeln: dich vielleicht mit der geistigen Myopie des gegenwartsbesessenen Technikers, der alle Kräfte für die Sicherung des Heute einzusetzen bereit ist, und mich wahrscheinlich mit dem Flimmer jener Weitsichtigkeit, die das Morgen nur verzerrt, als Drohung und Gefahr, bekannt geben möchte. Dir ist kaum erlaubt, zu leugnen, daß du jenen Mächten zugezählt werden mußt, die alle wissenschaftlichen und alle technischen Möglichkeiten ausnutzen, um die Schwierigkeiten des Augenblicks zu bezwingen. Ausgerottet sei, was uns der Not erschließt! Hinfahre jede Krankheit! Und dann lebe, was noch Lust zum Leben hat!

DER AGNOSTIKER:

Hach! Eine sehr vergnügliche Doktrin! Was hast du gegen sie?

DER DIAGNOSTIKER:

O, nichts anderes als die Betrübnis aus der Erfahrung, daß wir zehn oder zwanzig Millionen Pferdestärken mobil machen, um einen gefährlichen Bazillus, den der schwächste Windstoß hebt und trägt, aus unserm Dasein zu eliminieren, und zugleich dann zehn Millionen oder zwanzig virulentere Keime des Verderbens erzeugen. Wir ballen, bis zur höchsten Explosionsgefahr, Materien und Gewalten, denen die Verteidigung des Momentes noch gelingen könnte, und pluffen doch im selben Unterfangen unser Morgen endgültig in den Abgrund.

Die Gelehrten vermöchten die genaue Zeit dieser Untat vorauszubestimmen; aber die Gelehrten haben einzig und allein im Sinn, das Jetzt zu intensivieren; sie finden und erfinden so, daß sie demnächst auch den allerletzten Ruhewinkel umstülpen werden, um die latente Urgewalt ihrer Entdeckungen allerorten bereit zu haben. Alles Äußere krempeln sie nach innen, alles Innere nach außen, damit,

nach ihrer Meinung, eine neue Welt entstehe. Was aber bringen sie hervor? Nur Elend überm Elend! Je eifervoller sie progressieren, umso größer wird das Monstrum, das sie zustandebringen und als neueste Kultur verherrlichen lassen.

DER AGNOSTIKER:

Unter welchem Namen, — wenn ich fragen darf?

DER DIAGNOSTIKER:

Sie heiße, wie sie heißen mag, — das ist nun ohne Wichtigkeit! Proletarisch! Materialistisch! Existentialistisch! Sowjetisch! Populodemokratisch! Progressistisch! Ich übersehe die Verschiedenheit in der Benennung über der schmerzenden Erkenntnis, daß ihre Auswirkungen schliesslich die gleichen sind: Die Hetze und die Furchtbarkeit, die Angst und die Entmenschlichung, die Versklavung und die Untergangsstimmung, die Bestialisierung und die Verzweiflung!

DER AGNOSTIKER:

Wieso? Ich allein widerlege deine Worte durch den Ausdruck meiner Fröhlichkeit. Lachend bin ich Zeuge jenes siegreichen Optimismus, der an sämtlichen Ecken der Existenz seine große Stunde erwartet.

DER DIAGNOSTIKER:

Deine Heiterkeit ist Fratze einer Furcht, die sich nicht eingestehen will. Belausche dich in Nacht und Einsamkeit! Wage alsdann, dich selber vor dir selber zu betrügen! Noch wenn du zu strahlen scheinst, erschimmert eine Bangigkeit aus deinem Innern, die alle Lügen beleuchtet. Du weißt, wie jedermann, daß der Mensch, als homo doctissimus sogar, im Winzigen vernichtet, was der Herr in Größe einst geschaffen hat. Die unheimliche Desintegration des Alls hat kurz vor Hiroshima angefangen. Wir spüren den Verfall des Um-uns-Seienden als eine rasche Replik der Zer-

störung auf die Zersetzung oder die Ausschaltung des In-uns-Wirkenden. Selber Sturz in sämtlichen Etagen der Existenz, vermögen wir nicht länger die fortschreitende Auflösung des Stoffes zu hintertreiben. Sind wir einmal, in der Gnade und im Lichte Gottes, inspirierte Erbauer gewesen, so können wir heute, in der gewollten Ungnade des Himmels, weil im ausschließlichen Dienste des Teufels, nur noch rasende Vernichter sein.

DER AGNOSTIKER:

Das ist nun einmal dein Maröttchen. Die Muse gebe, daß es dir erhalten bleibe! Nur scheinst du, hic et nunc, ganz einfach zu vergessen, daß mich das nicht beißen kann, was du über den Wolken thronen und unter Erde Flammen schüren siehst. Es schlägt mich nicht und brennt mich nicht. So bin ich deinen reichlich lyrisch angehauchten Warnerworten nicht von diesen Seiten zugänglich.

DER DIAGNOSTIKER:

So glaubst du. Doch im Grunde siehst du anders aus. Doch, doch! Nur verhindert deine raffinierte Dissimulationstaktik jede bessere Einsicht in das eigene Gefüge. Du suchst vor deiner Schärfe zu verbergen, was du stets dem Nächsten vorenthältst. Schon in dieser Sorge fängt die Furcht zu leben an. Die Flucht vor der internen Wirklichkeit macht den willentlichen Eingriff in die Geschicke des totalen Lebens unmöglich. Du bist in keiner Weise «engagiert». Gewiß, das ist ein fürchterliches, wenn auch zeitgemäßes Wort. Allein es trägt, als Sinn und Inhalt, viel zur Entlarvung der Unehrlichen bei, da nur die tatsächlichen, die entbrannten und vollkommen überzeugten Anhänger der sinceritas mit allem, was sie sind und haben, in die Fülle und in die Überfülle des täglichen Kampfes eingreifen und das äußerste Merkmal unserer und ihrer Zeitenschwäche enthüllen.

Hast du jemals zu ihnen gehört? Ach nein! Die Furcht vor der Feststellung des Entsetzens schreckt dich vorm lauteren

Selbstgeständnisse zurück, die Schreckung des Übersinnlichen entsetze nur zum Teil die Furcht vor den kommenden Ereignissen. In Wahrheit aber, Freund, sind die einzigen Impulse, die noch Aktionskräfte in uns auftreiben, jene Atemstöße des Angsterregenden, durch die wir Alle, bis zur Gluterhitzung selbst des Geistes, irgendwie und irgendwo berührt werden.

DER AGNOSTIKER:

Hurra, ich fange dich! Sprichst du, wohlberedter Sprecher aller Christenheiten, hier nicht dauernd gegen die gelobte Tugend deines Glaubens, welche Hoffnung heißt? Vertrittst du nicht, gewissermaßen, eine zweideutige Lehre, die deinen Brüdern wie deinen Schwestern äußerst ungelegen sein muß? Sagst du nicht, impliciter, der Mensch sei, schon von Anfang an, zu Angst und Elend vorbestimmt und Keiner könne, nicht durch Leid und nicht durch Sühne, dieses grauenhafte Schicksal unterbinden?

DER DIAGNOSTIKER:

Genau das Gegenteil ist meine Überzeugung. Doch die deine will ich untergraben, — und du scheinst es nicht zu merken. Sieh, ich sammele Fakten, die du nicht verneinen kannst, stelle sie erneut in den Zusammenhang der Dinge und deute sie, von meinem Glauben her, an ihren schlimmsten Folgen aus. Allein ich deute sie so, daß sie mit einem Mal als rechte Übelmacher dort in Erscheinung treten, wo sie, nur historisch ausgewertet, euerm grandiosesten Versagen auch das überragende Zeugnis geben. Was habe ich, bis jetzt, denn anderes bewiesen als die simple Evidenz, daß die unreinen Wünsche, von denen ihr euch leiten ließet, nur greif- und fühlbar schlechte Weltzustände erzeugt haben, daß die Not der Gegenwart die Endetappe einer geistigen und wirtschaftlichen, technischen und sozialen Entwicklung ist, die auch die wichtigsten und verborgensten, die höchsten und außer uns gewollten Geschicke der Menschheit hatte menschlich leiten

wollen, und daß der Lauf der also bestimmten Vorgänge logischerweise in die Katastrophe hatte münden müssen? Historische Unternehmungen gelingen nur, zu Gloria, Schönheit und Bestand, wenn ihre bewegenden Faktoren nicht des geschärften Sinnes für das Unsterbliche ermangeln. Nur was gestartet und betrieben wird sub specie aeternitatis, kann sich zuerst der unedlen Motive in der Führungsschicht erwehren und sodann, Entdeckung nach Entdeckung wandelnd, daß sie, Gutes zeugend, auch die Leit- und Treibergüte stärke, bessere Kräfte für den schließlichen Sieg des Bessernden gewinnen.

Ihr aber, deine Vorgänger, du und deine Zeitgenossen, habt Alles immer aus dem abstandlosen Gesichtswinkel des Zeitlichen und des direkten Nutzens für den Augenblick betrachtet. O, nicht des geistigen oder gar des seelischen Nutzens, sondern einzig jenes stofflichen, der Geld und Gut und Macht und Ehre ohne moralische Einschränkungen umfaßt! Die Mittel zum Gewinn, ob edel oder nicht, erschienen nach und nach gehäuft und derart für die einzelne Sekunde berechnet, daß eine ungeheure Intensität entstehen mußte, die, vermehrt und wachsend mit der Vielzahl, mit der Unzahl gleichbeschaffener Ansammlungen, eine Spannung hervorbrachte, welche unverhofft, gesteigert durch die Raffergier der Potentaten aller Art, Konflikte willentlich erzeugte und mit Explosionen politischer, sozialer, wirtschaftlicher, geistiger, moralischer, religiöser und philosophischer Natur die Friedlichkeit, die Ehrlichkeit, die Gläubigkeit, die Heiterkeit, die Sauberkeit in der Gesinnung, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit vernichteten.

Das ist euere Tat, mein Lieber! Stell dich hin in Pose und erkläre feierlich wie jene Väter, die dich lehrten: «Nein, das haben wir auf keinen Fall gewollt!»

DER AGNOSTIKER:

Und es würde stimmen. Doch ich weiß den jetzigen Erbärmlichkeiten andere Schuldige zu stellen: euch, ihr

guten Katholiken, die ihr Alles zugelassen und zum Teil auch mitgefördert habt! Bitte, ja, ich weiß, daß du mich des Rückfalls in die alten Fehler zeihen möchtest: ich wiche der eigenen Verantwortung aus, um die Verführten, die ihr seid, der größeren Nachlässigkeit zu beschuldigen! Laß mich und mein Vergehen eine Weile außer Frage, wenn du das vermagst, und wende dich dem Bruder zu, der heute keineswegs in seiner Rolle glänzt!

DER DIAGNOSTIKER:

Obschon es gar nicht seine Rolle sein kann, eine Rolle zu spielen, muß ich die Begründung deiner Anklage hinnehmen: er spielt wahrhaftig, und das Licht, das über ihn dahinfließt, kommt von innen nicht. Er ist nicht Christ, er mimt ihn bloß. Und, ach, er mimt ihn schlecht. Ich will, damit die Wahrheit sich erfülle, nach dem mea culpa auch das nostra culpa schlagen, ohne freilich dich und deine Kampfgenossen auszunehmen. Denn ihr seid, im Anfang, da ihr wirktet, eingegliedert worden in die Gemeinschaft aller Gläubigen und habt, wohl vierzehn oder zwanzig Jahre lang, mit uns aus der gleichen Gnadenfülle der Kirche gezehrt, bis, ja, bis ihr dann, vor Denen, die ihr heute attackieren möchtet, unser Mutterland verließet, um den andern möglichen Apostaten goldene Wege zu bereiten. Das spricht natürlich nicht die Vielen frei, die euerm Wort verfielen, und entschuldigt nicht die Meisten, denen euer Leben Vorbild, Anreiz oder Ziel ist. Wohl bin ich überzeugt, daß nur die wenigsten Mitglieder unserer weitgegriffenen Religionsgemeinschaft ihren faktischen Abfall eingestehen wollten, da sie Alle, selbst in euerm Lager, irgendwie der Kirche Christi verbunden bleiben möchten, doch in Wirklichkeit haben sie durch ihre politische oder ökonomische Eingliederung in die moderne Zivilisation sich längst für das entschieden, was wir Neopaganismus nennen. Die äußere Haltung widerspricht dem Worte, das eine laue Überlieferung anruft, um die alte Gläubigkeit zu beweisen. Denn durch tausend Tag- und Nachtakte

wird die Existenz des Übernatürlichen einfachhin verneint. Ich möchte mir — und dir — die billige Phrase von der religiösen Dekadenz ersparen und im selben Atemzug mit Nachdruck doch den moralischen Niedergang im einfachsten Zivilleben betonen. Zwischen dem ersten Morgen- und dem letzten Abendgähnen haben hunderttausend aus dem kleinen Volke, das wir bilden, schlimmer als die alten Römer gegen den wahren Inhalt unserer vielgerühmten abendländischen Kultur gesündigt.

DER AGNOSTIKER:

Was den raffinierten Weltgenießern gar nicht schwer fiel, da sie becherten und wiedergaben, als das Abendland noch hinterm hellsten Mittag träumte!

DER DIAGNOSTIKER:

Durchaus nicht, denn es war im vollen Werden, als die Landsleute Ciceros und die Eltern Vergils ihre rühmlichen und ihre unrühmlichen Taten vollbrachten. Und obwohl auch sie die Blütezeit des Verfalls mit allen militärischen und gastronomischen, kolonialen und sinnlichen Mitteln nährten, so hatten sie dennoch unsern großen Gegenwartsgesellen viel voraus: sie verehrten kaum noch ihre Götter nach den überlieferten Gesetzen, doch sie hatten sich, trotz allem, einen Glauben an die Existenz des Überweltlichen bewahrt Ihr Universum war nicht gottlos wie das unsere; ihre Brüder und Schwestern galten nicht, wie du und deinesgleichen, als Atheisten ohne den geringsten Zweifel. So besaßen sie auch noch den gelockerten Fundus der Seele, der die geheimnisvollen Auswehungen oder die unbegreiflichen Vorauswehungen der wunderbaren Inkarnation zu adventistischen Stimmungen und zu erlöserischen Hoffnungen ausreifen lassen durfte, während die toten Brachfelder des Geistes, die das gesamte Innenvermögen unserer Mitlebensläufer ausmachen, keines Wachstums fähig und keiner Fruchtschöpfung mehr verdächtig sind.

DER AGNOSTIKER:

Halt ein, mein Freund! Ein bißchen mehr, und deine Feuerreden wollen, wider Willen, unsern Sieg verkünden.

DER DIAGNOSTIKER:

Den leichteren Teil des Sieges, der euch zusteht, ja! Ihr seid so überraschend, o, herzdurchschreckend rasch in euern Lehren bestätigt worden, daß ihr selber an der Echtheit euerer Anschauung zu zweifeln beginnt. Denn soviel wißt ihr, noch in euerer gewaltigsten Ignoranz, daß die Doktrin nicht richtig sein kann, welcher ohne Opfer, ohne Denken, ohne Anstrengung und ohne Begeisterung die liederlichen Massen zufallen. Kaum glaubt ihr sie zu haben, so hat sie längst der radikalere Verneiner. Ihr führt sie nicht mehr, denn sie reißen euch und uns hinab in eine Tiefe, die das Ganze zu zerschmettern droht.

DER AGNOSTIKER:

Na, na! Wer wird denn derart übertreiben wollen? Immerhin ist auch der christusscheue Mensch ein homo sapiens!

DER DIAGNOSTIKER:

Vielleicht auch nicht! Denn er beweist zumeist das Gegenteil, indem er wider das gesunde Denken denkt. Ich will dir nicht die Schande antun und von dir den Ruf nach überzeugenden Beweisen erwarten. Ich müßte dich, im Gegenfalle, mit der allerstrengsten Unbarmherzigkeit an die Stacheldrähte oder an die Massengräber einer überwunden geglaubten Epoche zurückstellen, von Anfang an des Glaubens freilich, daß du Unterschiede entdecken und mit Stolz verkünden würdest:

«Sieh, das sind Barbaren gewesen, Henker und Mörder, aber keine Adelsmenschen unserer Art! Wir wissen, was wir tun, und bleiben in aller Freiheit menschlich und gerecht!»

Ja, gewiß! Das sagten Jene auch. Und als sie es sagten, logen sie gleich euch. Doch falls sie in der Wahrheit waren,

hatten sie, wie ihr, die Führung außer Händen. Wenn die Massen einmal diabolisiert sind, spielt nicht ihr hübschester Verführer die Rolle des Oberleiters, nein, das tut Satan dann persönlich. Und dieser Meister meistert auch die Stärksten so, daß sie die mörderischsten Aufträge noch mit Wollust ausführen.

DER AGNOSTIKER:

Komisch bist du, Brüderchen! Haben wir deinen Herrgott ganz geköpft, so mit der Wucht der Schneide auch den Satan tödlich mitgetroffen. Dieser hänselt uns nicht mehr als jener.

DER DIAGNOSTIKER:

Du sagst es sicherer, als du bist. Ich werde an seine Existenz zu glauben haben, solange nicht mein Finger an sein blutendes Genick zu rühren imstande ist. Wer sagt mir, daß nicht du die bekannteste seiner Hüllen bist?

DER AGNOSTIKER:

So brennend habe ich dich getroffen?

DER DIAGNOSTIKER:

So hauchglühend hast du mich versucht.

DER AGNOSTIKER:

Leider ohne den geringsten Erfolg!

DER DIAGNOSTIKER:

Gott sei Dank, mit den günstigsten Resultaten!

DER AGNOSTIKER:

Was? Du gibst dich geschlagen und wechselst in mein Lager herüber?

DER DIAGNOSTIKER:

Ich leugne die Schläge, übersehe deine Lagerung und vermerke einen Wechsel, der mich freut: Seit etlichen Minuten

hast du Glas und Bar vergessen und genießest, statt des Alkohols, das verborgene Liquidum meiner Worte. Das ist ein gutes Zeichen!

DER AGNOSTIKER:

Jawohl, das ist das Zeichen für die verwirrende Wirkung deiner Aussagen. Sogar meine herrlichste Vorliebe fühlt sich plötzlich ausgemerzt. Deine Apologetik beschenkt mich mit dem widerlichsten Hick der Sättigung. Brechen wir lieber ab, bevor ich mich zum Schwipserich ernenne!

DER DIAGNOSTIKER:

Nun, wo der geistige Brechreiz dir die Stunde peinlich macht? Ich möchte es um keinen Preis, denn alles deutet hin auf eine Schwenkung deiner Einsicht, wenn wir diese Kontroverse weitertreiben.

DER AGNOSTIKER:

Mir sieht es mehr nach einer Schwankung meiner Sicht aus. Aber lassen wir, wenn es dir Spaß macht, neuerdings die Phrasengläser füllen! Dir zum Wohle!

DER DIAGNOSTIKER:

Wohl dir, daß du Mut und Lust zum Vollenden besitzest! Das könnte aus der Völlerei, die dir im Sinne lag, zu guterletzt zu jener Erfüllung führen, welche von mir beabsichtigt worden war.

DER AGNOSTIKER:

Nur nicht zu hoffnungsfroh, mein Bester! Du weißt, wie rasch ich selbst vor neunundneunziggradiger Lyrik ernüchtere. Hundertsiebzehnprozentiges Theodizeethyl könnte die Kältezonen des Verstandes schneller noch wiederherstellen, und dann wäre meine Widerlegung deiner Thesen unwiderstehlich brutal, genau wie damals, als wir die Unfehlbarkeit des weißen Römers besprachen. Denke an den Ausgang und erschauere!

DER DIAGNOSTIKER:

Mir steht das Faktum immer noch vor Augen. Allein deine Fäuste sind inzwischen weicher und deine Reflexe verhaltener geworden, weil du seither auch die Reflexionen ein wenig entwickelt hast. Du triffst vergnügter jetzt mit der Schneide des Witzwortes als früher mit der Stumpfheit der geballten Hand. Denn du erinnerst dich der Tatsache, daß ich selbst mit zwei verbläuten Augen und mit einer angeschwollenen Kupfernase noch das Licht der Wahrheit zu sehen und den Duft des Geistes zu erfassen vermag. Ich ziehe der verkrüppelten Vernunft einen lahmgeschlagenen Körper vor. Nicht zu hauen, nein, zu räsonieren bin ich da!

DER AGNOSTIKER:

Allein du räsonierst wie Einer, der vermöbeln möchte. Ich soll der Mehlsack sein, den du zu stäuben unternimmst. Und ich verstehe den Eifer in deinem Ärger, der die Last verdreschen läßt, um das Tragtier indirekt zu treffen: der Aufruhr deiner Galle gilt euch selber; doch in mir, dem leichtbekloppten Schlagobjekt, versucht ihr die Gewalt der Züchtigung zu dämpfen! Mich schwärzt ihr an, damit ihr, die Gemeinten, mit blauen Augen davonkommen dürft.

DER DIAGNOSTIKER:

Das Bild, welches du mit einer durchschimmernden Wollust gebrauchst, paßt ungemein zum Wesen, das du verkörperst. Deine Vorliebe zum Manifesten, ja, deine Leidenschaft zum Greifbaren muß sich in der Ausmalung des Handgreiflichen Luft und Ausdruck verschaffen. Erfaßt es auch nicht Alles, was in meinen Intentionen liegt, so deutet es zum mindesten die Wahrheit in ihren Randgebieten an: ich habe wirklich vor, von allen Brüdern, die mir zeitlich nahestehen, jenen als die Pars pro toto zu schildern, dessen Mediokrität dem Freunde wie dem Gegner gleichermacht ins Auge springt, dieweil die Summe seiner Lebensäußerungen das Antlitz wie den Geist, das Herz und auch die Seele unsers Säkulums bestimmt.

Allein ich bleibe und ich schaukele fort auf meinem Steckenpferde, welches stur in seiner Richtung verharrt und mich nichts anderes als deine sehr erkleckliche Vor- und Mitschuld zu betrachten zwingt.

DER AGNOSTIKER:

Fuchs, ich seh dein Blinzeln! Hast du anfangs mir den bitteren Saft der Schuld in natura kredenzen wollen, so gießest du bereits ein bißchen Wasser in den Trank, den einzunehmen ich auch weiterhin mich weigern werde. Blick dich erst im Kreise deiner heiligen Familie um, bevor du mich zu seinem Mittelpunkte machen möchtest! Sieh dahin, wo du mich zu finden hofftest, und du wirst erschrocken meine Gegenwart vermissen!

DER DIAGNOSTIKER:

In solchen Riesenausmaßen weißt du dich zu täuschen und im Irrtum zu betören? Gerade die Lücke, die dein Nichtdabeisein hinterläßt, betont deine Existenz, und in der Betonung wächst die Trauer im Bedauern, daß du willentlich und wissentlich dich fernhältst von der einseitigen Gemeinschaft, die wir bildeten ad gloriam Dei wie zur Beglückung unseres Volkes.

DER AGNOSTIKER:

Das Argument ist wohlfeil; doch ich will es gelten lassen und zugleich deiner Einbildung nahelegen, mich hypothetisch an den alten Platz zurückzuheben und meine befremdende Vergangenheit zu übersehn. Was dann?

DER DIAGNOSTIKER:

Laß mich eine Weile lächeln über die Kindlichkeit deines Begehrs! Wohl kann ich hier, in meinem eigenen Gedächtnis, das vergessen, was du angerichtet hast, allein das löscht nicht schon im selben Nu die bessere Memoria der Geschichte aus. Und sie gerade ist es, um die der Kampf sich ausspinnt: wir streiten um ihre Erklärung, nicht um meine

Meinung oder um deine Ansicht. Wo wir schaffen, ist sie Widerschöpferin, die sich zu rächen vermag für alle Difformationen und die sich dankbar erweisen kann für jede gute Ausgestaltung ihrer Petrissementsmasse.
Du hast, durch deine kreatorische Willkür, eine Wirkungsgewalt in sie hineingelegt, die heute hier und morgen dort, ach, rückgestaltend die Gestaltenden, sich kundgeben wird nach den Massen deines bösen Willens oder deiner schlechten Lust. Wandelt und verwandelt sie dich selber nicht, so läßt sie doch am Nächsten dein Versagen aus und modelt unsere Umwelt nach dem Unvermögen deiner persönlichen Kräfte.
Auf diesem Gebiete der geistigen Feinheiten und der seelischen Ausstrahlungen sind wir unaustretbar, unentrinnbar, unentwirrbar solidarisch: der entsetzliche Fehler des Vaters rächt sich grauenhaft am Sohnessohne, und das schlimme Verbrechen des Onkels zeichnet noch den vergessensten Neffen mit dem dunklen Mal! Doch auch die Güte in der Schöpfung und die Schönheit in der Wahrheitsdarstellung brechen als Segen oder Gnade, Liebe oder Hoffnung aus in stillen Unbeteiligten und nehmen von dort, nach ihren Präferenzen, einen neuen Anlauf zum Gewinne oder zum Verluste für das Ganze, jenachdem. Wir selber machen, auf der untersten Ebene des gewöhnlichen und also diesseitsausgerichteten Lebens, dieses heimliche Spiel zur Benedeiung, wenn wir, Alle eines Sinnes in der vollkommenen Erfüllung der humansten Bestimmung, nichts als die anima naturaliter christiana sich ausgluten lassen, und zur Tragik ohne Ende, sobald wir vegetieren, wie nun die Mehrheit es zu wünschen scheint.
Auf dem höheren Niveau hingegen, wo die Räume des Metaphysischen uns gleichfalls erschlossen werden und darin die schärferen Gesetze eines ewigen Herrschers, wird die Haftung des Geschöpfes für den Nebenmenschen und die Verstrickung der Geschaffenen untereinander noch unaussprechlich ausgedehnt durch das schneidende Wunder der Inkarnation.

Denn sie, die von obenher für alle Erdenzeiten die Geschichte durch das Unmaß eines Himmelslichtes, fließend, überfließend in der Grabung eines göttlichen Leidensstroms, durchkreuzt, hat uns die Dinge, die geschehen, in und außer uns, in eine Klärung eingehoben, die in jedem Fall die Grobheit unserer Verstöße wieder die Gebote Gottes erkennbar macht. Nichts vermag sich zu verbergen vor dieser Leuchtung, weder deine Überheblichkeit noch meine Unzulänglichkeit, weder deine Flucht noch eine meiner Flüchtigkeiten. In ihr sind wir entdeckt und immer voreinander entlarvt. Sie ist und bleibt der gewaltige Scheinwerfer des Überraumes und der Zeitlosigkeit, der uns mit seinem Strahle verfolgt, bis wir, auch innerlich verblendet, alle Sinne vor dem Unbequemen verschließen, oder, noch im Tiefsten erleuchtet, unser Nichts erkennen, niederfallen und den Unendlichen um Gnade und Verzeihung bitten.

DER AGNOSTIKER:

Ich brauche Dem, was du nun ausgesprochen hast, nichts mehr hinzuzufügen: du hast uns eingeteilt und mich von dir geschieden! Ich reiße hier die Augen — mit den Ohren — auf und bin der Verblendete. Du aber schlägst die Lider abwärts und bist der Klarsichtige. Jedoch als Blinder sehe ich auf deinem Antlitz nichts als Schweiß und Röte einer Anstrengung, die uns Dichtung als Realität erscheinen lassen möchte. Du bist ein Lyriker, der die eigenen Träume gegen meinen Rationalismus verteidigen will. Ach, Tor der Toren! Euere Zunft der Märchennacherzähler wird vergehen, doch die Gilde der Vernünftigen auf immerdar bestehen.

DER DIAGNOSTIKER:

Da spricht aus dir, da zeigt sich ganz das mal de notre siècle. Ihr lobt zwar die Vernunft, allein ihr gebraucht sie so, wie Goethes «Faust» es längst vorausverkündet hat. Die Ratio führt euch bestenfalls zur Aberratio. Die Seele

wird verkleinert, fort und fort, bis sie dem Instinkte anderer Kreaturen ähnelt. Was hält den Träger solchen Witterungsvermögens ab, auch äußerlich sich dem Gebaren der Bestie anzugleichen? Die Ratio vielleicht? Wie kann sie vor entfesselten Instinkten ihre Reinheit retten?
Gut! Wir haben schon davon gesprochen, — lassen wir's um euern Humanismus auf den Schlachtfeldern der anthropozentrischen Lebensweise, die euere herrliche Vernunft empfiehlt, nach sämtlichen Maßen und Gewichten zu bewundern! Wieviel Leichen auf eine euerer Satzungen? Wieviel Menschenaas und -asche auf die Gesamtheit eueres Ehrenkodexes? Nein, rechnen wir es lieber nicht an Fakten nach, — es könnte uns das Resultat die Sprache verschlagen oder gar das Blut in den Adern trockenlegen! Nennen wir keine Namen, denn wir kämen in den beiden ersten Stunden nicht zur Schließung der notwendigen Parenthese! Verschweigen wir, o unterdrücken wir, um deinetwillen, die entsetzlichen Tatsachen, welche doch nicht auszuwischen sind aus dem Gedächtnis der Geschichte und die, in alle Ewigkeiten, deine Vorschuld, meine Mitschuld und die Nachschuld unserer Kindeskinder vor dem Richter aller Richter beschwören werden!
Das ist furchtbar, — ich gebe es zu. Es ist fast unerträglich in den Tagen der Vermessenheit, da der Stolz des aufrührerischen Menschen aus der gebotenen Liebe zum Nächsten die makaberste Farce seit Anbeginn des Weltendaseins gemacht hat. Du möchtest nicht daran erinnert werden, — ich begreife das. Allein du mußt es hören: das Faktum der Inkarnation — ja, auch eine Tatsache! — gibt dich niemals frei. Es packt, es hält und fesselt dich. Sträube dich dagegen, wirf dich schreiend aus der Bahn des durchdringenden Scheines — nein, du entgehst ihm nicht!
Und dennoch strebst du unentwegt, das Mysterium zu vergessen und seine Effekte zu vernachlässigen. Du willst es anfangs aus verstocktem Gemüte, um der Qualen willen, die das Wissen dir verschafft. Nach einer langen Weile kommst du leichter in den Rausch des Unberührtseins

hinüber, und am Ende bist du abgeschlossen gegen die Besinnung auf ein himmelniederreißendes Ereignis, das dich bis zum letzten peinigenden Makel durchstrahlt. Das ist dein Fall und nicht dein infernaler Fall allein. Denn Tausende von Christen ahmen, aus den gleichen Gründen, deine lügnerischen Selbstbetäubungsexperimente nach, lieben, eine Zeitlang noch, den hohen Sinn, wenn nicht die feine Poesie der Evangelien, befeinden rasch die unbequemen Dogmen, lehnen ab, was sie als Mummenschanz der Pfafferei verspotten und gelangen nach und nach, mit dir und deinen Spießgesellen, zur offensten Widersetzlichkeit gegenüber den Vertretern unserer Kirche, — zum Teile noch in jener protestierenden Haltung, die der wetternde Wittenberger eingenommen hatte, um vermessentlich die einzig wahre Auffassung in sich selber verkörpert zu glauben.

Damit haben sie, als allzuenge Menschen, sich abgesperrt gegen das Göttliche im Erlösungsakte und zugleich das einzige Mittel verloren, um vom Menschlichen im selben Akte aus die Bindung zum Übernatürlichen wiederherzustellen, zu verstärken und zur Ursache der äußersten Rettung zu machen.

DER AGNOSTIKER:

Ich bin wohl kein Theologe und daher nicht fähig, deinen Ausfall nach den Lehren euerer Kirchenväter zu beurteilen, doch mir scheint, mir schwant vielmehr, daß jene Worte, die du mir entgegenschleuderst, nicht in jeder Beziehung orthodox sind. Du möchtest schon verworfen sehen, was, soviel ich weiß, noch andern Heilsströmungen ausgesetzt sein könnte.

DER DIAGNOSTIKER:

Ich staune, Lieber, ja, ich wundere mich gewaltig über deinen Einwurf, der mit einem Male einen Glauben präsumieren läßt, den du mit Macht zu leugnen unternahmst. Willst du denn plötzlich anbeten, was du längst verbrannt

hast? Du spielst doch offenbar auf die geheimnisvollen Einwirkungen der Gnade an, die immerdar den rabiatesten Saulus in den glühendsten Paulus umzuwandeln vermag. Dieses undurchforschbare Wunder des unergründlichen Herrn erfüllt mich, sich verbreiternd auch im Beiläufigen und in den Indirektheiten des Lebens, mit der Hoffnung, daß es eines Tages — oder eines Nachts — vielleicht auch dich berühren wird an jener reifen Stelle des Geistes, welcher, sich dem Übersinnlichen erschließend, deine Seele meiner eigenen aufs neue in der wesentlichen Haltung verbrüdern muß. Das setzt vor allem einen Wechsel in deiner Auffassung voraus, der klärende Lichtstoß von oben sei zu allen Zeiten nur die Folge einer Ausgießung des Fortuna-Füllhorns und verteile sich mit goldener Regelmäßigkeit nach den alleinigen Bestimmungen des Zufalls. Auserlesen sei, wen es gerade träfe, und verworfen, wer die Niete zöge. Es ist gewiß eine Merkwürdigkeit unter allen Merkwürdigkeiten des heutigen Schrifttums, daß es, von Graham Greene bis zu Paul Claudel, ja, bis zu den unbekannten Hohesängern des Unsterblichen, die Gnade, ausgerechnet sie, zum Zentrum seiner Betrachtungen macht, allein es ist auch gleichzeitig eine Seltenheit neben vielen andern Seltenheiten, die richtige Kenntnis bei den schöpferischen Laiendogmatikern und den gestaltenden Gelegenheitsexegeten anzutreffen. So darf uns nicht allzu sehr bestürzen, wenn wir festzustellen haben, daß die absonderlichen Ansichten Derer, die uns nahestehen, bei den Freunden deiner Freunde die Idee der Gnade fälschen oder gar, bei den begabtesten der Widersacher, eine Abwehr auslösen, die den Einfall der Erleuchtung überhaupt verwerfen läßt. Ich dürfte immerhin bei diesen eine Gegnerschaft verstehen, die ich bei Tausenden von lauen Supportern unserer Kirche nicht mehr zu begreifen vermag.

DER AGNOSTIKER:

Verlangst du nicht ein bißchen viel von Denen, die im Tageskampfe grausam rasch zu denken haben?

DER DIAGNOSTIKER:

Denken sagst du, doch du denkst ans Rechnen, das sie rührig üben. Denn das eigentliche Überlegen haben sie total verlernt und brachgelegt die fruchtbaren Verstandesflächen, auf denen die herrlichste Nahrung des Glaubens wuchs: die weiten Tragfelder der Meditation! Was einstens ihr lebenschenkendes Vermögen gewesen ist, hat jetzt die Tödlichkeit des Unvermögens gewonnen: sie können nicht mehr aufgehen zu den verinnerlichenden Vorstellungen, um am fernen Ende einer geistigen Erholung, in den Sphären lustgewordener Frömmigkeit, die Höhen mystischer Annäherung an das Absolute zu erleben und, beinahe physisch, jeden Atemzug der Seele in der Vorahnung letzter Dinge, ewiger Freude und unendlichen Besitztums zu durchspüren. Plump und stumpf verbringen sie die Stunden, die du Zeit der Denkermuße nennst, um an der Angst vor ihrem körperlichen Tode sich vorbeizuquälen, ohne je das Schicksal ihrer Seele zu erfassen. In diesem sind sie alle dir verwandt.

DER AGNOSTIKER:

O, bitte sehr! Mir ist nicht egal, was einmal aus dem besseren Teile meiner Menschheit werden soll. Nur halte ich's in dieser Hinsicht mit dem guten alten Plato, der die Seele als Gefangene im Grab des Leibes geschildert und ihre Befreiung durch den Tod ganz hübsch besungen hat. Wie hat er ihre jauchzenden Triumphe ausgemalt? Da weht sie hin und setzt sich nieder an der herrlichsten Bankett-Tafel, die sich träumen läßt, genießt den reinsten aller reinen Weine und trinkt sich, fort und fort, hinüber in die seligste der Trunkenheiten, jene, welche ewig dauert. Ist das große Fest nicht alle Vorfreuden wert? Komm, stoß noch einmal an und poche nicht zu nachdrücklich auf den Frieden, den du uns als beatitudo animae verkaufen möchtest! Prost, o Plato! Auf das kommende Gelage!

DER DIAGNOSTIKER:

So leicht vermerkst du das, woran die Zeitgenossen leiden, daß dir ungesucht und mühelos im rechten Augenblick das rechte Wort entfährt. Nicht von ungefähr hast du den Frieden angerufen, der vorzeiten einen inneren Zustand voller Schönheiten und Stillen, Eingebungen und Kraftansammlungen gemeint hat. Was aber will er heute anders sein als ein unsagbarer Schreck für Alle, die, sich fürchtend, vor der Furcht zu flüchten pflegen? Frieden? Welch ein Stillstand! Stillstand? Welche Langeweile! Was sie wollen, ist Wechsel; was sie suchen, Taumel. Immer rastlos, endlos weiter! Der Friede ist hinter uns einher; er könnte uns noch einholen und zur Meditation mit hundert Peinlichkeiten einer Selbstbetrachtung zwingen, der wir nicht gewachsen wären! Drum rascher noch! Gesang und Tanz! Musik und Lärm! Beschwingter! Feueriger! Und wilder! Wilder, wenn wir bitten dürfen!

DER AGNOSTIKER:

Ha, das ist es, ja, das ist es! Trumm bamba! Heiß, o, heißer! Wirbelnd! Samba! Jazz und Negersprünge! Schweiß und Wollust!

DER DIAGNOSTIKER:

Halt! Da fiel erneut der einzig richtige Ausdruck. Die Wollust, nur die Wollust wird gesucht: in jeder Form, auf hundert Weisen und nach beiden Richtungen! Wenn die Freude sie den Ausgeleerten vorenthält, wird alles unternommen, um das Leid ergiebig zu gestalten, — eine kleine Weile wenigstens. Es gibt schon keine Widernatürlichkeit mehr, die nicht, allein zu diesem Zweck, begangen worden wäre. Und es kann auch keinen Ekel geben, den solche Ausschweifungen nicht hätten zeitigen können. Welches aber muß die Folge sein? Wir wissen, o, wir wissen es seit jenen Tagen, da wir um uns pausenlos den Absprung in die Verzweiflung als eine ununterbrochene Anklage wider die grauenhafte Ordnung unserer Existenz vermerken müssen.

DER AGNOSTIKER:

Wer mit Tinte oder mit Druckerschwärze umgeht, ist das Schwarzmalen gewohnt. Ich blicke hier in diese goldene Flüssigkeit und sehe alles hell im Hellen gespiegelt. Übersprudelt rings die Energie, und sämtliche Sekunden möchten die Geburt von neuen Erfindungen vermelden.

DER DIAGNOSTIKER:

Und sie tun es. Ja, sie tun es so, daß die Natur in ihren Fundamenten vor der Kraft erbebt, die jetzt in heißen Menschenhänden ruht. Hat sie früher den Erschaffenen mit Furcht erfüllt, so muß sie selber nun den Überwuchs des Herrschenden befürchten. Denn so sehr ist dieser kleine schwache Mensch, durch seine Eroberung des Verborgenen, erhöht worden, daß er, stolz und eingebildet wie noch nie, machtsüchtig wie zu Babels Blütezeiten, Gott den Herrn zu seinem Stiefelknecht erniedrigen möchte, um sich selber dann die bindenden Gesetze vorzuschreiben.

DER AGNOSTIKER:

Thront er also hoch und fest, so darf er doch auf jede Vorschrift leicht verzichten.

DER DIAGNOSTIKER:

Das ist denn auch sein ausgesprochener Wille, wo er selber, als der Stärkere, die Führung hat. Allein er braucht Bestimmungen zur Zügelung des nachbarlichen Ehrgeizes, der ihn stumm gefährdet. Unterscheidet er, als Oberster, auch nicht mehr zwischen Wahr und Falsch und zwischen Gut und Schlecht, so fordert er vom Untergebenen doch die allergenaueste Distinktion: Gut ist, was seinen Herrenplänen dient, und wahr, was ihre Sklavenlage bis ins Höllische verschlechtert!

DER AGNOSTIKER:

Das ist gewesen und vorbei.

DER DIAGNOSTIKER:

Vorbei, wenn es auf andern und geheimen Pfaden sich noch schrecklicher erneuern möchte? Wir haben, ach, wie Narren, nach dem Kriege auf die Rückbesinnung hinter einer ehrlichen Reue gehofft. Was aber ist uns endlich klar geworden: daß an den Übergängen aus der ersten in die zweite Hälfte des Jahrhunderts nirgendwo mehr Raum für Reue ist! Weshalb auch die geringste Selbstpeinigung dort, wo das Sühneverlangen etlicher Outsider als eine Todsünde wider die moderne Lebensauffassung gewertet wird und die Läuterungssehnsucht göttlicher Clowns als ein untrügliches Anzeichen der Unzeitgemäßheit, der Inferiorität, der Rückständigkeit und des antisozialen Schwächeanfalls gelten muß?

DER AGNOSTIKER:

Bestimmt wirst du von mir keine weitschweifige Antwort auf diese Frage erwarten wollen. Dennoch drängt es mich, an dieser Stelle anzuprangern, was mir längst als deine Sucht zur Übertreibung aufgefallen ist. Mag alles, was du vorbringst, halb und halb auf jene mediokren Gesellen passen, die der elenden Masse das moralische Gesicht bestimmen, so kann es niemals gelten für die zahlreichen Kollegen, die, als Intellektuelle, klarere Köpfe und bessere Einsichten haben.

DER DIAGNOSTIKER:

Wiewohl es gerade diese sogenannten Intellektuellen sind, die das Gros der mediokren Gesellschaft liefern, möchte ich, erneut um deinetwillen, nicht satirisch werden und an den handgreiflichen Ambitionen wie an den materialisierten Bedürfnissen dieser Klasse den horrenden Pseudointellektualismus unserer Gebildeten zur Schau stellen. Es würde, sei versichert, weniger ein Schauspiel für Götter als ein Drama für entzückte Teufel werden. Denn was du noch an Unterscheidungsvermögen bei diesen Leuten zu entdecken glaubst, vermag durchaus nicht

Laster oder Tugend zu fixieren, sondern bestenfalls die Tugend wie das Laster als eine gleich interessante Face — wenn nicht Farce — des verkomplizierten Lebens hinzunehmen. Dieser spricht sich für die eine, jener für das andere aus, und wenn du näher zusiehst, merkst du, ohne die geringste Anstrengung, daß sie alle gleicherweise und auch gleichermaßen, nämlich in dem frohesten Wechsel, sich für die beiden entschieden haben.

DER AGNOSTIKER:

Ich darf, für einmal, deinen Scharfsinn loben, Kleiner, ohne freilich damit meine Überzeugung aufzugeben, ihre Haltung sei doch hin und wieder von einem peinigenden Wissen beeindruckt, das du selber als Gewissen vorzustellen scheinst.

DER DIAGNOSTIKER:

Wohl, sie wissen mehr als jene Gruppen, denen sie die Führer und Verführer übermitteln; allein sie wagen nie zu jener Scheide vorzuschreiten, wo das Wissen im Erkennen die sofortige Entscheidung verlangt. Denn gerade der Entscheidung möchten sie entgehen, um sich alle inneren Schwierigkeiten zu schenken. Vielleicht verspürt ein Feinempfindender in manchen hohlen Augenblicken jäh die Feigheit seiner Daseinsweise, doch das ist niemals die geheimnisvolle Innenstimme, die im Gläubigen zum Leide aufruft, das den gesamten Menschen jenen Stimmungen reifte, in der das Fühlende und Denkende, das Ahnende und Wissende in ihm zu Not und Flehen gediehe: Pater, peccavi; miserere mei!

Nein, das ist es nie, sondern, wenn es hochkommt, die Bewegung einer noch im Ruhen ermüdeten Empfindung, die in sich irgendein ästhetisches Unbefriedigtsein enthüllt. Welches Schönheitsideal ohne jede Erhöhung oder ohne die geringste Vertiefung wurde da verletzt? Welche glänzende Fassade irgendwie bekleckert? Ach, wozu sich weiter sorgen? Leben wir, solang es munter zugeht! So verläuft

denn unbenutzt die unruhigste Minute, die in sich selber alle Möglichkeiten zur Erkenntnis des Vergehens barg. Allein es fehlt die stets gewollte, immer nachgeprüfte Spannung des eingeborenen Sinnes, der Vergehen in der Mitte anpackt, um sie, vor Erschrecken schwingend, aus der Mitte zu begreifen.

DER AGNOSTIKER:

Es scheint mir herrlich unter euch zu kriseln.

DER DIAGNOSTIKER:

Das tut es ohne Zweifel, und es ist die Krise des modernen Christen, der den Glauben ausgeliefert hat der sentimentalischen Religiosität auf der einen und der fanatischen Parteiung auf der andern Seite. Gottes Wort hat nun, im Munde Derer, die es zu verkünden unternehmen, die gelindeste Gewalt einer leblos gewordenen Diskutierphrase oder, wenn es Schrift zu werden wünscht, das Gepräge jener frömmelnden Literatur, deren Sondermerkmal eine fade Spiritualität ist. Was jedoch die vielzuviel genannten Gläubigen auszeichnet, scheint mir eine vererbbare Furcht vor dem ehrlichen Denken zu sein. Die empfindungsmäßig zu erfassende Angst vor den notwendigen Konsequenzen der Überlegung treibt sie dauernd an, die Fakultäten des Verstandes außer Kraft zu setzen und vor Dem zu flüchten, was die heißeste Bereitschaft des Räsonementes fordert. Aus diesem Grunde auch versagen sie sich, unterm Deckmantel der gloriosesten Indifferenz, der theologischen Mindestformation und lehnen strengstens, wenn sie schon nicht mehr zwischen dem wirklichen Christenleben und den privaten Interessen zu unterscheiden vermögen, jede Aufklärung durch Berufene als unerlaubten Eingriff in die eigene Freiheitssphäre ab. Die Folge ist jene grauenhafte Konfusion in den simpelsten Dingen des Geistes, deren tötenden Fortschritten wir tatenlos beizuwohnen pflegen, und die höllisch sichere Verarmung unserer reichsten Erbschaft, die wir einmal Macht und Durchschlagskraft des Christentums genannt haben.

DER AGNOSTIKER:

Die Botschaft hör ich gern, denn sie verheißt uns das, was wir erstreben.

DER DIAGNOSTIKER:

Das ist ein gefährliches Wort für Den, der seine Unschuld laut beteuern möchte. Doch wir streiten, wo wir alle schuldig sind, nicht länger um das Mehr oder Weniger der Verantwortung, die für gestern gelten soll, wenn wir uns sputen müssen, um die gefährlichsten Auswirkungen unserer Untaten für das Morgen zu verhindern. Denn so, wie's treibt, geht's rasch und unaufhaltbar in den Untergang. Der droht nicht uns allein, er droht auch euch und euern Helfershelfern. Schon spürst du überall im öffentlichen Leben die ersten Weichstellen einer Korruption, die weiterfressen wird, bis alle substanzlosen Bürger — und ich meine hier den Mangel an der einzig heilenden essentia christiana — in den allgemeinen Prozeß der Fäulnis werden einbegriffen worden sein. Wahrzunehmen ist die Infektion an der gutmütigen Toleranz, mit welcher die geschickte Mogelei in sämtlichen Bezirken des Lebens vermerkt wird. Man lächelt zur eleganten Verführung, man zwinkert mit den Augenlidern, wenn eine raffinierte Unterschlagung gelang, und man möchte Beifall klatschen, wo der Witz der Lüge einen Ehrlichen hereinlegt.

DER AGNOSTIKER:

Solltest du nicht Ehrlichkeit bewußt mit Dummheit verwechseln?

DER DIAGNOSTIKER:

Siehst du, da äußert sich der Geist der Zeit, der immerzu moralische Prinzipien mit den Grundsätzen der Rückständigkeit und der Verblödung gleichsetzen möchte.

DER AGNOSTIKER:

Die Verhältnisse der Gegenwart verlangen schließlich ein Maximum an gesellschaftlicher Geschliffenheit und an kommerzieller Tüchtigkeit.

DER DIAGNOSTIKER:

Fordern sie nicht eher ein Minimum an Aufrichtigkeit, Vertrauen und brüderlicher Gesinnung?

DER AGNOSTIKER:

Für die Härte im täglichen Einsatz kann nur die Freude am Gelingen entschädigen.

DER DIAGNOSTIKER:

Und diese Freude vermittelt bestenfalls das ansehnliche Verdienst?

DER AGNOSTIKER:

Allein der stündliche Gewinn gibt unserm Kampfe Lust und Sinn.

DER DIAGNOSTIKER:

An diesem Merksatze erkenne ich meinen Pappenheimer. Denn er ist das Lebensmotto Derer, die am Ende nach der Formel leben und regieren möchten: Immer hat der Sieger recht! Was schiert ihn das Gesetz der Alten, wenn er, rücksichtslos nach oben strebend, selbst Bestimmungen erlassen darf? Er wird sie also schreiben, daß das Blut der Schwachen, welche ihm den Schriftstoff gaben, noch in tausend Jahren gegen die Dämmerfarben der Epoche fluchen wird.

DER AGNOSTIKER:

Das ist die rhetorische Poetenfloskel zu einer Zukunftschau, die den natürlichen Voraussetzungen kommender Tage widerspricht.

DER DIAGNOSTIKER:

Widersprichst du nicht vielmehr der eigenen, freilich unterschlagenen Überzeugung? Leugnen magst du faschistische, nationalsozialistische und bolschewistische Experimente, — das löscht sie keineswegs aus der Geschichte aus.

DER AGNOSTIKER:

Glaubst du nicht, diese mißlungenen Versuche hätten endlich die vom Tode bedrohten Völker gewitzigt für alle zukünftigen Zeiten?

DER DIAGNOSTIKER:

Freund, wo stehst du, daß du alle Fakten plötzlich zu vergessen scheinst? Wie darfst du, ohne vor dir selber zu erröten, als mißlungen hinstellen, was noch ungeschwächt die bestialischste Entmenschlichung der Gesellschaft fortbetreibt. Hier zum mindesten sei ehrlich und erkläre, daß die eine Hälfte der Welt erbärmlich mit dem Tode spielt, den ihr die andere zu reservieren scheint!

Was, ich frage, ist der Tod denn heute anders als die spannendste Attraktion der verderbten Menschheit, welche verlernen möchte, an die Ewigkeit, ans Jenseits, ans Gericht und an den Jüngsten Tag zu denken? Und ich gebe, um dir ein betrübliches Eingeständnis zu ersparen, selbst die Antwort: er wird wohl überall als die Gefahr der Urgefahren anerkannt und doch geliebt als Reiz der Reize, weil er die undefinierbare Lockung des täglich unternommenen Risikos vermehrt und keinem andern Zwecke dienen soll, als die morbide Wollust jeder tiefgefallenen Kreatur zu steigern.

Noch an der äußersten Grenze der Existenz wird die letzte Fähigkeit, zu atmen und zu fühlen, ausgenutzt zum höchsten Frevel, welcher die Herausforderung Dessen ist, Den man übersehen, ausgeschaltet und erschlagen wähnte. Aber das teuflische Vergnügen an der Pforte des Infernums weiß, in der schreiendsten und sinnlichsten Negation, nur Ihn und Ihn allein zu bejahen. Das ist, was ich hatte sagen wollen, aus der vollen Glut des Glaubens, den ich noch mit Manchen, in der gleichen Unerschütterlichkeit wie in derselben Flammenklarheit, zu teilen hoffe.

DER AGNOSTIKER:

D e i n Glaube ist es, aber nicht d e r Glaube einfachhin, mein Lieber. Denn die Mehrheit hat doch gänzlich andere Ansichten.

DER DIAGNOSTIKER:

Das hat sie leider nicht aus Eigenem und nicht einmal restlos überzeugt, sondern einzig aus dem Lärm- und Überredungsschatze jener bewunderten Gesellschaft, die aus sämtlichen Winkeln ihre diabolischen Diener ausschickt, um mit allen Mitteln Opfer einzufangen. In der Schule wirken jene noch verborgen, doch der Kunst, der Politik und der Philosophie sind sie die eifrigsten Supporter, im Rundfunk jappsen sie mit Riesenmäulern, im Theater tanzen sie, o Auge, was begehrst du?, jeder Film hat Bilder, die sie herrlich deuten dürfen, und im Buche kann das kleinste Wort ein Köder ihrer Frechheit sein.

DER AGNOSTIKER:

Auf die dann jeder Gläubige hineinfällt.

DER DIAGNOSTIKER:

Jetzt möchtest du unwissender erscheinen, als du bist. Der Katholik kommt unverführt an offenen Versuchungen dieser Art vorbei, sobald ihm deutlich die Entscheidung zwischen Gott und Satan überlassen bleibt. Das habt ihr wohl bemerkt und deshalb jene großen Umwege eingeschlagen, die zuerst zur Verwischung der Gegensätze führten und sodann, durch die Abmurksung des Unterscheidungssinnes, die Wahl des bequemeren Teiles erleichterten. Die Folge war, daß viele Mitglieder der Kirche Christi ahnungslos zu Häretikern wurden, die noch heute nicht zu wissen scheinen, daß sie bei jedem Hahnenschrei den Meister siebzehnmal verleugnet haben. Aus ihnen bildete sich allmählich jene kompakte Masse, die einer dauernden Begegnung mit dem wesentlichen Christentume kaum noch fähig ist. Statt in ihrem lebendigen Körper die wirkende Gnade des Ewigen zu empfangen, gebärdet sie sich, fort und fort, als trüge sie das Leibliche als Fremdheit, ja, als Abgestorbenheit und wüßte nicht auf die Berührung des Himmels schöpferisch und heilsträchtig zu reagieren. Die Anästhesie der seelischen Bereiche ist euch prachtvoll gelungen.

DER AGNOSTIKER:

Endlich eine Anerkennung, die uns entzücken dürfte, wenn sie der sarkastischen Beimischung entbehrte!

DER DIAGNOSTIKER:

Ein Lob, das wie ein Todesurteil klingt! Denn vom wahren Gehalte des Sarkasmus, von der Bitterkeit, die im Lachen sich verbirgt, und von den Geistespeinen, die in einem spirituellen Erbrechen überdeckt sein möchten, ist darin nicht das geringste offenbart. Das Herz versagt dem Denken alle Spässe, wenn die Zustände des Verrates groß zur Schau gestellt sind. Hier, wo die Schilderung der Wirklichkeit zu schwanken anfängt, da sie weder einen resoluten Glauben packen noch einen entschlossenen Abfall registrieren darf, vergeht uns jeder Hang zur leichten Spöttelei. Wir stellen nur noch fest.

Wir stellen fest, daß um uns neue Dinge geschehen, welche aus uns selber nicht geboren werden, sondern manchmal gegen unsere Einrichtungen vortreiben. Es ist bisher das unbestreitbare Vorrecht des schöpferischen Christentums gewesen, von jeder Einzel- oder Masseninnovation, aus welchen Tiefen sie auch steigen mochte, im Innersten erfaßt und damit aufgefordert zu sein, das Kommende zu empfangen, das Werdende zu assimilieren, das Unvollkommene zu läutern und das Bleibende zu wandeln, um es schließlich, nach einer volkstümlichen Art der Sanktifikation, als Bereicherung des alten Patrimoniums weiterzuvererben. Mit einem Male scheint dieser wundervolle Prozeß, durch euere Einwirkung, unterbrochen worden zu sein. Ich spreche, dieses sagend, gegen eine halbe Hoffnung in mir, die mir heimlich vorzustellen pflegt, die Einverleibung all des Neuen verlange mehr an Zeit und Ruhe, als unsere Hast und unsere Ungeduld im beschwingteren Rhythmus der erfinderischen Gegenwart zugestehen wollten. Auch das scheinbar Widersätzliche von heute werde langsam in uns eingeholt und sehr gemächlich umgeformt, nach den

unverletzbaren Gesetzen unserer wesenhaften Beschaffenheit, zu einem Teile des Ganzen, das wir bilden.

Vielleicht hat nur ein Wunsch mich also hoffend gemacht, — ich gebe offen diese Schwäche meines Argumentes zu. Allein ich möchte, nein, ich will nicht glauben, daß die starke Mehrheit unserer Brüder, unserer Schwestern in Christo, welche, als sozialer Faktor der Geschichte, nicht mehr dort präsent ist, wo das Beste für den Menschen ersehnt, erlitten und erstritten wird, ihr unverständliches Versagen skandalös verdoppelte durch die Enthaltung bei den Umwälzungen, die der ganzen Menschheit eine andere Lebensbasis sichern könnten.

DER AGNOSTIKER:

Ich habe, bis zu diesem Augenblick, gelächelt über deinen Eifer in der Widerlegung. Hier jedoch beginne ich, erschreckend, trotz dem Leichtsinne, den du nie an mir verzeihen kannst, den Ernst zu fürchten, der mit einem Male Leid wird und die besten Positionen selber schwächt. Was kann denn bleiben von den Siegen, die du bisher über mich davongetragen hast, wenn du am Ende — Gott, ich weiß nicht wie! — die totale Unwirksamkeit des heutigen Christentums verkündest?

DER DIAGNOSTIKER:

Du kennst mich gut und kennst noch immer meine Art nicht, dich durch vorgetäuschte Blößen so herauszulocken, daß du ahnungslos die Fallen aufsuchst, die ich stelle. Es hat mir, seit dem Anbeginn der Unterredung, oft geschienen, als vermöchtest du nicht klar zu scheiden, was geschieden werden muß: die christliche Welt, von der wir feierlich zu reden wagen, ist durchaus nicht die volle Expression des Christentums. Denn dieses drückt wohl jener einen Stempel auf, doch jene drückt uns dieses niemals aus in reinster Ehrlichkeit. Die abendländische Gemeinschaft, der man immer noch, trotz euerer Gegenwart, das Christliche als Zierde nachrühmt, regelt weder ihren inneren

noch ihren äußeren Habitus länger nach dem Dekalog — wer unterm Hundert kennt ihn noch? — sondern einzig nach den praktischen Alltagswerten, von denen dein bourgeoises oder halbbourgeoises Lebensideal die allermeisten liefert. Was von der Kirche mit herübergenommen worden ist, wirkt nur als Ornament, — wie eine leere Gewohnheit oder eine ödgemachte Sitte. Staffage über euern allzu penetranten Stofflichkeiten! Es fehlt das Eigentliche so, daß wir behaupten dürfen, es gehe schon das ganze Wesen ab.

DER AGNOSTIKER:

Ich kann nur, ungefaßt und fast benommen, wiederholen, daß du unser Können und Vermögen höher einschätzest als wir selber. Der Triumph, den du uns zuschreibst, könnte uns beinah mit Furcht erfüllen.

DER DIAGNOSTIKER:

Das wird er, — habt Geduld und wartet euere Stunde ab, sofern wir nicht zuvor die Zeichen unserer Zeit begriffen und die Konversion der Meisten durch die Besten verwirklicht haben werden!

DER AGNOSTIKER:

So rasch? Bevor du noch die Gründe des Malaise so recht erfaßt hast?

DER DIAGNOSTIKER:

Als ob, nach unsern weitgeführten Untersuchungen, noch der geringste Zweifel über die Ursachen der Verwirrung bestehen könnte! Wir ersticken langsam, weil wir, von obenher, uns abgemauert haben gegen die Zufuhr des unerläßlichen Atemstoffes für die Seele. Wir ermangeln des übernatürlichen Lebens. Das, was sich zuträgt in der geistigen — und, scheu beginnend, auch in der materiellen — Welt, ist ein Drama, dessen Wucht wir uns nicht länger verhehlen dürfen. Wohl gibt es unter uns Häretiker, ich

habe es schon angedeutet, doch das Christentum wird weniger von ihnen als von der Lauheit und von der Faulheit der Getauften bedroht. Unheimlich sicher vollzieht sich eine Apostasie, die das stillste Vorzeichen der nahenden Katastrophe ist. Das wird — ich seh dich wirklich jubilieren — nicht der Untergang des Christentums sein, sondern, grauenhaft genug, das Vergehen der abendländischen Gemeinschaft christlicher Prägung.

DER AGNOSTIKER:

So nahe siehst du das Verderben? Du wirst doch nicht verzweifeln wollen, bevor ich meinen Endsieg recht mit dir gefeiert haben werde!

DER DIAGNOSTIKER:

Du fängst ein Wort gelassen ein, dessen Sinn ich kaum aus eigener Erfahrung kenne. Ich sehe Dunkel, weil ich offen um mich blicke, doch ich sehe überm Dunkel auch das Andere noch. Verzweifeln darf ich nicht, solange mir die Schärfe meines Sichtsinns noch erhalten bleibt. Der schaut, so hoch und tief er schauen mag, die grauen Zeitenströme immer nur als Nebenflüsse einer Überflut, die selber nie zu greifen, nie zu deuten und niemals zu vergessen ist. Du möchtest sie, wie Vieles, übersehen. Ich aber nenne sie und heiße sie die Kraft des Göttlichen, die in der Welt sich nie vermindert. Vielleicht berührt sie uns, durch unsere Schuld, durch unsere größte Schuld, nicht länger in den alten und gewohnten Übermaßen, vielleicht ergießt sie sich, in stärkeren Wogen, demnächst über andere Kontinente hin. Ich weiß es nicht und weiß dennoch, daß sie auf Umwegen dann die Besten unter uns noch immer durchrauschen wird: als Freude oder Hoffnung, als Glaube oder Liebe, als Stille oder Leuchtung. Was und wie es sein mag, — immer wird es Gang und Fall der Gnade sein!

DER AGNOSTIKER:

Nun schlage doch der Beelzebub in alle Gläser! Eben warst du bittermienig wie ein angeschlagener Mops und jetzt er-

strahlst du wie ein Junge, den das große Los getroffen hat. Warum hast du tausend Wehleidigkeiten aufgezählt, wenn du schließlich in einem Lächeln auszuruhn verlangst?

DER DIAGNOSTIKER:

Ich habe, wie du sagst, das große Los gezogen, ja, ein Los, das alle trüben Stimmungen auffängt und verwandelt in einer unerschöpflichen spes unica, die nicht von uns lassen wird, solang wir selber sie nicht auszuschalten wagen. Was christlich lebt und christlich fühlt, wird dauernd an der Friedlosigkeit der Nächsten leiden und, an jedem Tage, da es heiter ist, bemüht sein, überall die Ursachen nachbarlicher Qualen zu entdecken. Christsein heißt im Wesentlichen: Mitleid haben! Deshalb beunruhigt mich deine Unruhe, darum wird dein Kampf um den Besitz der wahren Freiheit meine Angelegenheit. Unser Glaube, siehst du, ist genau das Gegenteil der Weltflucht, die du uns zum Vorwurfe machst. Dein Vorwurf aber gilt: für Jene, die uns schon verlassen haben und die Ichsucht über alles pflegen! Daß ihre Gottvergessenheit auf sehr natürlichen Geraden zur Menschenvergessenheit führen muß, erkennst du jetzt, sofern du nur den Mut hast, zu erkennen. Und daß die echte Freiheit bloss in Seiner Zucht gerettet sein kann, soll dir nicht verborgen bleiben, falls du dein Versteck verlassen willst. Heute geht es ja um sie allein, um sie vor allem, um die sancta libertas überhaupt. Sie wird nur fortbestehen können nach den Maßen des Widerstandes, den allein die christlichen Massen jedem Zwange zu bieten vermögen. Niemals ist das Christentum ein Wolkenkuckucksheim. Es wird gelebt und es bewährt sich hienieden, — oder der ganze Mensch geht unerbarmt zugrunde. Das ist die Alternative, vor die wir gestellt sind, du und ich! Das ist das Extrakt des langen Dialoges. Steh und wähle!

DER AGNOSTIKER:

So gruselig hast du die Gegenwart geschildert, daß ich lieber bleibe, wo ich bin: auf Seiten der Genießer, die,

wenn bald die Posaunen uns zu rufen beginnen werden, zum mindesten das Sein genossen haben. Fräulein, rasch noch einen guten Schluck!

DER DIAGNOSTIKER:

Ich lächele über deinen aufgebauschten Schreck. Wohl habe ich für das Grauen um mich graue Malerfarben gebraucht. Allein ich habe, auch im Bedrohlichsten, nur Fakten, Zustände, Erkennbarkeiten, mutmaßliche Wirkungen und berechenbare Endeffekte vorgestellt, so wie ein Schwacher das in einer schwachen Stunde fertig bringt. Es ist furchtbar viel gewesen, zugegeben, doch es hat noch lange nicht alles sein können. Denn das Geheimnisvolle, welches sich seit jeher als das Stärkste erwiesen hat, habe ich leider übergehen müssen. Dieses Verborgene kann jenes Wunderbare sein, welches plötzlich wider alle Deduktionen und gegen sämtliche Erwartungen aufsteht, um das Ganze seltsam umzukehren. Ein Tropfen Heiligkeit im großen Sündenbecher kann den ganzen Trank entgiften. Hier versagen unsere feinsten Maße. Ich darf vielleicht noch sagen: Höllische Verbrechen zeugen heute himmlische Gesellen in den Kerkern dieser Welt! Was habe ich mit diesen Worten ausgesprochen? Eine nüchterne Wahrheit, die vielleicht die Erde mit der Menschheit morgen retten wird? Wer weiß es? Nicht du, nicht ich! Hier schweigen wir. Ich schweige hier und bitte, da mir nun der Gaumen trocken liegt, um eine kleine Labung. Dir zum Wohle, Freund! Und auf die gute Hoffnung!

DER AGNOSTIKER:

Nein, ich mag nicht mehr. Mich hat es gründlich umgekrempelt, denn schal schmeckt plötzlich der geliebte Wein.

Dialog über
Sprache und Dichtung

In einemfort wird mir gesagt, ich hätte wenig Leser in der Welt. Ich bin mit dieser wiederholten Aussage insoferne einverstanden, als sie behaupten will, ich hätte wenig gute Leser. Allein es gibt dafür eine Kompensation, da mir viele bessere Kritiker erstanden sind, die mich dauernd wachhalten und sogar in meinem Schlafe Rechte zur Beunruhigung geltend machen. Aus diesem Grunde muß ich periodisch repetieren, was ich von Zeit zu Zeit — von der, die ich mir nehme, zu jener, welche sie nicht haben — den Damen und den Herren, die mich kennen lernen möchten, ohne größere Anstrengungen zu wagen, vorgehalten habe.

DER LESER:

Ich danke dem Geschick dafür, daß es uns in dieser Ecke der Heimat zusammengetrieben hat und so mir endlich die Frage zu stellen erlaubt, in der ich dich zu fangen gedenke. In irgendeiner deiner polemischen Repliken, die immer wieder den ersten Anlaß vergessen, um sich in spirituelle Räume zu begeben, die der Gegner niemals im Sinne gehabt, weil nicht gekannt hatte, sagst du dieses aus: «Ich will meine eigene Sprache so prägen, wie die Druckmittel meines Geistes und meines Herzens es verlangen und die wachen Sinne meines Wesens, vom Gespür bis zum Gehör, es wider die wirkende Macht der eigenen und gegen die tätige Gewalt der fremden Faulheit erlauben. In solchen Augenblicken kann das Wort die Folge und kann doch auch die Ursache eines Rausches sein, dessen Ursprung jenseits alles Stofflichen liegt. Ich habe hundertmal und mehr versucht und werde tausendmal und mehr das gleiche Wagnis wiederholen, irgendwo die Quelle zu entdecken, die mich also tränkt, um noch im Stammeln, nach der Eingießung, die deut- und sagbaren Begleiterscheinungen des wunderhaften Vorganges festzuhalten. Wo es fehlgeschlagen ist,

wohl hundertmal und mehr, bin ich ein Schuldiger und Schuldbeladener gewesen, nicht vor dem Tribunale des Schmierers, der nicht weiß, aus was er redet, sondern vor dem Wissen des Gewissens, das von meinen Fähigkeiten die besseren Formen und die schöneren Fassungen eines lautereren Inhaltes erwartet. Hier wandelt sich die erste Lust des Rausches, der zum mindesten die Präsenz einer konzentrierten essentia spiritus verrät, zur Qual im Kampfe mit der menschlichen Unzulänglichkeit. Doch sie, noch sie, die Schmerzung vor der Seligkeit des Findens, stachelt, peitscht und martert eine Gabe, bis sie gibt, was über ihr Vermögen hinauszugehen schien: das neue Wort, die reinere Idee, das Funkeln einer Formulierung, in dem bereits das Vorglück des kreatorischen Entdeckers die Ahnung eines Lächelns spiegelt, und den lichten Aufriß einer Dunkelheit, in welcher sich die Seele verborgen hielt!» Ich gestehe gerne ein, daß diese Sätze schön und neuartig klingen, allein ich weiß, wenn ich sie überdenke, meiner Perplexität keinen andern Rat, als sie erkennen zu lassen, daß ich die Offenbarung reichlich dunkel finde. Was ist denn eigentlich das Wesen deiner Sprache? Und was ist dir Dichtung überhaupt?

DER DICHTER:

Du stellst der Fragen viele, lieber Freund, und die einfachste wie die tiefste mit der gleichen Unbekümmertheit, obschon du, mir zur Freude, dich als ausgezeichneter Leser mit einem erstaunlichen Gedächtnis präsentierst. Weißt du auch, daß deine Worte an etwas Großes und an etwas Heiliges rühren, da sie das Geheimnis des schöpferischen Schaffens zu durchleuchten begehren? Wohl, hier gibt es viele Deutungen, von denen dich wohl keine ganz zu befriedigen vermöchte. Das Eigentliche ließe sich ahnbar machen, wenn ich etwa hundertsiebzig Formeln zusammenstellte, die von den erhabensten Züchtern der Weltliteratur geprägt worden sind. Einer aus ihren Reihen hat gemeint: «Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht

erjagen!» Hier kommt es also, nach dem Herzen, auf die Seele an. Und die Kraft, die einzusetzen ihr gegeben ist, kann ich nur Gnade nennen. Deine Unruhe scheint mir ein Zeichen dafür zu sein, daß du die Gnade hast. Aus diesem Grunde nehme ich an, daß es dir durchaus nicht um eine wissenschaftliche Einführung in die Struktur der Poesie, sondern um die verborgenen Vorgänge beim Denken und beim Dichten geht. Oder solltest du dich mit ein paar armseligen Sätzen zufrieden geben, die immer nur an das Allgemeine rühren werden?

DER LESER:

Nicht fragen sollst du, sondern Antwort geben. Ich bin hier der Inquisitor, der dich prüfen möchte, um am Ende dann das Urteil über deine literarischen Vergehen zu fällen. Doch bevor du anhebst, sei das Thema klargestellt: du forderst, daß dein Leser seine eigenen Verstandes- und Gefühlskräfte rege, wenn er dich als Schriftsteller angeht, und also deine Schriften nicht dazu benutze, sein ästhetisches Genügen gleichzeitig mit dem Vergnügen zu haben, aus lauter Kurzweil seine Zeit zu töten. Ja, was hältst du denn von dem, der deine Worte einzufangen und deine Gedanken zu verwirklichen hat?

DER DICHTER:

Ich halte mehr von ihm, als er zu halten bereit ist. Denn ich nähere mich dem Leser als ein Mensch, der, in seiner grenzenlosen Achtung, Scheu vor den wunderbaren Gründen der Empfänglichkeit empfindet. Unaufhörlich habe ich das Wesen im Auge, das ich, Worte formend, mitzuformen vermag.

DER LESER:

Und das heißt doch wohl: du machst es mir unsagbar schwer, mit der wachsenden Freude des dahingerissenen Entdeckers dein geistiges Neuland zu durchstreifen. Deine Achtung vor der Sprache verdeckt eine Mißachtung des

Lesers, dem du, anstelle einer aufheiternden Exkursion, die Mühseligkeit eines diskursiven Denkens aufzwingst.

DER DICHTER:

Wiewohl du damit zu leugnen scheinst, daß ich doch auch der Anschauung gebe, was ihr zukommt, indem ich den Kräften der Intuition den größten Spielraum überlasse, möchte ich deinen Vorwurf für eine Weile vergessen und dafür meine Stellung zum wahren Leser offenbaren. Dabei weiß ich wohl, daß es heute, in einer Welt, die an der Unordnung ihrer Einrichtungen und an der Verschwommenheit ihrer Ideen zugrunde zu gehen droht, Vieles gibt, das dringender ist als das Sinnen und Trachten des Buchschreibers, seine Produkte zum Mittelpunkte des Gesamtlebens zu machen. Bücher werden immer nur am Rande der Weltereignisse geschrieben: wenn es hochkommt, und das will sagen: wenn ein hoher Geist sie ausgedacht und ausgeschrieben und nicht einfach hingeschludert hat, sind sie fragmentarische Spiegelbilder der inneren und der äußeren Geschehnisse geworden, nicht aber Kraft und Atem der Weltdinge selber.

Ja, am Rande des All- und des Sondertäglichen sind sie geschrieben worden, damit sie am Rande auch gelesen werden. Darauf, siehst du, kommt es an: daß sie gelesen werden nicht als ein sogenannter Lebensersatz für solche, die nichts erleben, weil sie nichts erleben können, sondern als Glossen zum Dasein, an dem wir leiden, weil wir, erschlossenen Bewußtseins, in der Mitte stehen; daß sie gelesen werden als Deutungen, Erklärungen und Enthüllungen des Geheimnisvollen, dessen Dunkel uns ebenso bedrückt, wie es uns umgibt. Es wird seinen Stachel verlieren, wenn wir seine Existenz begreifen, bevor wir zugreifen, und Quellen der Beglückung wird es darreichen, wenn wir mit dem Dichter auf die Gründe der Dinge steigen. Das aber haben die Meisten noch nicht erfahren: daß auf der oftmals beschwerlichen Reise durch die Wortwälder eines vollendeten Werkes die schönsten Wunder

und die herrlichsten Genüsse den Wanderer im Geiste zu laben vermögen. In einer Zeit, die das äußere Wandern neu erlernt hat, tut doppelt not, wieder auf das Buch als den besten Mitwanderer aufmerksam zu machen. Es genügt wahrhaftig nicht, daß wir durch alle Weiten schreiten und unsere Seele mit Eindrücken über Eindrücken belasten und belästigen, wenn wir das Gesehene nicht verwerten können. Verwerten heißt, in nach- und fortschaffende Werte umsetzen. Wie oft — ach nein, fast immer — ist ein Wort, auf das wir stoßen, ein Gedanke, den wir am Gedanken eines Andern fassen, eine Stimmung, die ein Dichter aus sich selber in uns abgelegt hat, ein Bild, das den Gemütszustand des Fremden als die eigene Erregung sinnfällig macht, ein Lichtstrahl in der Nacht unseres Innern, der uns plötzlich um die Blindheit bringt und uns zu Wissenden werden läßt, die endlich ihre verborgenste Beschaffenheit erkannt haben.

Hier freilich beginnt meine furchtbare Verantwortung vor dem Geiste; vor dem zuerst, der uns zu Denkern bestellt, und vor dem andern dann, in den wir einmal einfahren werden, wenn wir in Wahrheit, wenn wir in der Wahrheit die Wissenheit ausgenutzt haben, um der Klarheit eine kommunikative Gewalt zu verleihen. Diese Furchtbarkeit will wachsen, wenn ich an den Doppelsinn des Wortes denke: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen! Eine Menschheit, welche mehr und mehr ins Materielle absackt, hat den Fluch allein auf das Leibliche bezogen und immerfort, durch Krieg und Mord hindurch, ihre Heller zusammengerafft, damit durch Kauf, Geschäft und Wirtschaftslenkung alle Gaumen ihre Lüste hätten. Mir aber scheint der Spruch, der wie eine Mahnung durch die Jahrtausende tönt und immer noch, wo er erfüllt wurde, Not und Mühsal in eitel Segen verwandelt hat, nicht minder das Leben des Geistes und das Erhaltungsgesetz des Geistigen zu meinen. Also wäre er, in meinem Sinne, ein Befehl: Streng dich an, mein Freund, und mühe dich ab, auf daß dein Innenleben dir erhalten bleibe!

Nicht Jeder, der da lebt und Mensch zu sein behauptet, ist mit jenen Nährkräften aufgefüllt, an denen er, im Spiele sozusagen, zehren dürfte, um sie, durch ein unaufgedecktes Wunder, als Verzehrer zu vermehren. Nur die Wenigsten sind also ausgezeichnet, daß sie, mit ihren seelischen Kräften wirkend, sich endlos ausgeben, um uns endlos zu bereichern. Wir nennen sie Begnadete, Talente und Genies und graben ihre Namen in die Mauern des Ruhmes und der Unvergänglichkeit ein. Wir selber sind dazu verdammt (und also zu unserm Glück dazu verurteilt), uns einzuschaffen in die Werke dieser Auserwählten, um in den Überfluten ihres Geistes unsern Geist zu tränken. Auch deine Bestimmung ist, nicht brach zu liegen, sondern fruchtbar zu werden, — fruchtbar in dir selber für dich selber. Das genügt.

Und ich sage dir, daß es dabei eine Lust gibt, welche jede sinnliche aufwiegt. Das ist die geistige, die uns ergreift und packt, die uns belebt und erhebt, sobald wir spüren, daß die Leselasten uns beschweren, um in Blüten und in Früchten aufzugehen. Jawohl, das ist die Lust, die immerfort die Denker und die Dichter durch Hungerqualen und durch Schöpferschmerzen treibt, bevor das Werk gelungen ist. In jedem echten Buche, das wir lesen, ist sie angesponnen; sie wächst mit jedem höheren Gedanken, der in uns eingeboren wird! An ihrem Ende steht nichts weniger als die Erschauerung im Gefühle, daß wir mehr als Stoff und Wärme sind.

DER LESER:

Gut, ich möchte deinem Streben nachsagen, daß es ernst und getragen sei von der bona voluntas, immerfort die bessere Deutung aller Lebenserscheinungen in deiner eigenen Stimmungswelt zu geben und dieser Auslegung ohne Unterlaß die vollkommenere Formulierung zu erarbeiten. Doch tut das nicht der junge Fant im gleichen Maße, der mit einem Male aufsteht und erklärt, er sei be-

gnadet und deshalb berufen, Gottes Universum in der Universalsprache des Genies zu erläutern?

DER DICHTER:

Ich verstehe, was du meinst, weil ich erkenne, daß du einen Fall visierst, den wir gemeinsam erlebt haben. Zwar hat der junge Mann nur ausgerufen: Seht, ich bin ein Lyriker! Allein es hat sich doch der Sinn heraushören lassen: Wisset, daß ich auserwählt worden bin und die Anerkennung meiner Würde fordern darf! Ich bin ein Apostel des ewig gültigen Wortes, ja, ein berufener Träger des Logos! Deshalb erbitte ich mir Autorität im Namen Dessen, Der mich gesandt hat! In Seinem Dienste bin ich stark als Offenbarer mannigfaltiger Geheimnisse!
Indem der junge Mann das, stolz und unbescheiden, ausspricht, ohne es zu sagen, will er, daß wir ihn als jenen Außergewöhnlichen anerkennen, dem ein hohes Amt gegeben worden sei. Das ist ein Dünkel, welcher Viele zeichnet, ohne auszuzeichnen. Warum wohl? Weil ihnen etliche Reime und gewisse Verse gelungen sind? Ist das wirklich ein Verdienst? Ich sage: Nein! Denn in jeder Sprache kommt einmal der Augenblick, da sie dem Stümper wie dem Könner die gleiche Geschmeidigkeit anbietet. Die Fähigkeit, Oberflächengefühle rasch und glatt in Jamben oder in Trochäen zu binden, wird dann nicht mehr meritorisch genannt werden dürfen. Tausend und abertausend dichtende Geister der Vergangenheit haben eine gewaltige Reimkette geschmiedet, die nun jeder Naivling abzutasten und für seine Zwecke anzuwenden vermag. Nur der Begnadete wird fertig bringen, die Fesselung zu sprengen und neue Glieder einzufügen. Wem der Bruch nicht gelingen will, der möge bescheiden bleiben und das Reimen nicht als Ausdruck einer Würde, sondern als die absonderlichste Form eines Privatvergnügens hinstellen.

DER LESER:

Mir scheint, du bist zu hart in deinem Urteil, denn dem jungen Menschen sind doch Verse eingegeben worden,

die sein Erleben aus der Sphäre des Persönlichen in jene einer allgemeinen Gültigkeit gehoben haben.

DER DICHTER:

Vielleicht begehst du einen wohlgemeinten Irrtum, da dir nicht die richtigen Vergleiche gegenwärtig sind. Jeder Empfindsame kommt an einem Punkte seiner irdischen Laufbahn in den Fall, die Bewegtheit und Erregtheit seines Herzens in Liedern zu veräußern. Denn jeder Erschaffene wird einmal die umkrempelnde Gewalt der Liebe erleiden müssen. Hebt er dann, wie Scheffel oder Bethge, zu singen und also eine Sprache zu gebrauchen an, die an Goethe gemahnt, da sie Bethge und Scheffel glanzvoll überbietet, so ist er noch immer nicht ein Dichter aus Notwendigkeit. Und nicht unbedingt müßte die ganze Welt zur restlosen Bewunderung eines Talentes eingeladen werden, das die Peripetien seines Verliebtseins artig und geschwätzig auszudrücken weiß. Den allermeisten Liebesliedern sollten wir mit einer gesunden Aversion begegnen. Denn in der Regel sind sie Folgen eines Trällerns, das im Tone schon die Verinnerlichung des Sängers leugnet. Zwar ist Dante auch nur Lyriker in seiner Vita nuova gewesen, allein er hat mit seiner Stimme mehr als die Kleinheit eines offenen Herzens, nämlich die Erschlossenheit eines Ewigkeitsraumes aufgefüllt. Was er besang, war die Liebe in ihrer ganzen Heiligkeit und nicht einfach seine Liebe mit sämtlichen Stationen ihrer Launenhaftigkeit. Er hatte vergessen, daß er dichtete; er redete in Versen, ohne es zu wollen, weil das Stärkere in ihm seinen Willen entwillt, doch seine Fähigkeiten siebenmal gesegnet hatte. Der wirkliche Dichter empfindet eine Scheu vor diesen unausdeutbaren Kräften, welche, nicht gerufen, aus ihm rufen. Er weiß von ihnen nur, daß sie den Drang gebären, Stellungen und Leuchtungen der Seele zu projizieren, um sie in den sagbaren oder singbaren Zeichen zu fixieren. Und er weiß zudem, daß er wieder ruhiger werden kann, wenn er seine Sehnsucht durch die Feueröfen des Herzens und darnach

durch die Kühlanlagen des Geistes wird ausgetrieben und vermaterialisiert haben. In alldem bleibt er klein und in sich eingeschlossen: ja, ein Mensch. Je mehr er Dichter ist, umso demütiger wird er vor den Schöpfungen seines Geistes stehen, die immer nur Annäherungen, niemals Erschöpfungen seiner inneren Zustände haben sein können.

DER LESER:

Er wird sich also sättigen an der Fülle seiner Satisfaktion und erhaben Den verachten, der nicht kann, was er vermag!

DER DICHTER:

Genau das Gegenteil wird geschehen, Freund! Wohl darf er seine Werke lieben mit der Liebe des Gestalters, allein er muß sie auch hassen mit den Gefühlen des Eingeweihten, welcher weiß, wie sehr sie nur Gestammel im Vergleiche zu dem sind, was er hatte sagen wollen. Immer wieder wird er in sich zurückkehren, um das Verkehrte besser auszurichten. Immer wieder wird er die Welt vergessen, die er anspricht, wenn er spricht, um seine Innenheiten zu versprechen. Im gleichen Maße wie er das Außen vergißt, wird er zur Innerung des Lebens, die, lebendiger als Alles, die Erinnerung an das erzwingt, was im Dämmer seiner Abgeschiedenheit und im Jammer seiner Ausgeschiedenheit ihm — Gott weiß, woher? — zugetragen worden war. Das Zugetragene trägt er aus und prägt er aus: für sich allein. Doch plötzlich wird es allen Sehenden als Hörenden und Hörigen zur Lust und zum Gewinn.

DER LESER:

Mich überrascht die Art und Weise, wie du der Sprache autokreatorische Kräfte zuschreibst und zugleich die Verdienste Derer schmälerst, die von der Sprache leben und also fähig sind, die selbstschöpferische Tätigkeit ihres Arbeitsmittels auszulösen. Ich weiß nicht, ob auch dieser Prozeß schon in der Domäne des Geheimnisvollen spielt,

in der du gerne vagierst, und weiß dagegen, daß du ein scharfer Richter vor den Menschen bist, die, einem natürlichen Triebe gehorchend, sich recht und schlecht im Liede auszudeuten versuchen, ohne vorher Sprachstudien und Philosophie der Dichtung betrieben zu haben.

DER DICHTER:

Und doch gehört die genaue Kenntnis der Sprache und das, was du die Philosophie der Dichtung genannt hast, zum Wesen eines echten Gestalters. Denn dieser, der gesegnet ist und seine Bestimmung als Magier des Wortes kennt, ist nicht minder stark als Vor- und als Überprüfer des Materials, aus dem er Werke von Bestand macht, denn als Schöpfer, der sich angetrieben und geleitet weiß: sein eigener Kritiker, bevor ihm Fremde Schwächen und Vergehen wieder den Geist seines lebendigen Instrumentes nachweisen!

DER LESER:

Hier staune ich, mein Freund, da du von einem Geschöpfe, welches Medium der Kunst ist und seine Darstellungen eher erleidet als aus der Kühle des Verstandes will, eine kritische Koaktivität über der dichterischen Bemühung verlangst. Dürfte ich dir das Wort des genialen englischen Dichters Wordsworth entgegenhalten, das du selber vor nicht allzu langer Zeit als Zitat des gleichfalls englischen Essayisten Matthew Arnold zitiert hast: «Wordsworth schätzt die kritische Kraft sehr niedrig ein, unendlich niedriger als die erfinderische; und er sagte heute, daß, wenn die Zeit, die man zum Verfassen von Kritiken über die Werke Anderer aufopfert, auf die Komposition selbstständiger Arbeiten, einerlei welcher Art, verwandt würde, sie viel besser ausgenutzt wäre; sie erlaubte dem Manne eher sein eigenes Niveau festzustellen und ließe auch weniger Unheil anrichten. Eine falsche oder boshafte Kritik fügt den andern Geistern viel Unrecht zu, doch eine stupide Erfindung, sei es in Prosa oder in Versen, ist durchaus harmlos.»

DER DICHTER:

Nein, ich will, als Kritiker, nicht boshaft werden und durch deine Worte selber meine Theorie bestätigen lassen. Denn du lieferst mir den Stoff zur trefflichsten Replik, da Wordsworth als Gestalter sich, im umgekehrten Sinne zwar, doch unmißverständlich, als kalter Examinator entlarvt hat. Ich wünsche dich an das Faktum zu erinnern, daß ich, das Wort des Engländers erwähnend, auch den Ausfall des größeren Schöpfers über ein Amt, das ich gründlich auszuüben pflege, nur als die launische Äußerung eines Gestalters habe gelten lassen wollen, der sich selber prachtvoll widerlegt hat. Bei dieser Auffrischung des Gedächtnisses wird dir wieder einfallen, daß ich mich in jeder Beziehung der Auffassung des außerordentlichen Literatur- und Kulturrichters Arnold angeschlossen habe, der wohl der Ansicht gewesen ist, die kritische Fähigkeit sei der erfinderischen untertan, jedoch als Antwort auf Wordsworth geschrieben hat: «Sinn für schöpferische Tätigkeit zu haben, ist das große Glück und der große Beweis des Lebendseins — er darf der Kritik nicht abgesprochen werden. Aber dann muß die Kritik ehrlich, einfach, biegsam, glühend und wissenvermehrend sein. Dann wird sie in einem nicht zu verachtenden Ausmaße einen freudvollen Sinn schöpferischer Aktivität haben, einen Sinn, den ein Mann mit Einsicht und Gewissen all dem vorziehen wird, was aus einer armen, hungernden, fragmentarischen und ungleichen Phantasie hervorkommen könnte. Und in bestimmten Epochen ist keine andere Schöpfung möglich».

DER LESER:

Mir liegt daran, in dieser Frage klar zu sehen. Wenn ich dich recht begriffen habe, so willst du zu erkennen geben, daß nicht nur der Kritiker einen «freudvollen Sinn schöpferischer Aktivität» besitze, sondern daß auch der Dichter einen heiteren Sensus kritischer Einstellung sein eigen nenne.

DER DICHTER:

Genau das ist es. Wohl bin ich nicht einverstanden mit der verabsolutierenden Tendenz der Arnold'schen Formel, da ich glaube, daß die Macht der Imagination und die Kraft des Geistes, sämtliche Bilder der Phantasie in die Sprache zu übertragen, der Ein- und Durchschaugewalt des Verstandes vorausgehen, alsodaß diese als eine Abbiegung, wenn nicht gar als eine Verkümmerung jener zu erscheinen hätte, allein ich ehre die Verehrung, die so offensichtlich der zu Unrecht verachteten Seite der Dichtung gezollt wird. Wiewohl mir auffällt, daß auf sämtlichen Gebieten, auch den belletristischen, die kritischen Auslassungen in einem derart erschreckenden Anschwellen stehen, daß eine noch erschreckendere Abwertung der literarischen und kulturellen Urteile stattfindet, dürfen wir dennoch, besonders im Sonderraume der Sprach- und Dichtkunst, eine erfreuliche Zunahme schöngeistiger Kreationen vermerken, welche freilich nicht zugleich mit ihrem Erscheinen auch die Bereitschaft des Lesers stacheln, nun ohne weiteres an diesen Veröffentlichungen sein Ergötzen zu suchen. Die Schuld, ich gebe es gelassen zu, liegt dann zum Teile nur an den Außenstehenden, die als passive Nachschöpfer in Betracht kommen dürften, und vor allem an jenen eingebildeten Bakelschwingern, denen die Formung der öffentlichen Meinung anvertraut ist, obschon es ihnen manifest an jeglicher Voraussetzung fehlt: sie maßen sich ein Amt an, zu dem sie nicht befähigt sind.

DER LESER:

Ich fürchte, wir bewegen uns am Rande eines heillosen Widerspruches, den ich bloß deshalb beschwöre, weil mir zu seiner Deutung die rechten Worte nicht einfallen wollen.

DER DICHTER:

Und doch fiel dir das treffende vom Einfall zu, das zum mindesten die Gabe ahnen läßt, die ein Spender immerfort

dem Gestalter zuwirft. Ich mag nicht untersuchen, von wannen ihm die Dona der Begriffe und der Expressionen kommen, allein ich möchte unterstreichen, daß in diesem mysteriösen Schenkprozesse die Gnade über dem Dichter sinnfällig wird.

DER LESER:

Nein, ich werde mich nicht ablenken und auf eine Ebene hinüberlocken lassen, wo ich dir kaum zu widerstehen wüßte. Hier aber spüre ich ein Etwas, das mich unbefriedigt läßt. Du preisest, übermäßig fast, die gebenedeite Kraft der Sprache, an welcher sich die Auserwählten offenbaren müßten, da die Sprachverliebten unterm Dauersegen der Begnadung wirkten, und gibst im gleichen Atemzuge zu erkennen, daß es Schreiber, also vorzügliche Verbenjongleure gibt, die weder die Fähigkeit des Poeten noch die Kraft des Sprachschöpfers besäßen, obschon sie als Kritiker, nach dem Worte Arnolds, einen freudvollen Sinn schöpferischer Aktivität zu bekunden hätten.

DER DICHTER:

Gelobt sei die Offenheit deines Geistes, welcher gute Werke bestens aufzunehmen und auch die Fakultät zu wecken weiß, das An- und Aufgenommene in Sprach- und Künderwerte umzuwandeln! Denn du triffst, vielleicht als Schöpfer, der sich ignoriert, die Dinge in der Mitte und also die Sache im Herzen, wo sie am verwundbarsten ist. Doch gleichzeitig drängt sich deiner Ahnungslosigkeit, die ich glücklich nenne, das Wort auf, das die Angelegenheit klären könnte, um die wir kreisen. Wie schlicht und gedankenlos, wenn ich so sagen darf, hast du Verbenjongleure in gewissen Journalschreibern gesehen, und genau das ist es, was ich selber hatte präsentieren wollen: den großen Bund der Sprachtauben oder der Sprachverhunzer, die, als Usurpatoren der Wortkunst, das Mittel der spirituellen Verständigung mißbrauchen, um in den Augen und vor den Ohren der Laien als berufen zu gelten. Ich

habe mir in langen Jahren jene grauenhaften Methoden angesehen, die in unserer Heimat auf dem Gebiete der «Besprechung», der «Bewertung» und der «Kritik» von Jenen praktiziert werden, die sich ausersehen glauben, die Fähigkeiten oder die Unfähigkeiten eines schöpferischen Geistes vor aller Welt festlegen zu können, doch im Wesentlichen nichts anderes tun, als in litteris ebenso wie in criticis barbarisch zu wildern und ihre persönlichen, aber wirklich unzulänglichen Vorlieben als Naturgesetze der Dichtung vorzustellen. Auf diese Weise werden Gernegroße auf das Piedestal gehoben und ehrliche Größen durch einige nichtssagende Sätze, welche im gewöhnlichen noch erbarmungsloser wirken als die boshaften, für immer in den Augen der gläubigen Leser erniedrigt. Ich bin, mit Arnold, überzeugt, daß die wahre Kritik ungleich höhere kreatorische Bedingungen voraussetzt, als von den meisten unserer sogenannten Beurteiler erfüllt werden können.

DER LESER:

Ich bin in dieser Frage weder mit dir noch gegen dich. Denn da ich jene lese, wie ich dich betrachte, ohne in der Härte des Urteils zu landen, das dich jetzt ein klein wenig zum Eiferer pro domo macht, möchte ich mein eigenes Urteil erst am Ende unserer Auseinandersetzung verraten, wenn auch zuvor erfahren, welchen Normen sich der schöpferische Kritiker oder der kritische Schöpfer beugen müßte, damit er deiner Anerkennung sicher sei.

DER DICHTER:

Wiewohl in deiner Äußerung mir Etliches mißfällt, versage ich mir eine Entgegenung auf beiläufige Empfindungen und falsche Sichten sekundärer Art, um in das Wesentliche einzubrechen. Jedes vollendete Werk verlangt eine mühsame Voruntersuchung nach den verborgenen Quellen seiner Werdung, nach den Geheimnissen seiner geistigen und seelischen Herkunft und nach den ferneren oder nähe-

ren Vorbildern, an denen es die eigenen Bilder gewonnen hat. Jeder Begnadete ist zwar in dem, was er zu erkennen gibt, aus sich. Er ist einmalig in der Konkretisierung seiner Seelenzustände oder seiner Herzensverhältnisse. Kein Meister wird ihn zum Singen und zum Schwingen bringen können, wenn er nicht aus sich selber singt und schwingt. Die Essenz seiner Kunst kann nur Eigentum sein. Hier hat der Ausdruck seinen wahrsten Sinn: das, was er auswirft, um es hinzugeben, ist ihm eigentümlich. «Da! Empfange! Es ist mein und zeigt euch, wie ich innerlich beschaffen bin!» Dieses Eigentum hat allerdings ein Kleid, die Sprache, welche weniger dem Dichter ex radice zugehört. Denn sie ist, in ihren Teilen, ihm übermittelt worden: Nimm sie hin und tu mit ihr, was dir beliebt! Erwirb sie ganz, um sie als die fortwirkende Lautheit deines persönlichen und eigengearteten Schweigens zu besitzen! Mit ihr beginnt das gewaltige und undurchschaubare Spiel der Tradition. Leider haben wir nicht die Gewohnheit, uns ihrer majestätischen Rolle zu erinnern, wenn wir vor den Liedern oder vor den Erzählungen auserkorener Gestalter stehen, um, wo immer es nur möglich ist, herauszufinden, was in den Aussagen genuin und was nur eine simple Herübernahme alten Erbteils zu sein scheint. Eine derartige Teilung oder Trennung durchgehend aufzuzeigen, wird umso schwieriger, je mehr wir, mit der fortschreitenden Vervollkommnung der Sprache, von der ich gesprochen habe, und mit der wachsenden Bemühung um die Verbesserung der literarischen Erziehung, die Grenzen verwischen, um das Genuine zurückzudrängen. Die Sprache selber erreicht mit einem Male jenen Zustand ständiger Bereitschaft, da auch der Ungesegnete sie anrühren darf, um sie im Nu, fast maschinell, in Reimen und in Versen auftönen zu lassen. Und das heißt: es wird immer gefährlicher, ein Werk als absolute Eigenleistung zu verherrlichen. Doch nicht minder zweifelhaft wäre der Versuch, dem jungen oder neuen Dichter jeden Vers als eine belegbare Reminiszenz an ältere zu deuten.

DER LESER:

Nimmst du auch im zweiten Satze viel von dem zurück, was du im ersten hingeworfen und verworfen hast, so bleibt doch immer, scheint mir, eine Verminderung der Belletristen, die beim Publikum in keinem üblen Rufe stehen.

DER DICHTER:

Ich will mit meinen Worten nichts anderes als die Freveltat der Unberufenen zu erkennen geben, die, ohne das doppelte Donum einer exakten Kenntnis der literarischen Vergangenheit und der eingeborenen Sensibilität des Herzens und des Geistes, Werke zu bewerten pflegen. Meistens urteilen sie ausschließlich nach dem, was sie Geschmack und Vorliebe nennen, obschon es kaum mehr als ein verderbtes oder unzulängliches Empfindungsvermögen ist und unermeßlich fern von jenen Fähigkeiten wirkt, die an den einzelnen Schöpfungen die Individualität des Gestalters und an den Dichteroffenbarungen überhaupt die besondere Essenz des Kreators herausspüren müßten.

DER LESER:

Immerhin haben deine Worte den Hang, die Originalität des heutigen Dichters mehr oder weniger in Frage zu stellen.

DER DICHTER:

Ich möchte, wenn ich einen gewissen Sinn für Geschichte und Vergleiche beim Beurteiler als unerläßlich voraussetze, nicht meine Forderung mißverstanden wissen. Wenn ein Lyriker, beispielsweise, aus einer natürlichen Gedächtniskraft heraus sowohl das eigene Vorerleben einer dichterischen Situation, die bei Andern längst in Vers und Lied verstofflicht worden ist, wie auch im Nacherleben dieser Lage beim Genießen eines fremden Gedichtes so gleichartig hinzunehmen vermag, daß sie sich decken und später unbewußt in einer Vermischung Auferstehung feiern, in

welcher sie als großartiges Erlebnis den besten sprachlichen Ausdruck verlangen, so ist der gestalterische Prozeß wider den Willen des Dichters zu einem Schöpfen aus fremden und aus eigenen Quellen geworden. Denn aus der Erinnerung haben sich gewisse Fragmente des gelesenen und rasch vergessenen Werkes eingestellt, sodaß sich das neue Lied nur schwer der Anklänge hat erwehren können. Der Nurhistoriker wäre sofort geneigt, das Opus als eine gute Nachahmung hinzunehmen, während der wirkliche Kritiker, der mit dem Herzen und mit der Seele nachspürt, die essentia propria in allen Fällen aufzudecken vermag. Zu sagen also, daß ein Dichter nicht aus sich allein geworden ist und nicht seinen vollkommenen Eigen-Sinn besitzt, sondern seine wahre Bedeutung erst dort gewinnt, wo sein Verhältnis zu den Vorgängern aufgezeigt wird, heißt nicht, den Schöpfer in ihm verkleinern, nein, es heißt nur, seine Totalität, in der genauesten Bestimmung des Erbteils und der Eigenzugaben, zu erfassen versuchen. Wir sind nun einmal Glieder einer Kette und haben, trotz der besonderen Form, den Halt und auch den Zug, die Richtung und die Spannung von den Andern mitübernommen. Was uns von Jenen unterscheidet, kann Wärme sein und Farbe. Und das ist viel und wird, beim Berufenen, das Ganze sein.

DER LESER:

Ich muß gestehen, daß du mir das Verständnis für die inhärenten Feinheiten des gedruckten Werkes eher schwerer als leichter machst. Wiewohl ich deine Absicht lobe, immer dort die Eigenwilligkeit des Dichters in den Sondereigenschaften seiner Schöpfung zu verklären, wo sie maximal sich dadurch äußert, daß sie, sozusagen, die Gewaltsamkeit der Anstrengung, alle Schrifttaten früherer Generationen zu vergessen, in einer Bemühung nachwirken lassen, deren Werte zu entwerten, um sie gleich, in einer anderen Verwertung, wieder umzuwerten, so kann ich nicht begreifen, wie du am Ende eine absolute Differen-

zierung der Stile und eine gerechte Stufung der Größen wirst vornehmen können, wenn die Themen, die ja in der Art und Weise ihrer Darstellung beschränkt sind, ausgeschöpft sein werden, sodaß sie, immer wieder vorgenommen, sich schließlich ähneln müssen wie der Glanz dem Glanze.

DER DICHTER:

Das, mein Freund, ist eine belastende Frage, die mir die Antwort verschlagen könnte, wenn ich sie nicht längst am eigenen Schaffen bedacht und im Studium der fremden Dichterdenker aufgetrieben hätte. Die entscheidende Auslese, siehst du, wird der Zeit gelingen, da nur die Distanz zu den Erscheinungen des Lebens, des materiellen und des spirituellen, des physischen wie des metaphysischen, die Scheinwerte als Nichtwerte zu enthüllen vermag, um sie dann ohne weiteres aus unserm Sichtfelde zu heben. Was bleiben wird, so wie es stets geblieben ist, fällt auf durch eine Patina, die ich wohl am besten dadurch erfaßbar mache, daß ich das «Klassische» beschwöre.

DER LESER:

Du lieber Himmel! Ja, das habe ich befürchtet.

DER DICHTER:

Ich bin auf einen solchen Ausruf gefaßt gewesen, da ich weiß, wie unausrottbar die Identität des Klassischen mit dem Langweiligen in jedem Lesergemüte verwurzelt ist.

DER LESER:

Zu Recht oder zu Unrecht?

DER DICHTER:

Gut, auch das soll eine Frage sein, die uns beschäftigen soll. Denn sie entfernt uns nicht, im Gegenteil, sie führt uns sicherer ins Zentrum unserer Diskussion hinein.

DER LESER:

Ich scheute, wäre es ein Umweg zu den Zielen, die wir dem Gespräche gesetzt haben, nicht einmal vor einer unberechenbaren Verlängerung des denkerischen Wanderns zurück. Denn ich bin gespannt auf das, was du am Klassiker zu sehen und zu achten pflegst.

DER DICHTER:

So gehn wir wohl am sichersten von der rechten Fragestellung: «Wer und was ist ein Klassiker?» aus, obschon mir professoral betonte und getönte Nüchternheiten solcher Art nicht liegen. Denn ich muß mich gleich am Anfang selber gegen den Vorwurf, eine unelegante Quaestio formuliert zu haben, schützen: der Satz stammt nicht von mir, sondern ist einer alten Zeitschrift, die seiner Zeit unser Landsmann Tony Kellen leitete, entlehnt worden.

DER LESER:

Mich stört durchaus nicht diese sogenannte Schwerfälligkeit, da es mir weniger auf die äußere Faktur als auf die innere Beschaffenheit der Aussage ankommt.

DER DICHTER:

Und darin unterscheiden wir uns grundsätzlich, da für mich das sprachliche Element von primärer Bedeutung ist; dem Kristallgefäße gleich, in das du eine edle Flüssigkeit zu gießen liebst, gibt es dem feinen Inhalte erst das schönere Aussehen und den besseren Geschmack mit der inhalierbaren Zugabe eines heimlichen Sonderduftes.

DER LESER:

Gut, ich kenne die schöpferische Marotte, welche fort und fort an deinen Schriften meine Galle in Bewegung hält. Könntest du sie einen Augenblick vergessen, um mich den vollen Sinn des Begriffes den du angerufen hast, «begreifen» zu lassen?

DER DICHTER:

Eben das vermag ich nicht. Und noch weniger vermag ich die Kennzeichnung hinzunehmen, die du auf die Mühen anwendest, denen sich Gehör, Gespür, Vernunft und Ahnsinn hingeben, bevor sie der Empfindung oder der Idee den strahlenderen Ausblick erobert haben. Doch ich möchte deiner Ungeduld nicht länger widerstehen; also kehre ich, enttäuscht, ich sage es, zu dem zurück, was dich wärmer als das heiße Klangblut einer Formulierung anzusprechen scheint. Nur sei dann nicht verschwiegen, daß unsere Frage ihre Berechtigung hat. Denn es dürfte gut sein, dann und wann den tieferen Sinn der Wörter zu bedenken, die uns allzu glatt vom Munde gehen. Vielleicht vermerken wir beim fröhlich unternommenen Versuch der Ausdeutung plötzlich ein Stocken in uns und an diesem die Gedankenlosigkeit des Sprechers oder Schreibers, der mit präfabrizierten Prägungen zu spielen pflegt. Wem fiele, auf den ersten Anhieb, eine Formel ein, die uns die Bedeutung eines Klassikers so kurz wie erschöpfend darzulegen vermöchte? Und dennoch wenden wir das Wort in allen Tagen an, und Dieser meint es so und Jener meint es anders, sodaß am Ende nur der angewiderte und zynisch gewordene Nietzsche Recht behielte, der geschrieben hat: «Scheint es doch fast, als ob man eben nur dreißig Jahre lang tot zu sein und als erlaubte Beute öffentlich dazuliegen brauche, um unversehens plötzlich als Klassiker die Trompete der Auferstehung zu hören.»

DER LESER:

Zwar scheint der Alte von Sils Maria einem guten Zorn erlegen zu sein, allein er hat in dieser Fassung wohl die Allerweltsmeinung über den Klassiker zum Ausdruck gebracht?

DER DICHTER:

Wo alle Welt die Geburt des Klassikers mit dem Erlöschen des Urheberschutzes ansetzt, hat er nur insofern Unrecht

gehabt, als die Protektionsfrist heute fünf Dezennien umfaßt. Doch schaut nicht alle Welt mit den Blicken eines Buchverlegers auf die Dichter hin, deren Werke freigeworden sind. Die Unhaltbarkeit eines derartigen Sichtpunktes wird ohne weiteres offenbar, wenn wir an einem Beispiel jene Nietzsche-Formel praktisch auszubeuten versuchen. Es müßte, ihr gemäß, nach dreißig — oder fünfzig — Jahren jeder Schreibertrottel in die Gemeinschaft der Sophokles, Ovid, Dante, Shakespeare, Cervantes, Racine, Corneille, Goethe und Schiller aufgenommen werden, sodaß mit einem Male sämtliche Zweigroschenheftverfasser mit den Sängern unsterblicher Dichtungen die Ehre eines Gloriennamens teilen dürften. Wohl, das könnte ein heiteres Schauspiel für die (den Musen wieder zugeführten) Halbgötter sein, umso heiterer, als es nicht mehr geschrieben, sondern nur noch präsentiert zu werden braucht, da einer dieser Klassiker, namens Molière, es vor etlichen Jahrhunderten vorausgefühlt und vorgedichtet hat.

DER LESER:

Das Nietzsche-Zitat scheint dich infiziert zu haben, denn deine Ironie verdunkelt, was wir klären möchten.

DER DICHTER:

Gewiß, auf diese Weise kommen wir wohl kaum zum guten Ende. Darum möchte ich zur Quelle des Begriffes zurückkehren und von ihr aus den Sinn erschließen. Von den Klassikern redeten zuerst die Humanisten, welche ausschließlich die antiken Autoren meinten, während ihre Nachfolger bereits dem Ausdruck eine glückliche Erweiterung dadurch gaben, daß sie damit die Wegbereiter der nationalen Literaturen belegten. Heute wird er, ohne Unterschied, auf alle Dichter angewandt, die ihren Schöpfungen einen fortwirkenden Atem gesichert haben. Ein Klassiker läßt sich nicht nach gewissen Regeln definieren, sondern immer nur nach dem Grade innerer Lebendigkeit, die seine Werke beibehalten. Wo das Leben

eines Landes und eines Volkes den ihm gemäßen und allesüberzeugenden Ausdruck gefunden hat, da leben Land und Leute, allen Empfindsamen und Hörenden spürbar, im Worte durch Jahrhunderte fort, da wird ihr Dichter eines Tages zum Klassiker werden. Denn seine Worte haben dann das Wesentliche: Stil! Sie sind nicht stilisiert, das ist eine Äußerlichkeit, sondern sie haben Gesicht und Atem jener Zeit, in der sie entstanden sind. Das Sein des Dichters deckte sich mit dem Sein der Umwelt. Ausfloß die Ordnung einer großen Seele und paarte sich harmonisch mit der Ordnung der Gesamtheit. Die Wirkung war eine Dichtung, der Wirker wurde zum Klassiker, obschon er noch lebt und vielleicht niemals in den billigen Klassikerausgaben eine nachträgliche Bestätigung seines Dichtertums erfahren wird. Gewiß, es werden Hunderttausende aus den Reihen kommender Generationen nicht mehr zu seinen Werken vordringen. Nur der wird sie noch genießen können (und es wird fürwahr ein geistiger Genuß sein), der als ein ähnlich geordnetes Wesen dem Vergessenen gegenübertritt.
Denn «Klassiker sein» ist zuerst ein Zustand und dann vielleicht ein Rang, ein Ruhm und ein Bewertungsmaß.

DER LESER:

Wie aber kann geschehen, daß die Klassiker, als Träger und Verwirklicher einer besonderen Gnade, mich weniger anzusprechen vermögen als die unbekannten Schreiber unserer Tage?

DER DICHTER:

Wohl weil die Weite ihres Geistes in der Enge unserer spirituellen Räume nicht mehr unterkommen kann! Wir haben, wo wir fühlen sollten, keinen Sensus mehr für das, was über die Banalität der Welt, in der wir Feiergäste sind, hinausgeht, Jene dachten höher, als wir zu denken pflegen, und empfanden intensiver, als uns heute möglich ist. Die Konzision ihrer Schöpfungen erscheint der Hudelweise,

die wir in der Regel praktizieren, weniger als Geschlossenheit denn als Abgeschlossenheit: durch die Apartheit soll, so meinen wir, ein esoterisches Reservat gekennzeichnet werden. Wir suchen, gegenüber unsern Unzulänglichkeiten, die Stärken des Klassikers in Schwächen umzudeuten und unsern Stolz durch die Behauptung zu kitzeln, die großen Dichter seien kuriose Käuze und ihre Äußerungen ungenießbar geworden für den einzig geraden Normalverstand, den wir verkörperten!

DER LESER:

Sollte denn die Dichterei in ihrem Sinne nicht auch exoterisch sein können?

DER DICHTER:

Die wahre Kunst ist es nie und will es immer sein. Die Ursache des Versagens liegt bei Denen, die empfangen, nicht bei Jenen, welche geben. Denn in der Mehrheit entzieht die Leserschaft sich der Anstrengung, die vonnöten wäre, damit der Beschenkte, nach einem Akte der Selbsterhebung, seinem Spender auf der gleichen Hochebene entgegentreten dürfte. Hier nämlich, wo die Stimme alles ist, wird die absolute Einstimmung gefordert, und das heißt: die Angleichung des niederen Tones an den höheren und des kunstlosen an den kunstvollen.

DER LESER:

Das setzte voraus, daß auch der offenbare Nichtdichter poetischer Regungen und Bereicherungen fähig wäre?

DER DICHTER:

Du übertreibst mein Wort. Doch glaube ich, daß jeder Mensch, als passiver Schöpfer, imstande ist, seine bedeutsamsten Erbanlagen tätig werden zu lassen an den Taten der aktiven Gestalter.

DER LESER:

Ich müßte also Kunst in jedem Buche und Geist in jedem Worte suchen?

DER DICHTER:

Sofern der Autor Dichter war, gewiß! Allein es gilt zu unterscheiden zwischen Kunst und Künstelei.

DER LESER:

Wie aber kann ich das, wenn mir die elementaren Vorkenntnisse fehlen?

DER DICHTER:

Du trägst sie in dir, da sie von Natur aus dir gegeben sind. Gefühl ist alles, wenn der Intellekt geschult und der Geist nicht ausgeschaltet ist. Verrät nicht der Inhalt die Mache, so tut es sicherlich die Sprache. Die Sprache ist Spiegelbild des Inhaltes und der Inhalt Spiegel der Sprache. Ein Werk, das nicht in jenem groß wird, vermag auch nicht durch diese zu bestehen. Zu viel wird mir vergessen, daß die befruchtende Kraft im Worte liegt, sodaß ein Buch, das um der Zerstreuung oder um der Unterhaltung willen geschrieben wurde, auch in der Sprache sämtliche Merkmale des Kleingewollten verraten wird. Immer wieder möchte ich erfahren, was sich die gelangweilten Verteidiger der Unterhaltungsware vorstellen, wenn sie von der Zerstreuung reden und Bequemlichkeit im Sinne haben, Erheiterung zu wollen behaupten und nur ein kindisches Vergnügttun überschleiern, Erholung zu suchen glauben und nur einen latenten Hang zum Leichtsinn in Bewegung bringen! Gewännen sie nicht mehr, wenn sie eine halbe Stunde lang ins Freie zögen oder hundertzwanzig Minuten dem Schlafe widmeten? Haben sie jemals, ihre menschliche Natur erfüllend, dem Sucherernste in sich nachgegeben? Hätten sie's getan, so kämen sie wohl kaum dazu, im Strome der Belanglosigkeiten ihre Seele zu baden und ihre Angst zu ertränken, nein, sie entsagten der Lüge und der Selbstbetrügerei, um sich den Großen auszuliefern, die ihnen hülfen, Menschen nach dem Sinne des Ewigen Schöpfers zu werden.

DER LESER:

Durch die einzige Kraft des Wortes?

DER DICHTER:

Durch die geheimnisvolle Macht der Sprache, ja. Es lassen sich tausend Herrlichkeiten sagen über das Wunder der Sprache, nicht der deutschen und nicht der italienischen allein, sondern jeder Sprache, in denen die Seele des Menschen Klang und das Herz des Empfindsamen Wärme geworden ist. Tausend Herrlichkeiten lassen sich sagen und dennoch nicht die letzten Wunder erschließen, die nur im Gesprochenen offenbart werden können. Erst der Ton gibt den Worten ihren reinsten Glanz, und erst in der Hörbarkeit des Gedachten und Geschriebenen dringen Ahnung und Gefühl zu den tiefsten Quellen vor, in denen das Wort noch die Klarheit und die Heiligkeit des Logos hat. Dichter sind die furchtlosesten und ehrfürchtigsten Steiger, sie allein wissen hinabzudringen auf die letzten Gründe, wo sie, durchschauert von der Unsagbarkeit des Wort- und Klangwerdens, immer wieder die brennendste Leidlust jenes Geheimnisses erleben, da der Geist zum Körper wird. Und Der nur ist mir wahrhaft ein Sprecher, der mich an die Grenzen hinführt, an denen das leiseste Wehen immer noch Sturm wird und unaufhörlich, feurigen Zungen gleich, niedergeht und eingeht in die erschütterten Seelen der Sprach- und also der Machtlosen. Es lassen sich tausend Herrlichkeiten sagen über dieses Wunder, doch nicht Jeder kann sie sagen und nicht Jeder kann sie alle sagen, mit Ausnahme jener Dichter, die ich dir erschließen und empfehlen möchte.

DER LESER:

Also wären wir, dem Redespiel entsprechend, das du liebst, am selben Punkte wieder angelangt, von dem wir ausgegangen waren.

DER DICHTER:

Ein Spiel des Wortes, das mich führt, gewiß! Ich liebe, weil es, alles aus sich selber holend, mich an sich erholen läßt, die Heiterkeit, mit der es, Unterhaltung mimend,

mir den Überhalt des Ausgeweiteten in einem Raume der Gefahr und der Gefährdung gibt. Denn wo der Leichtsinn gerne bereit ist, nur das Idiom der Platitüde zu schreiben, um dem Seichtling zu gefallen, da warnt es mich von Fall zu Fall vor den Korruptionsehren der Banalität und treibt mich Hänge der Reflexion hinan, die immerdar zu Höhen leiten, auf denen die Wortwerdung der Gedanken alle Leiden und alle Gnaden einer Erstgeburt gewinnen kann.

DER LESER:

Müßte dann nicht jeder Hörer dich an der Novität des Ausdrucks erkennen?

DER DICHTER:

Man will mich leider nicht daran erkennen. Ach, ich wiederhole, was ich schon vor zwanzig Jahren ausgerufen habe: Mancher Zeitungsschreiber, der dort singt, wo ich, nach seiner Meinung, gackere, liest meine Sätze flüchtig, verdaut sie überm Kegelschieben schlecht und nennt sie darum konfus, langweilig und verworren. Wenn ich nicht wüßte, daß unentwegt ein journalistisch geschulter Meister über meine Sprache redete, so könnten seine Worte mich vielleicht verletzen. So aber lächele ich, bevor ich meinem Spötter versichere, daß ich auf jede journalistisch geschulte Leserschaft verzichte und es doch gerne mag, wenn sie mir sagt, mein Stil sei unverständlich, unverdaulich und verhunzt. Das beweist mir, daß ich auf dem rechten Wege bin, der hin zu meinem Ziele führt. Zu meinem hochgesteckten Ziele, an welchem ich den Zeitungsstilferventen viele ungemütliche Stunden bereiten könnte.

Obschon ich erkenne, daß jeder Wortentleerer mich einen Sprachverhunzer heißt, bloß um mir einen lauten, wenn auch ungefährlichen Donner zuzuwerfen, nachdem ich ihm einen leichten, doch einschlagenden Blitz hingeschleudert hatte, muß ich immer wieder annehmen, daß er mich mit einem Andern verwechselt. Der, den er meint, sobald er angreift, dürfte doch wohl nur sein Bruder im Geiste sein.

Und dieser bin ich keineswegs. Denn ich habe nach dem Bilde seiner Sprache das Klischee geätzt, das ihm zu ähneln strebt. Er aber, dem das Abbild nicht gefällt, geht hin und karikiert mich, damit ich lächerlicher vor seinen Lesern erscheine, als er vor meinen ist. Er könnte es ja leichter haben, wenn er täte, was ich tue, und mich in die Rumpelkammer seiner Phrasen sperrte, in der er mich doch gar zu gerne haben möchte. Nun werde ich ihm keine Ruhe geben und mit geschärftem Auge zuschauen, wie er die Sprache handhabt, die ich forme.

Ja, ich weiß: er hämmert sie nicht aus, er hat sie gleich zur Hand. Im Spinnwebfaden seines Denkens reiht er Phrasenquadern aneinander, schmückt sich mit den Afterperlen aller künstlichen epitheta ornantia und lädt die Schmockwelt zur Verehrung ein. Gut, er reihe weiter! Ich sehe zu und falle ihm, sobald er sich am Geiste der Sprache oder an der Sprache des Geistes vergreift, in die behende Frevlerhand. Er bleibe fort und fort mein Sprachlehrer und ich der ewige Schüler, der nicht glauben will. Schon weiß ich auch, daß ich nicht auslernen werde, wie sehr ich auch die Liebe mit den Kräften hingebe, um bei den besten Sprachschöpfern, und also nicht bei ihm, das Herrlichste zu entdecken. Der Fuchtel, die er schwingt, bin ich entwachsen. Er handbabe die Sprache, die ich weiterhin verhunze! Morgen mögen Jene richten, die ihn und mich ersetzen werden. Ich verneine nicht sein Talent, ich bejahe es. Ich wollte nur, ich könnte es so reizen, daß er selber Fett verlöre, von denen dann seine Aufsätze profitieren dürften.

Das ist meine Sprache: nicht die Allerweltssprache, die, bei Allen über denselben Leisten geschlagen, keine Leistung darstellt. Wohl, auch mir kann passieren, daß ich Subjekte durcheinanderwerfe und Sätze konfus mache — ach, nein, das tue ich ja immer! — also sagen wir: Sätze häßlich ausgestalte. Man gehe hin und spüre sie auf, damit ich hingehe, um sie und mich zu bessern! Für einen einzigen gutgeprä-

ten Satz verlängere ich ja gerne meinen Arbeitstag um eine Stunde, obschon schwer sein wird, der Freizeit eine freie Stunde abzutreiben. Denn diese Stunde wird mir ein beglückenderer Gewinn sein als die bestgelungene Kegelpartie, die Einer in Hemdsärmeln und im Schweiße seines Angesichtes absolviert.

Nun wird mir klar, weshalb die Sprache des gewöhnlichen Journalschreibers nach Transpiration eher als nach dem flatus spiritus duftet. Ich möchte dem Geruche ausweichen und mich lieber drücken. So kehre ich denn in das geheimnisvolle Dunkel meiner Sprache zurück und lasse Jenen weiterleuchten wie bisher. Mit der Geistesölfunzel, die ich sein möchte, erleuchte ich weiterhin das konfuse, verworrene und langweilige Geschreibsel des Péguésus, der ich auch bin, und wenn mich, von den Ausstrahlungen der journalisierenden und ästhetisierenden, dozierenden und divagierenden Dummheit her, ein Frösteln überkommt, so flüchte ich hinab auf die Wurzelgründe des Verbums, wo es also mitternächtet, daß mit einem Male sich die Unterwelt der Einsamkeit im Wundertage einer neuen Dichtung verklären wird.

DER LESER:

Mir wird, wenn ich dich höre, seltsam, da ich fühlen muß, wie stoß- und sturzlos deine Bitterkeit in Lyrik übergeht und die Begeisterung zum Wort am Worte meinen Geist allmählich mitentzündet.

DER DICHTER:

Wiewohl das immerzu mein Wunsch ist, habe ich es jetzt nicht mehr gewollt. Denn Alles, was ich sage, ist eingesprochen in mich selber. Als Horchender, der, jedem Laut zuliebe, in die Zeit und in den Raum hinüberlauscht, wo Stimmungen die Stimme und Gefühle das Gewand der Greifbarkeit empfangen, bin ich zum Gehorchenden geworden, der nur, von dem zuerst vernommen, was er zu vernehmen strebt, das Gehörte vor sich hörbar macht, wie

ihm befohlen ward. Bist du Zeuge neben mir, so darfst du mitbeschenkt sein. Doch das Wertvollere bleibt in mir zurück.

DER LESER:

So bleibt es sicherlich, um in der umruhten Formulierung seine Erhellung zu erleben?

DER DICHTER:

Es bleibt, um mich zu formen.

DER LESER:

Ich höre wohl nicht recht! Du willst doch zweifellos das Gegenteil behaupten?

DER DICHTER:

Nein, das will ich nicht. Denn was ich bilde, hat mich schon gebildet, noch ehe ich begann, es auszudrücken. Der Ausdruck ist ein Zwangsakt, der mich etwas aus mir selber treiben läßt, damit es dir gehöre, auch wenn es mir noch zugehört.

DER LESER:

In deiner Hingabe jene Gabe, die ich schlage, um sie auszuschlagen! Ach, verzeih mir, daß ich dein Geschenk verkannte!

DER DICHTER:

Ich warf es dir nach im Schmerze, den du riefest, als du mein Wort verhöhntest. Denn ich redete dir zu, wie jetzt, und wollte, nicht daß du mich, nein, daß du sie, die Sprache, ehrtest.

DER LESER:

Sie ehrend, kann ich dich, den Präger, nicht verachten.

DER DICHTER:

Du wirst, sie lesend, um sie mitzusprechen, nur dich höher heben, um dich höher einzuschätzen. Die Struktur der

Sprache, die Einer schreibt, entspricht der Beschaffenheit des Schreibers, der sie gebraucht, um sich dem Nächsten zu verbinden. Die Sprache selber deutet ihr Vermögen aus, wenn sie dem Menschen das Erleiden und sich die Fähigkeiten des «Entsprechens» nachsagt: das Geschöpf gebraucht das Wort, um auszusprechen, was es fühlt und was es zu erleben glaubt. Aber noch in seiner Stummheit, die das vorausgehende Sprechen zum Ent-Sprechen hat werden lassen, wird es weiterhin sich ausdrücken. Denn sein Dasein ist zur greifbaren Expression geworden. Die körperliche Formung wird mit der sprachlichen Formulierung wesensverwandt, wenn nicht identisch sein. Das corpus verbi muß dem corpus hominis auf einmal gleichen. Le style, c'est l'homme.

Es gibt oberflächlich plappernde Leute und es gibt Wesen, die sich von den Untergründen her als Gottes Kreaturen verraten. Das Wort, das jene anwenden, ist ein nebelhaftes Rinnsel des Ungewissen, und das Verbum, um welches diese sich bemühen, hat schon Dichte und Kompaktheit in der Fließung des Gedankens, der einem unbekannten Zauber zu erliegen wünscht: den Geist in Stoff, die Lust in Klang und das, was unerfaßlich über Klang und Stoff dahinschwebt, in das Echo eines anhallenden Hinter- oder Überraumes zu verwandeln.

Nein, ich möchte den Vergleich noch schlichter fassen, um ihn treffender zu gestalten. Le style, c'est l'homme, und die Sprache das Gesicht des Erschaffenen, der selber schaffen darf. Doch welch ein Unterschied zwischen der Visage eines Galgenkandidaten und dem Antlitz eines genialen Denkers! Wie häßlich jenes und wie erhaben dieses! Und dennoch gleichen sie sich in den Zügen der Gewöhnlichkeit, die den Einklang ihrer Innenzustände mit den Alltagsokkupationen enthüllen. Der leere Ernst des Ausdrucks macht sie zu Brüdern in der sinnlosen Zelebration materieller Offizien. Aber plötzlich entfernt sich der Eine aus den Reihen Derer, die der Durchschnitt

durch eine auffallende Mallosigkeit gekennzeichnet hat. Denn er lächelt. Er lächelt, und das Antlitz füllt sich und erfüllt sich. Ein Fluidum, das Brand und Leuchten, Licht und Lichtung, Fernenglanz in einem Nähenschimmer ist, macht das Feste durchsichtig, und ich sehe mit einem Male, daß in der permeablen Fazialfläche sich die eigentliche Persönlichkeit als Kind der Ewigkeit zur Schau stellt. Eine Verschlossenheit ist aufgegangen, und sieh: von untenher erscheint die Seele und erstrahlt im Herrlichkeitsgewande des ersten Schöpfungstages wie ein wunderbares Bild der Erinnerung, das sich des Traums bedient, um die einstige Beseligung als neues Ziel mir vorzustellen.

Vielleicht macht deine Utilitaristensprache ein pfiffiges Kommerzgesicht, genau wie die meiner Spötterfreunde, die sich ab und zu in einer dummdreisten Spießbürgervisage gefällt. Meine Dichtersprache aber möchte lächeln. Ich streichele sie, ich schmeichele ihr, ich tue, was sie will, und bin ihr hörig bis zur Sklaventat, auf daß sie meinen Wunsch erhöre: dann und wann, wenn nicht in einemfort, zu lächeln und so die Schönheiten einer Überwelt zu enthüllen, zu der uns die Dinge dieser Erde in der verschattenden Deutung der gemeinen Schreiber die Sicht verstellen.

Mein Wort: kein Ding, das ich als Baustoff hebe
In eure nutzbetonte Sprachenwand!
Der Logos atmet, und ich selber lebe,
Wo er zuvor im Glanz der Freude stand.
Was er verheißt, wird leicht im Satzgefüge
Als Läutung jeden Wohllauts sich bewußt.
Erklärt er, so verklärt er seine Züge
Und überzaubert noch die Last mit Lust.
Musik des Sinns entlockt er jedem Sinnen,
Und Geist singt im Begriff, der mich ergreift.
Wo er sich auftut, bin ich plötzlich innen,
Und, wenn es glückte, Glück im Ton, der reift.

Dialog

über die Jugend wider Gott

DER PÄDAGOGE:

Als vor etlichen Wochen unsere Mittelschüler auf dem sogenannten Büchermarkt mit viel Geschrei und mehr Geschäftsgeist ihre gebundenen und ungebundenen Waren verhandelten, flog ihnen plötzlich eine unverlangte Literatur vollständig gratis zu: vom «Clan des Jeunes» das jüngste Manifest der Unvollendeten, die sich vorzunehmen schienen, das gesamte Universum wider seinen ersten Schöpfer zu perfektionieren, aber zuvor den fröhlichen Inhalt eines alten Kalottenliedes sans autre forme de procès zu verwirklichen. Da die Namen der Reformer deutlich angegeben waren, durfte sich die Christenheit als gewarnt betrachten und gegen die gekennzeichneten Rädelsführer rechtzeitig die schärfsten Waffen des Lachens mobilisieren.

Sechzig Tage später stellte sich uns ein gleicherweise schriftstellerndes Gremium aufrührerischer und draufgängerischer Studenten vor, das nicht nur dem Autor des Artikels über André Gide, ce faux-monnayeur, mit seiner echteren Münze heimzuzahlen wünschte, sondern nebenbei und obendrein sich bereit erklärte, demnächst den diktatorisch herrschenden Katholiken und den heuchlerischen Geistlichen der Heimat das wahre Licht der Freiheit, wenn es sein müßte: in einer neuen Art neronischer Pechfackeln aufzustecken. Da die Schreiber Examinanden waren, mußten sie sich verständlicherweise in ein halbes Anonymat begeben, um darin der Rache ihrer christlichen Prüfer zu entgehen: man weiß ja, mit welcher Schadenfreude diese staatlich konzessionierten Dummköpfe die genialsten Anwärter des Antiklerikalismus zu rekalieren pflegen! Gott sei Dank, ihre List hat geholfen: niemand weiß, von wo sie herstammen, keiner versteht, ihre Doppel-

letternsignaturen aufzuhellen, und ich selber, der ich am Poststempel und an mehreren andern Spuren die zweimal drei Musketiere erkannt habe, bin zu keiner Demaskierung aufgelegt.

Mich interessiert nämlich weniger der Name des Einzelnen als das Symptom an sich. Getarnt wie ungetarnt sind mir die Herrchen Hekuba; allein die Offenbarungen eines geistigen Zustandes, der sich frivol und feierlich zugleich, bombastisch und bedrohlich, rüpelhaft und urseriös als die herrschende Auffassung der heutigen Jugend vorstellen möchte, fordert meine Stellungnahme heraus, — o, nicht etwa so, daß ich von obenher die pubertierenden Weltveränderer als freche Jungchen hinzumalen unternähme, sondern aus der ernsten Haltung des Erschütterten heraus, der Sie bitten möchte, diesen und den andern Aufständischen wider den heiligen Geist gewisse Verrückungen zurechtzustellen, manche Begriffe zu klären und etliche Verworrenheiten zu entwirren.

DER THEOLOGE:

Gut, ich bin dabei, beginnen wir ohne Umschweife!

Die jungen Literaten, denen André Gide Idol und Führer ist, sind zweifellos der Meinung, sie handelten, durch die fäustende Manier ihrer Ausfälle, als wahrhaft Revoltierte. Aber die menschliche Revolte, die sich gegen geistige Gegebenheiten richtet, gibt sich immer, erst nach Jahren der Erfahrung und der reformierenden Bestrebungen, als eine explosive Ungeduld wider die eigene Unzulänglichkeit und darnach gegen die massive Indifferenz der Andern kund. Ich bin, soweit ich revoltiere, gegen mich zuerst, gegen jede Unvollkommenheit, gegen alles Laue und gegen das, was sich in mir als Widerstand gegen den kommunikativen Drang meines Herzens offenbart.

Der wahrhaft Revoltierte ist ein Pilger nach dem Absoluten. Dieses, das er leidenschaftlich liebt, läßt ihn auch leidenschaftlich hassen, was er an sich als Makel zu ent-

decken vermag. Ist auch jeder Haß im Gegensatz zum christlichen Gebote, so glaubt er doch, daß dieser wider seine eigenen Schwächen sich jedem Gesetze entzieht. Denn sein Gefühl verletzt nicht das Persönliche, sondern das Ungreifbare in dem menschlichen Vergehen.

Die «Clans des Jeunes», die offiziellen wie die inoffiziellen, aber greifen, sich vergessend, die Person des mißliebigen Nächsten an. Was sie uns, als Schauspiel ohne heiteren Hintergrund, in ihren Schriften anbieten, hat nichts vom ehrlichen Ausbruch langgereifter Erkenntnisse, sondern wirkt sich aus als eine anempfundene Wollust der Verachtung. Vielleicht kennen sie, neben André Gide, auch den wirklich Revoltierten, Georges Bernanos, der einmal gemeint hat:

«J'ai cru jadis au mépris. C'est un sentiment très scolaire et qui tourne vite à l'éloquence, comme le sang d'un hydropique tourne en eau.»

Ich wiederhole, um anzudeuten, daß ich sie nicht für krank halte, das Wort von der anempfundenen oder, wenn man will: von der angelesenen Wollust der Verachtung. Sie mag ein prickelndes Gefühl erzeugen, allein sie steht ihnen schlecht zu Geiste, vor allem dort, wo sie ausgedrückt wird «avec le ricanement de voyou sentimental», wie Georges Bernanos ebenfalls gesagt hat. Überhaupt wäre dieser große Analytiker der «grande peur des bien pensants» wohl berufen, in einzelnen vorlauten Vertretern der heutigen Jugend das zu entlarven, was einmal «les petits mufles de la nouvelle génération» geheißen hat. Vielleicht würde er sogar dazu gebracht werden, in einzelnen Expressionen den natürlichen Ausdruck einer Bosheit zu sehen, die über das kalte Desinteressement der Väter am eigenen Heil so weit hinausgeht, daß ich nur erbeben kann vor dem Entschluß unfertiger Gesellen, erst zu Henkern Gottes und dann, in einer selbstverständlichen Ausdehnung ihres Unternehmens, zu Hinrichtern ihrer Brüder und ihrer Schwestern zu werden.

DER PÄDAGOGE:

Nun weiß ich, daß sie für alles, was sie tun und lassen möchten, unausgesetzt die Freiheit anrufen werden. Ihre kleinen Privat- wie ihre kleineren Weltschriften laufen über vom Safte, das in ihren Mündern aufsteigt, sobald sie libertas schreien und libertas widerhallen hören. Es ist ja ihr besonderes Privilegium, so rufen sie, dem Zwang entlaufen zu sein und sich in aller Libertät zur vollen Freiheit durchgemausert zu haben.

DER THEOLOGE:

Sich «befreien», heißt in ihrer Auffassung nichts weniger, als sich des christlichen Gewandes entledigen und Jene verachten, die der überlieferten Verhüllungsmethode jede Treue halten. In andern Worten: diese frischgebackenen Primaner, in denen die flegelnde Tertianermentalität geruhsam weiterwirkt, möchten alles ausziehen, Hemden und Hosen in die Petruß schleudern, um Mittag in der nacktesten Ungezwungenheit durch die Großgasse promenieren und sich dann noch wundern dürfen, daß die Wächter der staatlichen Ordnung eingreifen, um die Freiheit des Nächsten durch einen Akt verdienter Freiheitseinschränkung zu schützen. Das ist ein Bild, ein Exempel nur, welches die physische Wirklichkeit nennt, aber die metaphysische meint, den Leib vorstellt und auf die Seele hinweist.

Denn daß die Seele besteht, werden sie nicht leichthin leugnen können, da jene im Jahre dreiunddreißig durch das Blut eines Gekreuzigten teuer genug erkauft worden ist. Das ist eine historisch nachzuweisende Tatsache, die wir um der Ordnung willen hier anzuführen haben, weil, wer die Freiheit will, vorerst die Ordnung, die ganze Ordnung, die des Geistes und die des Herzens, die des Wissens und die des Denkens gewollt haben muß. Der Christ, dem der ordo in allem eingewachsen ist in Fleisch und Reflexion, ist notgedrungen für die Freiheit. Es hat noch keinem intellektuellen Hasenfuß das Recht verwehrt, sein

Panier zu ergreifen und das Ding zu schwenken, wie es ihm behagte, sofern er dadurch nicht die innere Ordnung der spirituellen und die äußere der staatlichen Mächte störte. Ihm erscheint die Freiheit niemals als die Erlaubnis, jedem Gläubigen, aus Gründen, die allein der Dummheit einzugehen pflegen, Pferdeäpfel nachzuschmeißen und dann mit Miststiebeln nach den Priestern zu stoßen, sondern als die innere Fähigkeit des Menschen, selbständig seine höhere Aufgabe zu erkennen, diese als Berufung zu lieben und sie, noch gegen die täglichen Hindernisse geistiger Zwingherren, in einem starken äußeren Elan als Ideal zu verwirklichen zu suchen.

DER PÄDAGOGE:

Noch klarer ausgedrückt: sie ist die stete Möglichkeit, von sich aus eine gewaltige Verantwortung zu übernehmen, und sie ist dann auch Gebot, die übernommene nach den Bestimmungen der Ordnung in den Gesetzen der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu erfüllen!
Die «Clans des Jeunes» sind für das Risiko. Hier ist das schönste, — «le risque absolu». Sie mögen es eingehen!

DER THEOLOGE:

Sie werden es nicht. In dieser Beziehung ist ihre Haltung klar. Sie pfeifen auf die heroische Einstellung, die vom Christen gefordert wird. Vor die Wahl gestellt, entweder Märtyrer der Überzeugung zu werden oder Märtyrer zu machen, entscheiden sie sich für dieses. In der furchtbaren Auseinandersetzung, die jedes erhabene Geschöpf mit den spirituellen Gewalten in sich ausfechten muß, bekunden sie, hinter einem bramarbasierenden Heldischtun, die Furcht vor dem Risiko des Übernatürlichen. Doch ihr feiges Verzichten und ihr frühzeitiges Abseitsgehen tarnen sie unter Scheingefechten, die, wenn es einen Heroismus des Teufels geben könnte, eine diabolische Hingabe verraten würden. So inszenieren sie Schauspiele, die von Bernanos «spectacles de l'imbécillité et de la veulerie» getauft worden sind.

Nicht von ungefähr führe ich allerenden den großen Zürner an, der «Sous le Soleil de Satan» die höllischen Pappenheimer durchschaut hat. Seine Kraftausdrücke dürften diese Jugendlichen ansprechen, und an seiner totalen Offenheit wäre ihnen möglich, die Entsetzlichkeit ihrer eigenen Ummauerung und Verstocktheit wahrzunehmen, vor allem an jenen Kreuzstraßen des Denkens, an welchen Bernanos das eigentliche Wesen seines ewigen Wildes, des «imbécile», zu schildern unternimmt. Denn der «imbécile» ist, nach ihm, ein Mensch, der das Inhumane zu seinem besonderen Elemente gemacht hat. Dort, wo jeder Christ ersticken muß, atmet er mit den Sonderorganen der Feigheit und der Frechheit, sofern er nicht vorzieht, die Resignation zu seiner Erhalterin zu bestellen. Dabei gefällt er sich in der Überzeugung, den Gläubigen überflügelt zu haben, höher zu stehen als der Christ und fortschrittlicher zu sein als der Katholik. Wertvoller als dieser erscheint ihm die Maschine — die ihm blind gehorcht, während der Katholik sein schwerstes impedimentum darstellt —, durch deren Einsatz er am sichersten sein Ziel erreicht. Sein Ziel ist: Übermensch zu werden! Wollte Nietzsche dieses absonderliche Gewächs noch aus dem Geiste züchten, so will es der gebildetere «imbécile» des zwanzigsten Jahrhunderts mithilfe der exakten Wissenschaften und der Technik. Und wie weit läßt er die Technik reichen: von den eisernen Getrieben bis zum stählernen Beherrscher!

DER PÄDAGOGE:

Dabei haben wir die ganze Welt mobilisieren müssen, um den Übermenschen zu erledigen. Und was haben wir dabei erreicht, — außer den Millionen Leichen und den stofflichen und geistigen Ruinen?

DER THEOLOGE:

Gewiß, einige Größenwahnsinnige sind verurteilt und gehenkt worden. Allein wir haben über den Gerichtsszenen

jenen letzten Scharfsinn eingebüßt, der uns erkennen ließe, wie ungeniert der neue Übermensch sich um uns auszutoben anfängt. Denn dort hebt er zu wirken an, wo er mit einem Schlage aufhört, das wahre Menschentum im Gottesglauben und aus der Erbsünde zu begreifen. Daß die «Clans des Jeunes» nicht ohne weiteres die Grauenhaftigkeit ihrer Stellung einsehen, ist zum geringsten Teile ihre Schuld, da sie von stumpfsinnig gewordenen und also ausdruckslosen, kraft- und gedankenarmen Vätern das Übel als Erbe übernommen haben, um es als Eiferer des Bösen zu vermehren. Sie sind hineingeboren in eine Zeit der intellektuellen Schwäche, die ein anderer Revoltierter, Léon Bloy, vor einem dritten ‚Charles Péguy, nicht ganz zu Unrecht die «époque d'automobilisme et de crétinisme à outrance» geheißen hat.

DER PÄDAGOGE:

Ich bin so frei, den automobilisme à outrance, den jener gemeint hat, so aus den Banden der Technik zu befreien, daß er sich als die einzige geistige Bewegung jener Generation präsentiert, die, mit ihren zwanzig Jahren, alle Geheimnisse des Benzins erforscht hat und sich einbildet, damit auch die Zusammensetzung aller spirituellen Essenzen zu beherrschen. Sie ist eine Selbstbewegung des puren Egoismus, der im Ich allein den höchsten Gott zu suchen und anzubeten treibt. Solange wird die Selbstsucht suchen, bis sie, angewidert und das Ich verfluchend, nach der Lehre Sartres sich mit ihrem Träger in der Selbstzerstörung enden läßt.

DER THEOLOGE:

Das wird die konsequente Folge der geistigen Aridität sein, die mit der Trockenlegung des Herzens und mit der Versandung der Seele begonnen hat. Ich sage es vor allen «clans des Jeunes» und weiß, daß ich damit nur vox clamantis in deserto bin. Denn es gibt heute keine größere und mörderischere Wüste als die der Indifferenz. Allein

ich habe doch eine kleine und geheime Hoffnung: ihren Breiten gehören diese Jungen noch nicht an. Atheistisch sind sie nicht, sondern, schlimmer, antitheistisch. Das Schlimmere könnte zum guten Zeichen werden. Sie haben nicht mehr den guten Willen und vielleicht doch noch einen Willen zum Guten, der ein schlechter guter Wille sein könnte, etwa nach der Auffassung des Engländers Robert Speaight, der ihn einen durch die versagende Intelligenz zur Fäulnis gebrachten guten Willen genannt hat.

Wenn es auch, nach Léon Bloy, nur eine Traurigkeit geben sollte, — die Traurigkeit, nicht zu den Heiligen zu zählen -, so will mich doch im Angesichte dieser Jugendteile eine andere Trauer befallen. Wie rasch entsagen die Stürmer jetzt der christlichen Kühnheit, die zugleich eine christliche Vorsicht fordert! Wie leicht übersehen sie die gewaltigste Bestimmung des Katholizismus, alle Forderungen der Gerechtigkeit mit denen der Liebe auszugleichen!

DER PÄDAGOGE:

Und wie geschwind verlieren sie sich in den seichten Niederungen des Daseins, durch die wir selber einst, als wir noch geistig und körperlich, im Herzen wie in der Seele, im Denken wie in den Sinnen leicht waren, dahingetaumelt sind, um dann freilich, plötzlich innerlich gehoben, hinter den stofflichen auch die metaphysischen Realitäten wahrzunehmen, anzugehen und bis ans Ende zu durchforschen!

DER THEOLOGE:

Noch habe ich eine kleine und geheime Hoffnung. Das Unmaß selbst der impertinenten Attacken verrät mir, daß in den Herzen dieser Widerchristen, die nicht ahnen, was in ihnen wider ihre Neigungen aufbegehrt, noch manche Stellen nicht zu existieren scheinen, da weder das tägliche Leid noch die Qual des logischen Denkens mit seinen umstülpenden Schlußfolgerungen sie im Bluten hat entdecken lassen. Vielleicht wird das bei Einzelnen noch ge-

schehen. Diese, als die Besten unter ihnen, werden dann die Stellung des wirklichen Christen begreifen und achten. Denn sie werden selber erfahren haben, daß es für uns nur einen Ehrentitel geben kann: als Erschaffene uns zu allen Zeiten bewußt zu sein, daß wir von Gott kommen!

Dieses tätig bleibende, wenn einmal tätig gewordene Bewußtsein schreibt uns auch die Haltung vor, die wir dem Nächsten, selbst dem schlagenden und schießenden gegenüber, zu bewahren haben. Vor den erwähnten «clans des jeunes» und ihren Angriffen zitiere ich noch einmal den «pèlerin de l'absolu», Léon Bloy. Gesagt hat er vor etlichen Jahrzehnten:

«On est toujours du bon côté quand on est avec ceux qui souffrent la persécution et l'injustice.»

Wir sind nicht nur mit Denen, die Verfolgung und Ungerechtigkeit erleiden, sondern wir sind — in jedem Skriptum dieser «clans des jeunes» nachzuweisen — auch unter ihnen. Das kann in unserer tiefsten Trauer zu unserm höchsten Troste werden, der so weit zu gehen vermag, daß er die bedauert und in täglichen Gebeten der Verzeihung des Himmels ausliefert, die hinter uns, als Rotzbuben, die Lippen spitzen oder, als Stalinmänner, die Pistole heben.

DER PÄDAGOGE:

Wir sprechen nicht ganz vorbei am Ohr des Unbekannten, der uns anklagt. Ein Wort von vielen wird an irgendeiner Stelle aufgefangen und zurückgeworfen. Ich hole es im Fluge ein und mache es, sofern man drüben will, zum Gegenstande eines geistigen Spiels, das mehr als belletristisches Passetemps zu werden wünscht. Es könnte nämlich, in der fortgesetzten Seelenuntersuchung, hier wie dort zu einigen Entdeckungen verleiten, die für beide Teile eher liebsame Nachwirkungen zu erzeugen vermöchten. Von den etlichen Studenten, die visiert sind, antwortet uns einer, der den Mut zum Kappenlüften aufbringt. Das sollte wohl, in sämtlichen Bereichen der Kultur, als Zeichen

einer besseren Erziehung, allgemeine Regel sein. Allein die Feigheit der Moderne, die sich am liebsten und am sichersten im Kampfe um das geistige und seelische Besitztum äußert, läßt zuviele Menschen namenlos die Namenlosigkeit verdeckter Untaten begehen. Dieser aber kommt zu uns und präsentiert sich gleich als Gegner, der zu seiner Meinung steht, wenn auch die Meinung frank und frei, ergötzlich manchmal und erschütternd oft, sich unserer Überzeugung in die Wege stellt.

Er ist für die Fairneß in der Aussprache, selbst dort, wo eine scharfe Trennung unserer Positionen die Schärfe in der Auseinandersetzung fordert. Die Vorstellung seiner eigenen Persönlichkeit im Werden schildert schlicht das frostige Klima seines liberalen Elternhauses, zeichnet rücksichtslos die Beschwernisse eines jungen Lebens, das im Kriege die Bewährung der älteren Generation erwartete und durch die Vertreter der sogenannten Intellektuellenschicht enttäuscht wurde, umzirkelt alle Schwierigkeiten des Geistes, der mit den stärksten Innenleiden der Deportationszeit allein fertig werden mußte, weist die Unzulänglichkeit gewisser Religionsvermittler nach, die stets den Zwang anstelle des Verständnisses setzten, bekennt sich neuerdings zu Gide und Sartre und zum Atheismus, verachtet Paul Claudel und François Mauriac als Heuchler, die er dennoch liest, und spricht sich deutlich gegen unsere Kirche aus, die immer und von Jedem nur das Ganze wolle.

Sie selber, sagt er, seien schlichter, welterschlossener, nicht Prediger, sondern Leistungsmänner, also Sozialisten, engagierte Kämpfer für das Diesseitsheil der Schwachen und der Unterdrückten. Wohl wäre nicht angenehm, wie er, auf einer Schneide zu marschieren, allein sie wagten es. Eine Konversion käme keineswegs in Frage. Ohne Gott versuchten sie, allein zu wandern, denn das verbürge ihnen die beste Fahrt.

DER THEOLOGE:

Gut Glück!

Es freut mich, daß auf diese Art ein bißchen Sturm in unsere Reihen braust. Denn nichts ist unheimlicher, weil nichts gefährlicher, als eine Friedhofsstille unter Denen, die sich Kinder der Kirche nennen, um sich Erben des Himmels zu wähnen. Wo Gott lebendig ist, kann Sein Geschöpf keine Ruhe haben. Wer Ihn spürt und dennoch tut, was wir nicht lassen können, muß von Ihm reden, wenn er, in seiner Furcht, nicht allzeit mit Ihm spricht. Muß ich da nicht, wo Außenstehende der unbewußten inquietas Gründe suchen, an denen Seine Abwesenheit erklärlich würde, als Mit-Ihm-Seiender das Wort ergreifen, um Seine Nähe auszudrücken?

Wenn der Wunsch des echten Redners ist, die Präsenz des innerlich ergriffenen Menschen in der Mitte der Lebendigen durch Laute sicht-, durch Klänge fühlbar zu machen, so hat es wohl meine christliche Bestimmung zu bleiben, die Gegenwart des Glaubens, der mich trägt, des Feuers, das mich wärmt, der Gnade, die mich hebt, der Hoffnung, die mich hält, und der Begeisterung, in der ich immer die geheimnisvolle Zuwehung auch des heiligen Geistes zu empfinden vermeine, in allen Reden spürbar mitwirken zu lassen. Und es wird, wie jetzt, mein stärkstes Leiden ausmachen, daß dort gerade meine Kräfte nicht zureichen, wo sie am wuchtigsten ausbrechen müßten, um die Retizenz der Kühlen mit dem Widerstand der Kaltgewordenen zu unterhöhlen.

Versagt auch vielleicht die Gewalt des Ausdrucks, so möchte ich vom Gegner, ja, von jedem Gegner doch den uneingeschränkten Glauben an seine, des Ausdrucks, Wahrhaftigkeit erbitten, sogar für die Expression, die überraschenderweise aussagt, daß ich der Feinde Kampf um Gott, wenn nicht den Kampf der Feinde gegen Gott als eine ureigene Angelegenheit vollauf zu würdigen imstande bin. Denn der wahre Glaube ist wesentlich ein

ununterbrochener Kampf um den Schöpfer und, nach diesem, eine fortgesetzte Auseinandersetzung mit sich selber gegen sich selber. In den Intentionen freilich sind wir gegensätzlich geschieden: Unser menschlicher Kampf mit Gott, unser menschlicher Kampf gegen Ihn, wenn man will, ist eine ewige Wiederholung des nächtlichen Jakobsringens bis zum Segen, der uns in der Erschöpfung zuteil wird!

In diesem stündlichen Bemühen um die Gnade des Herrn erfüllt sich die höhere Bestimmung des Menschen, der sich dauernd zu übersteigen sucht, um stufenweise, sozusagen, vom niederen zum höchsten Stande zu gelangen. Diese Übersteigung, diese Übersteigerung, wenn man will, vollzieht sich nicht nur im Bereiche der seelischen Potenz, sondern auch in den Graden der Intelligenz, des Gerechtigkeitssinnes, der Liebe, der Hoffnung und der Wahrheit. Nun bin ich überzeugt, daß dem Glauben, der eine Folge der Gnade ist, die Weckung, die Schwellung und die Betätigung eines «sensus catholicus», eines katholischen Sinnes vorausgehen muß, was gleicherweise die unleugbare Manifestation einer Gnade wäre, die erfleht, erbetet und errungen wird. Durch ihn läßt sich die Fülle der Wahrheit aus unzähligen Aspekten gewinnen.

DER PÄDAGOGE:

Wahrscheinlich ist das der springende Punkt in unserm Dialog, über den wir nicht hinausgelangen, weil hier beginnt, was Sie das Risiko des Übernatürlichen genannt haben.

DER THEOLOGE:

Verstehen wir uns recht! Das Übernatürliche, das ich damit meine, ist kein Reservat für ekstatische Persönlichkeiten, welche nur vom Wunder leben gleich der Stigmatisierten von Konnersreuth, sondern der einfachste Glanz in der gotterschlossenen Seele einer demütigen Kreatur und die Simplizität des Daseins dort, wo Menschen

dauernd ihren engen Teil des Universums so zu heiligen verstehen wie ein Pfarrer von Ars oder eine Gemma Galgani.

DER PÄDAGOGE:

Die Entdeckung der metaphysischen Wirklichkeiten dieser Art setzt doch wohl einen festen Kolumbus-Willen voraus. Eine Fahrt ins Unbekannte, die gelingen soll, muß zuvor in ihren möglichen Gefahren bejaht und dann gewagt worden sein, nachdem man sich, in seinen Schwächen wie in seinen Stärken, selbst entdeckt, das heißt: von sich selber ein sehr genaues Maß genommen hat. Weltbetrachtung ist, wie Weltanschauung, nur ein vorsichtiges und ernsthaftes Abschätzen des Seins am eigenen Maße. Wie wollte man gerecht sein können, wenn man sich um alle überstofflichen Bereiche vermindert hat?

DER THEOLOGE:

Sich engagieren? Wohl! Dann auch hinein in dieses größte Abenteuer!

DER PÄDAGOGE:

Nein! Denn das, was diese Jugend will, ist ein Vorwärtsschreiten ohne Wagnis, wenn auch ein Gehn in Ängsten vor dem Ende. Sie engagiert sich ins Gesicherte und macht, das Morgen als das große Nichts verfluchend, ihr Heute zu einem Lipp-an-Lippe-Stehen mit dem Dasein. Genuß ist alles!

DER THEOLOGE:

Das, was sie also will, ist bestenfalls ein Heroismus der Endlichkeit. Das Wort stammt nicht von mir, wiewohl es treffend mein Empfinden wiedergibt. Der Analytiker der tragischen Existenz, Alfred Delp, hat es vor fünfzehn Jahren im Zusammenhange mit einer Untersuchung über Heideggers Philosophie zuerst gebraucht und dann dazu gemeint:

«Der grause Versuch unserer Tage: in tausend verschiedenen Formen immer wieder begonnen und in tausend Schiffbrüchen immer wieder gescheitert! Und immer wieder das unheimliche Beginnen: der Mensch umklammert seine Erde, er beißt sich gleichsam in sie hinein und spürt doch: er kann sie nicht halten. Er kann ihre Rundung nicht fassen. Er gleitet, gleitet....»

Wenn seine Handverkrampferei im Stoffe Heroismus ist, dann nur ein Heldentum aus Angst! Ein Heldischtun in tausendundeinem Pläsier! Alle um Alles, aber Jeder für sich!

Gide als Führer! Du, meine Güte! Ist denn die hohe Zeit des «individualisme gourmand» noch immer nicht vorbei?

DER PÄDAGOGE:

Ich würde verstehen, wenn Henry de Montherlant ein Leitstern dieser Jugend wäre, der Prophet des Körpers und des Sportes und zugleich der Sohn im Geiste André Gides. Allerdings hat Henry de Montherlant eine enttäuschende Karriere gemacht, vor allem in den entscheidenden Jahren zwischen 1940 und 1945. Allein ich bin durchaus nicht sicher, ob nicht doch die meisten Dilettanten des Lebens heimlich wieder mit ihm angebandelt haben! Schrieb er nicht im «Solstice de Juin»: «Que voulons-nous, en fin de compte? Un intelligent, et qui ait du sang. Le sang le pousse au combat, son intelligence postule l'incroyance. Le combat sans la foi, c'est la formule à laquelle nous aboutissons forcément, si nous voulons maintenir la seule idée de l'homme qui soit acceptable: celle où il est à la fois le héros et le sage.»

DER THEOLOGE:

Das ist die letzte Erkenntnis Dessen, der entweder die Dekadenz einleitet oder den Zerfall begünstigt. Held und Weiser zugleich! Jener hält es mit den Unterdrückern und dieser gibt ihm recht! Engagement! Gewiß! Doch immer auf der Lustseite des Daseins!

Dort kümmert Einen nicht das Höchste, welches Gott alltäglich in der Schöpfung eingeht, um von seinem Gefolge eine Hingabe zu verlangen, die den Heroismus nicht einfach nach außenhin situiert, sondern in stets erneuten Anstrengungen nach innen in jene Bereiche verlegt, wo das Humane eine Übergipfelung des Einfach-Menschlichen bis hinauf in die nächste Nähe des Gott-Menschlichen zu werden wünscht.

Hat nicht Jeder einmal, in der klarsten oder stillsten Stunde seines Lebens, die Gewißheit, daß in dieser Richtung alles Unverkümmerte und Nichtverzerrte in ihm treibt? Mund an Mund mit dem Leben! Ja, aber ist nicht manchmal, in einem plötzlichen Aufzuck der Lider, als nähmen wir, in einem leichten Schatten vielleicht oder in einem sanften Vorüberwehn, die Präsenz eines richterlichen Zuschauers wahr? Müssen wir, nicht hin und wieder mitten im Genießen, einem Innenzwang gehorchen, der verlangt, daß wir nun endlich über das Umarmte emporschauen?

DER PÄDAGOGE:

Gide sieht wie Montherlant das Maß des Menschen eingeschrumpft. Wer es gebraucht, um damit das Sein zu messen, muß sich plötzlich in einer Enge gefangen spüren, die ihn zu ersticken droht, da sie, wie die Sartresche Hölle, keine Weiterflucht ermöglicht.

DER THEOLOGE:

Es ist gewiß das gute Recht der Jugend, alles Überlieferte in Zweifel zu ziehen, den Vätern und den Vorvätern, die uns, im großen Ganzen betrachtet, eine miserable Welt hinterlassen haben, nicht mehr über die geistigen als über die politischen oder über die wirtschaftlichen Wege zu trauen, deren Affirmationen zu verneinen und deren Verneinungen zu bejahen, den gesamten Kolossalbau der Denker und der Apostel über den Haufen zu rennen, wieder vorne anzufangen und von sich aus das Bessere zu rekonstruieren.

Kleinere und größere Geister als die aus den Reihen unserer Stürmer und Dränger haben das getan, und manchen unter ihnen ist es ergangen wie dem bekannten Pierre-Joseph Proudhon, der in vielerlei der Ahnherr unserer «Clans des Jeunes» sein könnte. Auch er hat einst geschrieben:

«La critique que j'ai faite de l'idée de Dieu est analogue à toutes les critiques que j'ai faites de l'autorité, de la propriété etc., c'est une négation systématique destinée à arriver à une affirmation supérieure également systématique....»

DER PÄDAGOGE:

Leider ist es nur zur Systematisation der Verneinung und niemals zur andern gekommen. Denn das Leben ist erschreckend kurz für Den, der unternimmt, das nachzudenken, was Hunderttausende seit Abraham und Moses ihm vorausgedacht haben. Wenn er Glück hat, reicht es gerade aus, das Stehende in sich zertrümmern zu lassen. Dann ist's vorbei. Und dann?

Das Nichts?

Ihr Sprecher freilich widerspricht:

Euern Gott nicht akzeptieren, heißt noch nicht, ihn leugnen!

DER THEOLOGE:

Vielleicht leugnen ihn nicht Alle; aber Alle wollen schließlich auch das Himmelreich, wie sie es sehen, einbeziehen in ihre verluderte Demokratie, um dann den Herrn von oben schon hienieden verantwortlich machen zu dürfen für die grauenhafte Unordnung, die sie selbst verschuldet haben.

DER PÄDAGOGE:

Alle Macht geht vom Volke, nicht von Gott aus! Das Volk sind sie! Gott ist nur Stellvertreter und hat jetzt Rechenschaft zu geben! Denn die Grenzen Seiner Aktionsfreiheit

bestimmen einzig sie! Heran mit Ihm! Weshalb bedenkt er seine Kreaturen mit dem Tohuwabohu der Gegenwart, wenn Er die Ordnung selber ist? Warum die Not, trotz Seiner Allmacht? Und aus welchen Gründen dieses unermeßliche Leid, wenn Seine Güte überfließen soll?

DER THEOLOGE:

Ich hätte wohl eher verstanden, wenn die Jungen das Kapitel vom Bösen in der Kirche oder von der Ungerechtigkeit im Arbeitsverhältnis oder von der Gewissensfreiheit oder von der sogenannten Weibischkeit des Christentums beschworen hätten, doch dieses immer wieder aufgeworfene und wohl millionenmal gelöste Problem vom «Schweigen Gottes» im Grausen dieser Welt hätte ich nie als die größere Schwierigkeit im Eigendenken der stürmischen Sendlinge unseres Freisinns erwartet.

Freilich ist sie eine der wuchtigsten Fragen und deshalb jede Überlegung wert, vor allem dort, wo sie das Leiden als ein Übel mit dem Übel aller Übel, das wir Sünde nennen, eng zusammenbringt.

DER PÄDAGOGE:

Das könnte wohl nun unser besonderes Thema ausmachen, darf aber nicht die Aufgabe eines Laien bleiben, der nicht, wie Faust, «leider auch Theologie durchaus studiert» hat «mit heißem Bemühn», wenn er selbst unzählige Male, als Dilettant, als Amateur, zwar in der Seele aufgerissen und im Herzen betäubt, doch niemals als Gelehrter und als Autorität, die Frage auf seine Art hat beantworten wollen. An dieser Scheide, auf welcher das Höchste als Einsatz im Spiele steht, muß ich das Wort zurückgeben an den Berufenen, der allein ex cathedra dozieren darf.

DER THEOLOGE:

Und selbst dieser ruft einen andern, nämlich Daniel Feuling, auf und läßt ihn über die Zulassung des Übels aussagen:

«Den Begriff der Zulassung kennen wir, im Unterschiede vom eigentlichen Wollen und Verursachen, aus unseren menschlichen Verhältnissen gut genug. Der Arzt, der schneidet oder brennt, will und verursacht eine Veränderung am Leibe des Menschen, und er will und verursacht diese Veränderung — die Öffnung einer Wunde, die Entfernung einer Wucherung — im eigentlichen Sinne, er will und wirkt sie in sich, um ihrer guten Wirkung willen. Mit diesem Eingriffe in das Sein des Menschen entsteht auch Schmerz. Diesen Schmerz will der Arzt nicht; er tut nichts, um ihn zu bewirken; seine Absicht geht keineswegs auf ihn — im Gegenteil. Aber dieser Schmerz hängt sich unabhängig vom Willen des Arztes an jenen Eingriff. Indem der Arzt den Eingriff will, bejaht er in einer eigentümlich privaten Weise den Schmerz, der ihn begleitet; er läßt sich durch diese ungewollte und unerwünschte Begleiterscheinung nicht davon abbringen, jenes andere, die Entfernung eines größeren Übels, zu wollen. Er will den Eingriff und er tut und wirkt ihn — trotz des ihn begleitenden Schmerzes. Mit dem Guten, das er will, bejaht er das ihm, dem Guten, anhaftende Übel, den Schmerz. Das ist der Sinn des Wortes Zulassung.

Zulassung ist in sich immer negativ. Sie ist nie Bewirken. Das Zugelassene wird durch den Wirkenden nicht mitbewirkt. Zulassung ist in keiner Weise Verursachung, nicht einmal ideell. Zwar steht das Zugelassene als solches klar und deutlich in der Voraussicht, selbst im Plane, im Vor-Bilde dessen, was geschehen wird. Aber als Zugelassenes bildet es nicht, in keiner Weise, einen Teil und Inhalt dieses Planes selbst. Das ist klar: Es hat seine Stellung im Plane ja nur als Zugelassenes, nicht als Geplantes. Geplant ist lediglich das Gute, das der Arzt oder wer sonst immer anstrebt und zu bewirken tätig ist. (Freilich ist es so, daß der Mensch auch ein Übel wollen kann, es direkt wollen kann: nicht als letztes Ziel, aber in Unterordnung unter andere positive Ziele. So will der Grausame und

Perverse den Schmerz des anderen — um sich daran zu freuen)....»

DER PÄDAGOGE:

Ich habe mich soeben auf die «Autorität» berufen, ohne zu bedenken, daß die aufständischen Vertreter unserer Jugend gegen jeden übergeordneten Anweiser sind. Drücken sie es auch nicht offen aus, so dringt ihre Abscheu doch in jedem kleinen Gestus ihrer Haltung durch. In sämtlichen Fragen des Heils verlassen sie sich weder auf den Herrn Kaplan, den sie verachten, noch auf Sartre, den sie dennoch lieben, sondern auf sich selber, immer auf sich selber. Wo es Texte auszulegen und Schwierigkeiten zu diskutieren gibt, sind sie vor sich für sich die einzig zuständigen Kommentatoren. Dem «Objektivismus» der Andern mißtrauen sie grundsätzlich. Weisheit, Wahrheit und ähnliche Größen werden angenommen, wenn das Subjekt, das sie verkörpern, gastliche Launen offenbart. Nicht der Papst ist zuständig, wenn's um meine Seele geht, — ich bin es selber! In solchen Dingen ist der Römer fehlbar, — ich aber bin es nicht!

DER THEOLOGE:

Auch diese Überheblichkeit ist ein Attribut der Jugend. Ein heißes Donum, das die nachfolgenden Jahrzehnte etwa so zu kühlen unternehmen, wie es Arnold Lunn, ein großer Konvertit, in «Now I See» geschildert hat:

«Der Subjektivismus ist nach meinem Dafürhalten das größte Hindernis gegen die allgemeine Annahme der christlichen Offenbarung. Die Menschen sind nicht geneigt, eine Gottheit anzuerkennen, die den zum vorneherein festgelegten Grundlinien ihres Verhaltens nicht entspricht. Wer «Is Christianity True?» gelesen hat, wird sich erinnern, daß Mr. Joads Hauptgrund für die Ablehnung des Christentums das Mißfallen an einer Gottheit ist, die das Leiden und das Böse zuläßt.... Mr. Joads Abscheu vor dem Leiden ist die treibende Kraft nicht

nur für seine Ablehnung des Christentums, sondern auch für sein Eintreten für einen kompromißlosen Pazifismus. Ich bedauere, daß ich in keinem meiner Briefe an Mr. Joad die wundervollen Worte von Dean Inge über die christliche Auffassung des Leidens zitierte, die folgendermaßen lauten:

Ist es nicht wahr, daß alle Rivalen des Christentums gerade hier versagen? Es scheint mir, daß alle religiösen Philosophien des Altertums letztlich davor zurückschrecken, den Stachel des Leidens entschlossen anzufassen. Sie alle wollen uns irgendwie unverwundbar machen. Für den Fall, daß die Schwierigkeiten des Lebens zu groß werden, muß immer eine Hintertüre für die Flucht offen stehen. Sie empfehlen entweder trotzigen Widerstand oder Selbstmord oder vollständige Gleichgültigkeit. Durch irgendein Mittel muß sich der Mensch aus der Gefahr retten können. Er muß sich mit einer magischen, unverletzlichen Waffenrüstung wappnen. Und daher wird der Stachel des Leidens nie ausgezogen. Die frohe Botschaft des Christentums dagegen lehrt, daß das Leiden an sich schon göttlich und daher auch Gott nicht fremd ist....»

Der Sucher, der uns Antwort gibt, behauptet, Bloy zu kennen. Er kennt ihn leider nicht. Er hat ihn nur von außenher berührt. Denn wer den Pèlerin de l'Absolu begleitet hat durch alle Tiefen zu allen Höhen, wird von Schmerz und Not und Leid und Qual auch alles wissen. Sogar die metaphysische Erklärung, die nichts als die Verklärung des Durchlittenen und Überstandenen ist. Ich müßte Bloy in allem zitieren. Ich führe nur den einen Satz an:

«Mais il y avait et il y a toujours les larmes de la douleur que vous épousâtes par amour....»

Das ist zu Gott gesprochen, schon im Worte überflossen von der Freude, die den heroischen Dulder hinterm Leid erwartet.

DER PÄDAGOGE:

Aber haben die Andern, die aus der Imago Dei eine Fratze des Teufels gemacht haben, nicht die Qual verdient?

DER THEOLOGE:

Freilich, wenn es einen Gott gäbe nach der Auffassung dieser Jungen, hätte er das Leiden und das Sterben Christi verhindern müssen. Welch eine unausdenkbare Aussicht! Eine Aussicht, die mich zu dieser Annahme verleitet:

Gesetzt den Fall, die Jungen hätten recht! Gott wollte jetzt, in diesem Augenblick, das Übel für immer aus der Welt schaffen und den Menschen auf alle Ewigkeiten davon befreien!

Täte Er's, so handelte Er wohl als ein Allmächtiger, doch ich sähe mich im gleichen Momente gezwungen, eines Seiner Hohen Attribute, nämlich die Allgerechtigkeit, zu leugnen. Denn dem, der hier gehaßt, verfolgt, verspottet und verworfen, dem, der seine Brüder malträtiert und schlimmer als das Vieh gehalten, dem, der sich in Genüssen und Verbrechen ausgetobt hätte, müßte dieselbe Seligkeit wie dem Unterdrückten und Gemarterten, dem Armen und Ausgestoßenen, dem Gläubigen und Asketen zugeteilt werden. Kann Er sein, wo Ungerechtigkeit die Tugend Gottes ausmacht?

Das wahre Leid, das tiefste und furchtbarste, entquillt der Erkenntnis, daß man sich von Ihm entfernt hat. Aber gerade dieses intensiv erlebte und durchdachte Leid bringt Gott wieder näher. Wenn es ein Geheimnis gibt, das der Mensch aus sich zu entdecken vermag, dann ist es dieses.

DER PÄDAGOGE:

Doch wie wenige leiden es an, wie wenige leiden es aus!

DER THEOLOGE:

Ja, auch unter den Christen selber!

Es gibt leider Christen, es gibt schlechte Christen — und an wieviel Tagen des Jahres gehören wir mehr oder weni-

ger zu ihnen? —, die nur das Minimum an Aufgaben tun und doch dafür das Maximum an himmlischen Zuwendungen fordern möchten. Ich leugne nicht den Frevel, ich habe ihn schon hundertmal und mehr hervorgehoben, ohne aus der Anklage mich selber auszuschließen und ohne mir daraus ein sonderliches Verdienst zu machen. Denn Hunderttausende vor mir haben zu allen Zeiten, angefangen bei Christus selber, die gleiche Schande gleicherweise angeprangert. Und keiner von allen hat die Konzision in der Formulierung und keiner die Schärfe in der Verdammung erreicht, mit welcher der Gottessohn die mediokren Nachfolger verurteilt hat.

«Ich werde sie ausspeien aus meinem Munde....!»

Doch verstehen wir uns wohl: er würde sie nicht ausspucken, weil ihre menschlichen Schwächen sie von Ihm entfernt hätten, sondern jenes Hochmutes wegen, der sie noch als Sünder, vor den Augen Gottes wie im Angesicht der Welt, Belohnung der Ewigkeit, wenn nicht Sonderbegünstigungen für die Zeit verlangen läßt.

DER PÄDAGOGE:

Diese Haltung nennen wir Hypokrisie, — ist es genau das?

DER THEOLOGE:

Wenn Christus hassen könnte nach unseren Maßen und nach unseren Begriffen, so würde er den eingebildeten, den satten, den nie von innenher beunruhigten, den bequemlichen, den selbstsüchtigen, den hartherzigen, den verschlossenen, den überheblichen, kurz den mittelmäßigen Katholiken mit diesem Gefühl bedenken. Denn das, was er verlangt, ist das Gegenteil der Ruhe und der Mediokrität, nämlich das Bewußtsein der eigenen Niedrigkeit, die Demut noch im täglichen Versuch, die Schwächen zu überwinden, und die ununterbrochene Bemühung, trotz Fall und Wiederfall, dem Heimweh nach der Reinheit und nach der Vollkommenheit, das Er in uns geweckt hat, zu entsprechen.

DER PÄDAGOGE:

Und die Atheisten?

DER THEOLOGE:

Taten, die sie begehen, sind farb- und duftlose Aktionen des freien Willens, der sich selber die Gesetze gibt. Doch die gleichen Taten, ausgeführt von Katholiken, werden plötzlich penetrante Schwerverbrechen oder skandalöse Unternehmungen der Heuchelei. Sechs freisinnige Heerscharen dürfen dies und das, und es ist nichts als eine Bagatelle, aber einer aus der Herde Christi wage, im Handeln sich den Herren anzuschließen, und er ist markiert für alle Zeiten!

DER PÄDAGOGE:

Und sie ahnen nicht, wie recht sie haben.

DER THEOLOGE:

An sich sind ihre Taten nichts. Doch welche unvorstellbaren Ausmaße gewinnen sie, wenn wir, als Katholiken, als Schuldige, als Gefallene, bedenken, daß sie uns den Himmel entrissen haben.

DER PÄDAGOGE:

Der Himmel aber, — ist das ihre oder unsere Sache? Sind sie zu Richtern über uns gestellt? Wie können sie ein Vergehen abschätzen, wenn ihnen der Maßstab des Ewigen fehlt? Und wo, ja, wo ist hier die Heuchelei?

DER THEOLOGE:

Es kann nicht meine Absicht sein, die Glaubensbrüder, welche fehlen, gegen Atheisten, welche tiefer fallen, zu verteidigen. Es gibt eine Abart des Atheismus, der latenten Gottlosigkeit, die wir nicht, wie andere selbstgefällige Katholiken, übersehen lassen dürfen: jenen uneingestandenen, der sich im Stillstand, in der Behaglichkeit der Vielen offenbart, die der «religion statique», wie Bergson sie entdeckt hat, allein ergeben sind.

Die haben nicht den ganzen Glauben, der sich ja als ein ewiges Forschen, als ein dauerndes Gottsuchen, ein Gottwiedersuchen und Gotthöhersuchen manifestiert.

DER PÄDAGOGE:

Leider ist im Maschinenzeitalter selbst die sogenannte religiöse Praxis bei den meisten Katholiken eine maschinelle Angelegenheit geworden.

DER THEOLOGE:

Ihr Bekenntnis ist nicht gelebtes Christentum. Studieren wir um Gottes Willen nicht die Anatomie des Menschen an den Körperüberresten eines Leprakranken!

DER PÄDAGOGE:

Und sagen wir nicht, die christliche Lehre sei konfus, wenn einige konfuse Geister sie mit unzulänglichen Geistes- und Charaktermitteln zu verkünden unternehmen!

DER THEOLOGE:

Es liegt vielleicht ein Fehler in der Art und Weise vor, wie heute hierzulande Religion gelehrt wird. Ich möchte, was ich meine, an einem Konvertiten exemplifizieren, der auch in jungen Jahren ein vollendeter Marxist und Atheist gewesen ist, sich aber dann, im Gegensatz zu vielen andern werdenden Männern, nicht auf dem Niveau des religiös unterrichteten Kindes gehalten, sondern eifrig zu einem höheren Stand emporgearbeitet hat: Thomas Merton! Er schreibt in seinem Werk: «The Seven Storey Mountain» dieses:

«Ich weiß, viele Menschen sind deswegen Atheisten oder nennen sich so, weil sie sich abgestoßen und verletzt fühlen durch die bildhaften und metaphorischen Vorstellungen von Gott, welche ihnen unerklärlich und unbegreiflich erscheinen. Sie wollen nichts von solchen Auffassungen wissen, nicht, weil sie Gott verachten, sondern weil sie einen vollkommeneren Gottesbegriff fordern als den ge-

wöhnlichen, allgemein verbreiteten; und da ihnen die gewohnten bildlichen Vorstellungen nicht genügen, wenden sie sich ab, im Glauben, es gebe gar keine andern. Oder, was schlimmer ist, sie wollen nichts von der Philosophie wissen, weil sie dieselbe für ein sinnloses Gerede halten, das nur der Rechtfertigung der ewig gleichen alten, hoffnungslosen Lüge diene.

Welche Erleichterung empfand ich daher, als ich entdeckte, daß nicht nur keine unserer Ideen, von den Bildern gar nicht zu reden, eine adäquate Vorstellung von Gott geben kann, sondern daß wir uns mit einer solchen Gotterkenntnis nicht zufrieden geben dürfen....»

DER PÄDAGOGE:

Das ist es, ja; allein hier darf der Wahrheitsfreund — der auch wahrhaftig bis zum letzten ist — sich nicht mit etlichen Attacken gegen den bequemen oder gegen den unzulänglichen Klerus zufriedengeben, nein, er hat die Pflicht, ein wenig kräftig an der eigenen Brust das mea culpa zu betonen.

DER THEOLOGE:

Wir haben viele Landpfarrer, und nicht alle sind «curés de campagne» gleich dem von Bernanos. Wir zählen viele städtische Priester, doch nicht alle ähneln einem Vincent de Paul. Das aber wissen wir, daß es in allen Winkeln der Welt noch Diener Gottes gibt, die der Ehre eines Buches, wenn nicht der Ehre der Altäre würdig werden. Nur blicken wir, Katholiken hier, Atheisten dort, nicht auf die selben Punkte hin. Sie schauen geradeaus und sehen Menschen, welche große Sünder, Heuchler und Schlimmeres sind, und wir, die wir immer höher zielen, stellen Menschen fest, die Heilige geworden oder Heilige im Werden sind. Und das wird das Wesentliche bleiben immerdar: die Kirche als unausschöpfbare fons sanctitatis, trotz vielen Schwächen und erschreckenden Abfällen in den Reihen ihrer schlechtesten Mitglieder! Wenn sie auf

den Tod verwundbar wäre, hätten diese mediokren Gesellen sie, ach, lange vor dem Überfall der Nerojünger, gemordet.

DER PÄDAGOGE:

Das haben die literarischen Apologeten des Katholizismus in ihren Schriften bekunden und verkünden wollen. Nichts anderes. Es fällt mir deshalb schwer, in Paul Claudel und François Mauriac, in Evelyn Waugh und Graham Greene, in Gertrud von Le Fort und Theodor Haecker, in G. K. Chesterton und Kardinal Newman, in Jacques Maritain und Charles Péguy Heuchler und Narren, Trottel und Halunken zu sehen, wenn ich in sämtlichen Breiten des Willens bereit bin, etliche Anhänger des «Clan des Jeunes» in Wort und Schriften ernst zu nehmen.

DER THEOLOGE:

So ernst nun freilich nicht, daß ich mich irre machen ließe durch erloschene Mienen, die mir grauenhaft verraten, wie weit schon diese Vertreter der Jugend entfernt sind vom Deus qui laetificat juventutem. Kein leeres Lachen täuscht über ihre innere Freudlosigkeit hinweg. Kein Witz verhüllt die Trostlosigkeit ihres Lebens. Wohin sie sich auch engagieren mögen, sie schreiten einer dunklen Wand, dem harten Halt in einer Sackgasse zu. Ihr unentwegtes Neubeginnen, das sie Heroismus nennen, ist nur Selbstbetrug. Das Einzige was sie erreichen, ist Hedonismus.

DER PÄDAGOGE:

Ich habe als die furchtbarste Frage nicht die Haecker'sche erkannt: «Was ist der Mensch?» Sondern die würgende: «Wie darfst du leben, wenn Gott tot ist?»

DER THEOLOGE:

Das ist ihre Frage, — ich zweifle nicht daran. Und ich zweifle auch nicht länger an der endlichen Verzweiflung Derer, die sie zu bedenken haben.

Gott gebe ihnen Hoffnung, indem Er Sich ihnen, trotz allem, offenbare!

DER PÄDAGOGE:

Unsere Auseinandersetzung möchte sich mit einem Mal zu einem Mehrgespräche ausweiten. Ich bin dazu bereit, wenn auf der Gegenseite jedes Schlittern auf der Oberfläche unterlassen und die explikative Eindringlichkeit der Unterredung nicht zu einem eitlen Geschwätz mit etlichen Espritwellen und vielen Witzeleien erniedrigt wird.

DER THEOLOGE:

Die Forderung ist wichtig, da sich plötzlich Mitredner einzuschalten suchen, die mir weniger sorgenvolle Atheisten als unbeschwerte Skeptiker zu sein scheinen. Gute Worte, hier gesammelt und hinausgesprochen als verleiste Echotöne der verba Dei, sind nicht unsere Sache mehr, sobald sie drüben anfangen möchten, in einer burschikosen Profanierung als Bonmots zu prahlen. Nein, sie setzen, ehe sie geformt werden können, eine kühne Aufmerksamkeit, wenn nicht ein schmerzhaftes Wohlwollen voraus. Das Sprechen, das wir unternommen haben, darf nicht zum simplen Meinen werden, welches aus dem Sammelbecken laizistischer Verwässerungsanlagen für die religiösen Themen schöpfen würde. Hier und jetzt muß es sich stützen auf jene denkerische Verantwortung, die sich, voller Leidenschaft, der eigenen Leiden in der eigenen Schaffgewalt bewußt bleibt. Was ich vom Partner will, ist Ehrlichkeit in Wissen und Gewissen und nicht Prunkerei mit faulen Argumenten aus den Rumpelkammern der Enzyklopädisten oder aus den Frechheitsarsenalen längst verfallener Spötter. Gesichter sollen warme Lebensflächen präsentieren und nicht tote Masken etwaige Reaktionen verbergen. Denker suche ich und nicht Papageien. Schauende möchte ich anblicken und nicht vor Sichtbegabten

erkennen, daß der Psalmist noch immer recht hat, der vor Jahrtausenden zu verkünden wußte:

«Oculos habent et non videbunt!»

DER PÄDAGOGE:

Aus diesem Grunde übersehen wir die Äußerungen Derer, die, zum Greifen, nur der Schnoddrigkeit den Ton, der Flegelei das Wort, der Seichtheit die Färbung, der Unehrlichkeit das Gewicht und der Arroganz den Ausdruck leihen. Mit diesen Jungen, die der geistigen Hoffart verfallen sind, noch ehe sie im Geiste herumgeforscht haben, ist nicht zu diskutieren.

DER THEOLOGE:

Von ihnen gilt das tiefste Wort, das der Evangelist in der schwersten aller Verkündigungen gebraucht hat:

«Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.»

Denn Er ist da. Er steht vor Jedem und Er harrt der Tat, die Ihm die Tore aufreißt. Viele erschließen sich Ihm, und Er gibt ihnen die Macht, Kinder Gottes zu werden. Andere, die sich Christen nennen, lassen Ihn ins Vorzimmer ein, vergessen Ihn dort und treiben in der Stube nebenan Allotria, um ihn zu verspotten. Manche aber bleiben hart und werden härter, sagen Nein vor Seiner Bereitschaft und überlassen sich dem Nebenbuhler, den schon Goethe den «Herrn der Wanzen und der Läuse» genannt hat.

DER PÄDAGOGE:

Und die Frechsten brechen Pissenlits, blasen Blüten in die Lüfte, lachen aus, was ernste Mienen trägt, und sagen, auch der Mensch sei wie ein Löwenmaul — nur lauter und beschwerter! —, und wenn der Todessturm ihn nach dem leichten Sinnes ausgenossenen Leben anfahre, sei alles gleich in alle Ewigkeit vorbei.

An diese wendet sich mein Wort noch nicht. Ich habe nämlich, selbst vor ihnen, jede Hoffnung, daß sie eines Tages, gleich dem Hasser Paulus, ihre Blitz- und Leuchtstunden erfahren werden. Es geht zu Jenen, die den ganzen Willen zur Erforschung ihrer eigenen Stimmungen und ihrer eigenen seltsamen Gefühle haben. Und es möge Die herausfordern, die noch an der Frage nach dem Absoluten zu leiden vermögen!

DER PÄDAGOGE:

Das ist die Kernfrage unseres Problemes und zugleich, in sämtlichen Domänen zu spüren, die fundamentale Frage in der unleugbaren Krisis unserer modernen Welt. Oder ist es, anders ausgedrückt, die große Frage nach den Fundamenten des Daseins überhaupt?

DER THEOLOGE:

Wir leben leider in einer Welt, deren menschliche Gesellschaft den gewaltigen Prozeß der Atome miterleidet: sie wird «desintegriert»! Die Auflösung greift von der Gemeinschaft auf das Individuum über: Der Mensch selber zerfällt, so geistig wie moralisch. Es fehlt ihm die (fühlbar unerläßliche) Einheit. Aus seinem Hunger nach der Unitas stellt sich ihm, gezwungenerweise, die Frage nach den absoluten Gründen. In seiner Sehnsucht nach dem Halte oder nach den festen Angelpunkten erkennt er nach und nach die Notwendigkeit des Absoluten. Um sich zu beruhigen — und um, in seiner verborgensten Angst, sich sicherzustellen — unternimmt er das Wagnis, die reinsten menschlichen Werte zu verabsolutieren, obschon er, an den Nächsten wie an sich selber, fühlen müßte, daß diese nur relative Größen sind.

Aber seine Bemühungen, seine ewig wiederholten Bestrebungen geben Zeugnis — für den Trieb zum Absoluten hin. Dieser Drang gebiert eine Leidenschaft: die unauslöschbare, das als Notwendigkeit erkannte Absolute auch zu erobern, um es zu besitzen! Kommt er dann dazu, die

persönlichen Werte zu übersteigern und also — da er Gott verwirft, obschon Dieser doch nichts anderes als das Ziel der heißen Sehnsucht, eben das Absolute ist —, so vergöttlicht er das Menschliche, macht aus der Anthropologie seine Theologie und setzt anstelle des Gottmenschen den modernen Menschengott, der Stalin oder Hitler oder Mussolini oder Marx oder Engels oder Schneider heißt.

DER PÄDAGOGE:

Und die Folgen?

DER THEOLOGE:

Wir erleben und erleiden sie: das Heilige wird vom Profanen verdrängt, mit dem Verluste Gottes verliert sich der Mensch, und die Verneinung des Übernatürlichen läßt auch das Natürliche zugrundegehen. Der Glaube wird zum Aberglauben, die Gottesverehrung zu einer alldinglichen Idolatrie. Diese gebiert den Fanatismus, aus dem Fanatismus steigt die Intoleranz, und die Intoleranz verführt, im Kampfe aller Idolatrien gegeneinander, zur furchtbaren Unfreiheit, wie wir sie im Osten schon verwirklicht sehen.

Und nicht einmal die Völker im Osten können den unheimlich natürlichen Hunger nach dem Absoluten verneinen. Deshalb verabsolutieren sie nacheinander den Stoff, die Geschichte, die Macht oder den Marxismus, so wie vor ihren Meistern ähnliche Richtungen die Humanität, den Reichtum oder Blut und Rasse verabsolutiert haben.

DER PÄDAGOGE:

Die Jugend, die wir an-, auf die wir einreden, bejaht, in ihrer schlimmsten Leugnung noch, den gleichen Schrei nach Fundament und Absolutheit. Sie proklamiert als ihr Ziel D I E Wahrheit und stellt, als Überzeugung einfachhin, ihre Behauptung dar, der Herrgott sei ein Hirngespinst verdammter Pfaffen und ich ein Tor, daß ich den Narren glaube. Ihr Wort will absolut genommen sein,

und ihre Haltung möchte, wieder absolut, die Haltung aller Jungen werden. So bestätigen sie an sich, fast ahnungslos, was sie doch fest und tapfer zu verwerfen meinen: es ist die Rache — eine süße, eine gute Rache, nämlich die einer unendlichen Liebe! — daß sie daran nie vorbeikommen!

DER THEOLOGE:

Da die Geschichte, bis zu unserer Verzweiflung sozusagen, bewiesen hat, daß in dieser Frage sich der Mensch nicht auf den Menschen verlassen kann, daß er über sich hinausschauen muß, um das wahre Absolute anderswo zu sichten, kommt er über die natürliche Ordnung empor zu jener übernatürlichen, auf welche wir ihn hinzuweisen uns bemühen. Denn das Absolute transzendiert. Es steigt unsagbar hinaus über den billigen Absolutismus Derer, die auf ihre Meinung schwören oder auf die Meinungen eines Marx aus Trier und eines Sartre aus Paris schwören lassen.

DER PÄDAGOGE:

Dieser billige Absolutismus im Denken und im Fühlen macht entsetzlich eitel. Ich bemerke es an Denen, die uns dauernd widersprechen, um ihren A- und ihren Antitheismus zu verbreiten. Er begegnet unserer Demut, die eine Folgerung wie eine Forderung unseres Glaubens ist, mit ungeheuerlichem Stolze. Ja, ich sehe es.

DER THEOLOGE:

Wir selber dementieren täglich, nicht durch Worte, sondern nur durch Taten, auch durch laue Taten, ich gestehe es ein, durch halbe Taten, ich bekenne es, durch fürchterliche Untaten gar, hinter die sich eine herzzerreißende Reue stellt, ich beichte es, aber wir dementieren fort und fort die «Wahrheit» der Verstockten, die uns nicht begreifen.

DER PÄDAGOGE:

Unsere Haltung bringt sie auf. Sie treibt sie hoch zum Ausfall wider uns. Bei den Allermeisten ist die Insistenz

im Kampfe gegen das Christentum, die Leidenschaft in der Verfolgung oder auch die Bitterkeit in der Erbitterung, mit der sie Gründe für die Nichtexistenz des Absoluten unserer Prägung suchen, nur der Ausdruck einer geheimen, niemals offen eingestandenen Furcht, doch plötzlich auf den höchsten Herrn zu stoßen.

DER THEOLOGE:

Ich will, von mir aus, das erregende Kapitel nicht vertiefen; doch ich führe an, was Thomas Fischer einst dazu geschrieben hat:

«Wir wissen, daß es Atheisten gibt, bedauern die Tatsache und die Personen, aber schließlich stört ihr Vorhandensein grundsätzlich unser Weltbild nicht im Geringsten. Das Christentum aber stört jene.

Woher kommt das? Die Psychoanalyse ist eine ganz famose Sache und kümmert sich um unzählige Dinge. Wäre es nicht angebracht, wenn sie sich einmal auch damit beschäftigte? Und käme sie dann nicht vielleicht zu dem sehr merkwürdigen Ergebnis, daß es zwar uns sehr gleichgültig sein kann, ob der Atheismus recht hat, weil das weiter keine Folgen für uns hätte, dem Atheismus aber gar nicht gleichgültig sein kann, ob wir recht haben? Mit anderen Worten: Nicht wir Christen haben eine Höllenangst, sondern die andern! Für uns darf der Atheismus wahr sein (Sie verstehen, wie ich es meine), aber für den Atheisten darf das Christentum eben einfach nicht wahr sein. Für uns brauchen die Atheisten keine Schwindler zu sein, aber für den Atheisten muß der katholische Priester ein Schwindler und der Papst ein «Haruspex» sein; denn es wäre zu furchtbar, wenn sie es nicht, sondern die Träger der ewigen Wahrheit wären. Wer unsinnig gern leben will und den Tod fürchtet, liebt den Arzt nicht, der ihm sagt, daß er unheilbar krank ist; er setzt alles daran, um sich zu beweisen, daß der Arzt sich täuscht, daß dessen Diagnose falsch ist, und er hört es furchtbar gern, wenn ein anderer

ihn darin bestätigt. Der Arzt hat keine Abneigung gegen den Patienten, wenn sein Wissen ihn zur Aussage einer tödlichen Erkrankung zwingt, aber der Patient oft gegen den Arzt. Ähnlich liegen die Dinge zwischen dem Christentum und dem Atheismus, zwischen dem Gottgläubigen und dem Gottlosen, und hier liegen die Gründe der Einseitigkeit des Hasses. Der Hassende aber ist immer der schwache, der eigentlich unfreie Mensch. Und darum muß die Kirche die Gemeinschaft der unheroischen Betbrüder und Betschwestern sein, der traurige Pferch der dogmatisch Gebundenen, denen Aufklärung und Freiheit nottut, darum muß von der Kirche ein Zerrbild gemacht werden, damit die nagende Stimme des Gewissens überschrieen wird; denn das, was alle sehen könnten, das darf eben nicht wahr sein: daß die Gemeinschaft der an die Erlösung Glaubenden die einzige Gemeinschaft der wahrhaft Freien und Starken der Erde ist....»

DER PÄDAGOGE:

Freilich gelingt manchen ernsten Forschern nicht, im Absoluten, das sie vielleicht noch anerkennen, den rechten Gott zu entdecken. Sie sehen ein grimassierendes Gesicht, weil sie von den Dienern auf den Herrn schließen, und kommen, in einer richtigen Schlußfolgerung, die nur von falschen Prämissen ausgeht, zur erschreckenden Feststellung, daß, wenn solcherart Gott sein müßte, Er nicht sein dürfte.

DER THEOLOGE:

Wahrscheinlich hat in dieser Frage Jacques Leclercq recht, der in seinem «Dialogue de l'homme et de Dieu» geschrieben hat:

«La plupart de ceux qui nient Dieu nient un faux Dieu, parce qu'ils cherchent le vrai Dieu et n'arrivent qu'à un autre faux Dieu.

Ou bien, ce n'est pas exactement un faux Dieu qu'ils trouvent, mais le vrai Dieu dont ils se font une notion fausse, ou incomplète, ou mélangée d'erreur....»

Ist das nicht auch der Fall — und welch ein Fall — bei vielen sogenannten Christen? Sie machen aus Gott einen Nichtgott, ein Wesen wie sie selber, einen Gott nach ihrem Bilde, mit ihren Leidenschaften und mit ihren andern Menschlichkeiten, — nur ein bißchen klüger, nur ein wenig stärker, nur um einige Grade schöner.

DER PÄDAGOGE:

Le Dieu des bien-pensants, die sich mit den mediokresten Ansichten über Ihn zufriedengeben und nie darüber nachdenken, daß Er mit allen Qualitäten weit über unser Vorstellungsvermögen hinausreicht und also auch nicht mit ihren verkitschten Geistesbildern identisch sein kann!

DER THEOLOGE:

Unsere Aufgabe wird bleiben immerdar, im eigenen Lager gegen die entbildende Macht gewisser Schichten anzukämpfen und gegen die fortgesetzten Deformationen (soweit das Wort hier gestattet werden kann) aus berechnendem Egoismus oder aus penetrant werdender Liederlichkeit zu protestieren. Wir dürfen nicht länger die Schwachen in unsern Reihen dorlotieren und müssen uns vergehen lassen, die solemnen Dummköpfe weiterhin zu streicheln. Fassen wir endlich die Unreinen ins Auge und schließen wir Skandale und Skandälchen aus (obschon sich gerade an ihnen, seit neunzehn Jahrhunderten, das Geheimnis der Unzerstörbarkeit der Kirche am auffallendsten manifestiert!)!

DER PÄDAGOGE:

Und lassen wir die Außenstehenden merken, wie groß der Schmerz und wie erdrückend die Scham ist, die uns nicht mehr verlassen will, seitdem unsere Brüder und Schwestern in Christo in der Kirche Schändliches vollbringen!

DER THEOLOGE:

Dann aber, wenn wir das getan haben, bin ich einverstanden mit Bloy Léon, der in «Celle qui pleure» geschrieben hat:

«Ce n'est plus le temps de prouver que Dieu existe. L'heure sonne de donner sa vie pour Jésus-Christ.»

Und das geschieht.

Es geschieht so furchtbar oft, da immer furchtbar auf sämtlichen Breitegraden zwischen Prag und Peking, daß es nicht mehr aufzufallen vermag. Doch auffallen müßte es Denen, die das Engagement als das Absolutum ihrer Zeit zu preisen pflegen. Sie vor allen andern sehn es nicht. Oculos habent et non videbunt.

Doch auch sie werden einmal Blut lassen müssen: wenn nicht für Jesus-Christus, so für irgendeinen Dämon: Heißt dieser nicht Gottwald, so wird er Tito oder Stalin, Mao Tse Tung oder Urbany heißen. Oder: sie werden auf Überzeugungen eigener Prägung verzichten, die der Dämonen akzeptieren und mit diesen dämonisch die Antlitze ihrer Nebenmenschen als eine einzig anklagende Imago Dei austreten.

DER PÄDAGOGE:

Was aber hat sie gesagt, die Vertretung dieser ungläubigen Jugend?

Sie wolle nichts als das Heil der Schwachen und der Bedrängten!

Ach nein!

Schwache und Bedrängte gibt es, in Millionenzahlen, unter den Absätzen der unheimlichen Dämonen.
Was tut sie für diese?

DER THEOLOGE:

Nichts!

Nein, schlimmer noch: Sie schweigt!

Sie schweigt. Ein großer Teil der Menschheit schweigt mit ihr. Reden tun allein die Mitbrüder und die Mitschwestern der Gemarterten, die alles einsetzen, selbst das Leben, um ihren Glauben sich in alle Ewigkeiten zu erhalten.

Wir erheben unsere Stimmen, zum Gebete und zum Proteste. Alle andern schweigen und lassen täglich tausend Mördertaten ruhig zu. Os habent et non loquentur. Sie verstummen vor den Henkern der Menschheit.

DER PÄDAGOGE:

Und der bessere Teil der Unentschiedenen lauscht plötzlich auf und flüstert: Gott ist tot.

DER THEOLOGE:

Aber tot ist nur der trotzende Teil seiner Geschöpfe, die nach außenhin noch zu leben scheinen. Gott selber redet. Zu uns und durch uns. Aures habent — —!

Hoffen wir, daß ihnen die Ohren auf-, bevor ihnen die Augen, erschreckend vor den Dingen, die sie verblendet und vermessen vorbereitet haben, demnächst übergehen werden!